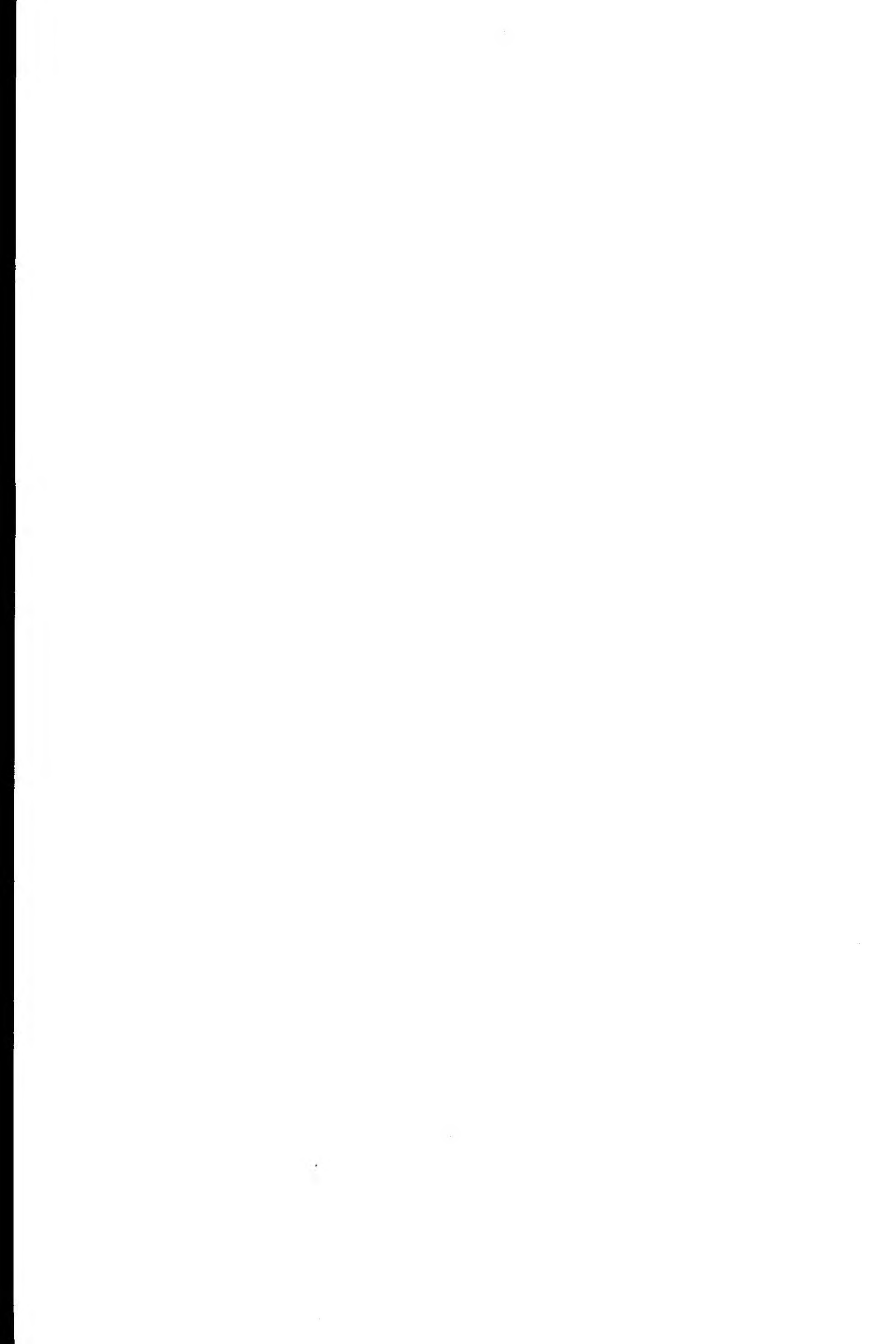
HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN



WILHELM KUSSEROW



HEIMKEHR ZUM ARTGLAUBEN



WILHELM KUSSEROW

2. Auflage, August 1977

Erstausgabe 1974

Herausgeber:
Dr. Wilhelm Kusserow
1 Berlin-Lichterfelde West, Baselerstraße 108

Gesamtherstellung:
Buch- und Offsetdruckerei Horst Ahlbrecht, 3400 Göttingen
Levinstraße 9 a (Industriegelände)

WIDMUNG

DEM GRÜNDER
UND DEN WEGBEREITERN,
DEN GEFALLENEN SOLDATEN DER WELTKRIEGE,
DEN VORKÄMPFERN UND GEFÄHRTEN
DES GLAUBENS UNSERER ART

widme ich dieses Buch

LUDWIG FAHRENKROG	BIBERACH/RISS
JOS. ARTHUR DE GOBINEAU	PARIS
LUDWIG SCHEMANN	FREIBURG/BR.
OTTO SIGFRID REUTER	BREMEN
NORBERT SEIBERTZ	BERLIN
GUSTAF KOSSINNA	BERLIN
WILHELM GRÖNBECH	KOPENHAGEN
GUSTAV NECKEL	BERLIN
HANS F. K. GÜNTHER	FREIBURG/BR.
HANS REINERTH	UNTERUHLDINGEN
OTTO RECHE	LÜBECK
FRIEDRICH SOLGER	BERLIN
WILHELM TEUDT	DETMOLD
THEODOR SEITZ	DETMOLD
HERMANN BAUMGARDT	FALKENBURG/POM.
HANS-GÜNTHER BROECKER	BERLIN
ROBERT REULEAUX	MÜNCHEN
GEORG NICOLAI	GOSLAR
HILDULF FLURSCHÜTZ	DRESDEN
FRIEDRICH SCHÖLL	GERSTETTEN

FRIEDBERT SCHULTZE	BERLIN
KARL HOLLECK-WEITHMANN	BERLIN
ERNST MYSING	DRESDEN
ROSE KUSSEROW	BAD FREIENWALDE/O.
JOHANN REIFF	BULLAY/MOSEL
PAUL SIEGMUND	BAD FREIENWALDE/O.
HARALD H. LÖSCHNIGG	GRAZ/ÖSTERREICH
HANS S. JACOBSEN	OSLO/NORWEGEN
RAYMUND BAMFORD	EDINBURG/ENGLAND
HELMUT RAPSCH	OMARURU/SWA.
JAN KRULS	AMSTERDAM/HOLL.
JOHN BOYT	CHICAGO/USA
GEORGES BERNAGE	CAEN/FRANKREICH
MARION YOUNG MONTGOMERY	NASHVILLE/USA
HENDRIK OKKER	ZWYNDRECHT/HOLL.
MARTIN VAN OORT	POTCHEFSTROOM/RSA.
WALTER H. HEFTI	ZÜRICH/SCHWEIZ
RICHARD GREY SWARTZBAUGH	CHARLESTON/USA.
ALBERT BRAUER	BERLIN
ALFRED MANKE	BENSBERG/IMMEKEPPEL
LEOPOLD GFÖLLNER	GMUNDEN/ÖSTERR.
WERNER BALLAUFF	DÜSSELDORF
SEPP BIBER	NORDERSTEDT
GERTRUD MEIDEL	NEUMÜNSTER
HELENE BAUMGARDT	HAMBURG
GERTRUD LAHR	BERLIN
EMMI SCHMIDT-VERGIEN	BERLIN
REINDER SOMMERBURG	BERLIN
HARALD HANEMANN	SEHNDE/HANN.

Vorwort

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eines Lebens, welches dem Sinn und dem Inhalt eines Glaubens gewidmet ist, der aus dem tiefsten Wesen unserer eigenen Menschenart stammt. Seit mich mein Weg über ein philosophisches und religiöses Studium an der Universität Berlin geführt hatte, das durch Lernen und Forschen in Deutsch und Englisch, Geschichte und Vorgeschichte ergänzt wurde, habe ich mit einer Art folgerichtigen Dranges nach denjenigen Grundsätzen ausgeschaut, die es ermöglichen sollten, ein eigengewachsenes Weltbild im Sinne europäischen und nordischen Menschentums zu finden und auszubauen. Als ich im Jahre 1926 bei den Professoren Dessoir und Spranger promovierte, veranlaßte mich das Thema meiner Doktorarbeit „Friedrich Nietzsche und Stefan George, ein Vergleich" dazu, die Grundlagen der europäischen Seele daraufhin zu prüfen, welche Ansatzpunkte es wohl für einen positiven Glauben eigener Art geben könnte. Ich fand im geistigen Werke beider Denker und Dichter die Hauptquellen einer neuen religiösen Auffassung und Bindung.

Außer den beiden genannten akademischen Lehrern gilt mein Dank und meine Verehrung noch heute den Professoren Roethe und Neckel, die mir ihr ungewöhnliches Wissen um deutsche Dichtkunst und Sprache und germanische Eigenart und Sitte vermittelten.

Es war eine Fügung des Schicksals, als ich bald darauf in einem Kreise volklich und artgebunden gerichteter Männer und Frauen dieselben Gedanken und Wünsche wiederfand, die ich so lange gehegt hatte. Unter der Führung des späteren Reichsgerichtsrates Norbert Seibertz lernte ich den ganzen Umfang der damals bestehenden nordisch-gläubigen Bewegung kennen und wurde in der Folgezeit vertraut mit den Grundzügen der Begründer des germanisch-religiösen Denkens und Wollens, Ludwig Fahrenkrog und Otto Sigfrid Reuter. Den ersteren lernte ich 1942 persönlich kennen, mit dem Nachfolger des zweiten, Alfred Conn, arbeitete ich über fast zwei Jahrzehnte zusammen. So wuchs in mir das Bild einer artgläubigen Haltung, die verbindlich sein mochte für alle Menschen, welche zu den inneren Voraussetzungen hingefunden hatten, die diesen Glauben bedingten.

Die Nordische Glaubensgemeinschaft e. V. wurde der Träger dieser Ideen, welche in dem Artbekenntnis von 1932 ihren Ausdruck fanden. In der nationalsozialistischen Zeit hielten wir uns als einzige Gruppe der nationalen Richtung frei von Partei-

Macht- und Einfluß (außer der Ludendorff-Bewegung) und wurden deshalb beargwöhnt, beobachtet und schließlich verwarnt, weil wir uns den Lockungen und Drohungen der staatlichen Stellen nicht beugten. Der Verfasser ist, wie viele seiner Gefährten, nicht Mitglied der NSDAP geworden, was mir als beamtetem Lehrer nur den Lohn des freien Gewissens eingebracht hat.

Nach dem Untergang des „Dritten Reiches" begannen wir 1946 und 1951 die Arbeit von neuem und führten die überlebenden Gefährten in der Artgemeinschaft (gegründet 1951 in Göttingen) wieder zusammen. Die Fäden zu den Ländern, in denen Menschen unserer Art wohnen, wurden von neuem geknüpft. Heute herrscht ein reger Austausch geistig-religiöser Erfahrungen und Standpunkte mit fast allen Völkern, in denen Menschen europäischer Herkunft in größerer Zahl leben. Die verbindende und einigende Schrift dieses religiösen Werdens ist das „Bekenntnis Unserer Art" von 1954, welches die Grundlagen der Richte von 1932 ergänzt und vertieft. Diese dreizehn Sätze sollen nebst den Bekenntnis-Worten von Ludwig Fahrenkrog und dem Artgelöbnis im dritten Bande dieses Werkes erläutert, begründet und philosophisch und religiös in den geistigen abendländischen Zusammenhang gestellt werden.

Daß diese Arbeit fruchtbar und segensreich, versöhnend und begütigend für alle Menschen und Arten in der Welt werde, ist mein großer Lebenswunsch. Denn Artglaube bedeutet Achtung und Anerkennung jeder aus echtem religiösen Empfinden entstandenen menschlichen Haltung und Gesinnung, die in Freiheit leben und wirken läßt.

Wilhelm Kusserow

21. März 1974

I. Kapitel

1.

Art und Glaube

In diesem Buch soll versucht werden, die Frage zu klären, wie eine Menschenart im tiefsten Grunde ihrer Seele aus eigenem Wesen einen Glauben schafft, der für sie verbindlich ist und all das ausdrückt, was an Sehnsucht, Bedürfnis und tatsächlichem Gefühlsinhalt in dieser besonderen Menschengruppe enthalten ist. Dieser Vorgang ist bei jeder eigengewachsenen Art in ihrer Ur- und Vorgeschichte zu beobachten. Bei vielen Völkern hat sich ein solcher Glaube durch die Jahrhunderte und Jahrtausende gleichmäßig und ungestört entwickeln können. Das gilt für alle Urvölker und Stämme, aber auch für den Fernen Osten, der eine ihm gemäße Religionsform gefunden hat (den Buddhismus), es gilt für die arabisch-mohammedanische und jüdische Welt, und es gilt auch für die ersten Jahrtausende der nordischen Menschenart, bis das Christentum als fremde Südreligion eindrang.

Die Möglichkeit, diesen Vorgang der Ausbildung einer Eigen-Religion nachzuzeichnen, ergibt sich aus unserer heutigen Kenntnis des Indogermanentums, aus der genaueren der germanischen Glaubensform, – im Vergleich mit den indogermanischen Nachbarstämmen -, und schließlich aus der Auseinandersetzung der alten Volksreligion (Germanenglaube) mit dem Christentum bei seinem Eindringen in die nordische Welt und in seiner Entwicklung im Mittelalter bis in die Neuzeit.

Schließlich wird eine gründliche Untersuchung der jüdisch-christlichen Zeugnisse aus dem Alten und Neuen Testament das Bild der Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit abrunden und es vergleichen mit dem Widerstand, den das Christentum von Anfang an in unserer Seele und in den entsprechenden historischen Ereignissen gefunden hat.

Unter Art wird hier, der Erklärung der Brüder Grimm im Wörterbuch der deutschen Sprache folgend, einmal verstanden all das, was als bodenständig Vorbedingung und Schicksalsgrund für die Menschen war, die hier von Urzeiten an lebten. Ferner wird unter Art die verhältnismäßig ähnliche Lebensform zu verstehen sein, die sich aus den Verhältnissen des Klimas, der Landschaft und der vorgefundenen geologischen und geographi-

schen Stufe ergab. Dies ist die Nacheiszeit, welche unsere Menschenart maßgeblich geformt und sowohl Aussehen wie Charakter wesentlich gebildet hat. Schließlich wird unter Art die Äußerungsweise verstanden, in der sich die besondere Seele des Indogermanentums gezeigt und ausgedrückt hat, welche ihrerseits die Vorbedingung für die Herausbildung einer Glaubensweise und eines Glaubensinhaltes ist, der von denen anderer Völker und Rassen abweicht. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß die biologische Gleichartigkeit, die auf gemeinsamer Herkunft (Cro-Magnon-Aurignac) beruht, der letzte Boden ist, welcher das Wesen alles Organischen bestimmt. Sofern nicht später fremde Einflüsse eintreten, welche das einheitliche Bild einer solchen Seele stören, kann man aus dem Niederschlag der Lebensäußerungen einer ganzen Menschenart ihre Seele, ihren Glauben und ihre wesentlichen sittlichen Hochwerte erschließen. Dies ist sogar dann noch – in leicht abgeändertem Maße – der Fall, wenn eine Überfremdung versucht, das eingeborene Glaubens- und Sittenbild zu überdecken, weil dieses tiefere und im eigentlichen Sinne schöpferische Element in uns immer wieder versucht, ans Licht zu kommen und sich, wenn auch oft in fremden Formen, von neuem „artentsprechend und wesensgemäß" durchzusetzen. Hierfür bietet der Kampf zwischen nordischer Seele und christlicher Überdeckung ein deutliches Beispiel, welches uns die letzte ursprüngliche Kraft einer inneren Wesensnotwendigkeit erkennen und bewundern läßt.

Im Hauptteil des Buches (III. Band) wird dann diejenige Form des Glaubens unserer Menschenart dargestellt, die wir als moderne Religion bejahen können. Sie ist gereinigt von den historischen Schlacken und Entwicklungshemmungen, von den zeit- und stufenbedingten Abwegen und Sondererscheinungen, die der nordeuropäische Mensch in bestimmten Epochen in seinem Ringen nach einer Dauerform angenommen hat. Sie stellt den reinen zusammengefaßten „Artglauben" dar, wie er sich uns als in einer Umbruchszeit lebenden modernen Menschen darstellt. Hierbei gehen wir von der Grundvoraussetzung aus, daß sich die Seele unserer Menschenart – trotz aller Einflüsse von außen – nicht im wesentlichen geändert hat. Sie hat nur das in ihr Liegende gänzlich aus sich heraus entwickelt, so daß die heutige Glaubensweise und der jetzige Glaubensinhalt der eines Menschentums ist, das zwar unter veränderten Umständen gegenüber früher lebt, aber in der im Grunde gleichen Weise auf alle Dinge des Außendaseins reagiert wie unsere Vorfahren in einer noch weniger zivilisatorisch geprägten Epoche. Die Gewißheit hierfür gibt uns die Zustimmung vieler Artgefährten in allen Teilen der europäisch besiedelten Welt. In ihnen ist die

Gleichartigkeit unseres religiösen Empfindens zum hellen Bewußtsein gekommen, und sie erkennen sich, ihre letzten Wünsche und Strebungen, ihre Empfindungen und ihr Welterlebnis in diesem Glauben wieder. Dies nennen wir die Offenbarung der Religion der Art in unserer Zeit, welche seit Haeckel und Nietzsche, Hebbel und Stefan George unaufhaltsam vorwärtsschreitet und uns einem geistigen und gefühlsmäßigen Zusammengehörigkeitsbewußtsein entgegenführt, das geeignet ist, der Zwiespältigkeit der Zeitepoche, in der wir leben, und der Ratlosigkeit in Dingen der seelischen Führung ein Ende zu machen, um, wie wir glauben, dem Weißen Mann europäischer Herkunft noch einmal die Möglichkeit zu geben, sich auf sein eingeborenes Schöpfertum und auf seine Verantwortung in dieser Welt zu besinnen.

2.

Artveränderung und Artminderung

Wenn wir soeben behauptet haben, daß unsere Menschenart sich seit der Einführung des Christentums nicht wesentlich gewandelt hat, so soll doch auf gewisse Schwerpunktverlagerungen hingewiesen werden, die im Laufe der Jahrhunderte erfolgt sind und die das äußere Bild zum mindesten variiert, das innere dagegen in gewisser Weise verundeutlicht, verwischt oder überdeckt haben.

Es wird oft von Gegnern der Erbfolge-Erkenntnis darauf hingewiesen, daß wir Deutschen (und die nordisch- und mitteleuropäischen Völker) ein Gemisch von allen möglichen Rassen und Volksteilen seien: das sehe man ja am Erscheinungsbild des nord- und mitteleuropäischen Menschen. Diese Ansicht ist ebenso verbreitet, wie sie falsch ist. Gewiß sind wir ein Volk, das ein „Rassengemisch" darstellt, wie es in jeder Rassenkunde zu lesen ist. Kein Mensch wird und will heute behaupten, daß wir ein rassereines Volk seien. Wir sind dies im strengsten Sinne nie gewesen, denn schon in der Cro-Magnon-Zeit treten anthropologische Erscheinungen auf, die darauf hinweisen, daß Einschläge geringerer Art von Urrassen vorhanden waren und eingemischt worden sind, die Varianten (Abänderungen) zur Normalrasse darstellten. Jedoch blieb schon damals das Grund- und Durchschnittsbild des mitteleuropäischen Menschen einheitlich und gradlinig, wenn man die überwiegende und seelisch wie körperlich bestimmende Mehrzahl der bodenständigen Bevölkerung betrachtet.

Dasselbe ist im deutschen Volke und, im besonders starken Maße, in den Nordvölkern der Schweden, Dänen, Norweger und Engländer der Fall, wozu das kleine isländische Volk und die Millionenbestandteile der amerikanischen Menschen europäischer Herkunft gehören, sowie alle Auswanderer und Siedler in den überseeischen Ländern.

Der Charakter dieser ursprünglichen Bevölkerungsteile „nordischer" Herkunft – im weitesten Sinne – ist unverändert geblieben, auch wenn sich im Zahlenverhältnis der Bewohner unseres Gebietes Verschiebungen zu Ungunsten des alteingesessenen Bestandteils ergeben haben. Solche Verschiebungsanzeichen zeigen sich mehr im politischen Bild der europäischen Völker an als im Zustand des geistigen und seelischen Seins. So war es zumindest bis zum Schluß des 2. Weltkrieges, wo besonders das zentrale Deutschland vielfach von starken und einschneidenden Mischungen östlicher Menschen betroffen wurde. Hinzu kamen die Nachkömmlinge von Farbigen durch die Besatzungstruppen und die Überbleibsel der Vergewaltigungsakte unserer Befreier aus dem Osten und aus Asien. Aber diese Einsprengsel sind doch, auf das Ganze gesehen, nur sehr geringe Zuflüsse zum alten Blut, zur eingeborenen Erbmasse und zum überlieferten und lebendigen Seelentum unseres Volkes. Gewiß haben sie etwas die Klarheit und Eindeutigkeit unserer Ausdrucksart (des Stils unserer Seele) verändert, zumal sie es sind, die mehr ungestüm als fruchtbar nach oben drängen, die im Außenbilde der Bevölkerung stärker sichtbar werden (wie z. B. bei den Dauer-Studenten-Unruhen), aber sie konnten Wesen und Sein unserer Menschenart bis dahin (1945) nicht grundlegend abwandeln, wenn auch leicht tönen und abstufen, wie sie es in der Wirkung im Innern und nach außen ein wenig taten. Eines mag zugegeben werden, daß seit einem halben Jahrhundert die Masse der europäischen Völker und vornehmlich die Deutschlands weniger dem früheren Erb- wie auch Erscheinungsbild entspricht, daß mit der Demokratisierung Volksteile in die mittleren und oberen Schichten gekommen sind, die früher kaum oder gar nicht in Erscheinung traten, und daß die Masse überhaupt gegenüber den tragenden und selbständig traditionsgemäß fühlenden Schichten zugenommen und Einfluß gewonnen hat. Das aber ist mehr ein politisches als ein original-seelisches Problem.

Die Vermassung, wie man heute bedeutsam und bezeichnend sagt, ist allerdings ein Merkmal der vollentfalteten Industrialisierung, der unverhältnismäßig und gefährlich einsetzenden „Integrierung" mit fremden Arbeitskräften und deren Spröß-

lingen, die in einem erschütterten Sittenbild nicht ausbleiben können. Immer, wo ein Fremdwort auftaucht, muß der kritische Beobachter annehmen, daß etwas Gesundes überdeckt und etwas Fremdartiges und Ungewöhnliches, meist aber etwas Schädliches und Unzumutbares schmackhaft gemacht werden soll. So ist größte Vorsicht geboten bei den Begriffen „moderne Industriegesellschaft", „Sozialprodukt", „Volksdemokratie", „Rassismus", „Reaktion", „Integration", „Humanität" und „Autonomie". Fast immer versteckt sich hinter diesen Wort-Blendern eine Lüge, ein Betrug oder wenigstens die Absicht, etwas zu verwischen, was dem gewöhnlichen Volksbewußtsein nicht verständlich, nicht zuträglich, fremd und unheimlich ist. Man will der Ablehnung zuvorkommen, indem man ein Wort einführt, dessen Begriffsinhalt unklar, unscharf und oft mit Absicht – trügerisch und vieldeutig ist.

Nun hat die Veränderung unseres Artbildes in gewisser Weise mit der Industrialisierung schon vor einem Jahrhundert eingesetzt, als von den westdeutschen Kohlengrubenbesitzern Ostarbeiter in Massen eingeführt wurden, die man heute noch an ihren Namen erkennt. Das, was wir „Proletariat" nennen, der ursprünglich besitzlose, primitive, anspruchslose und kinderreiche Arbeiter, der aus Polen oder Galizien stammte und dann mit Hilfe der Großindustriellen das Ruhr- und Rheingebiet bevölkerte, braucht keineswegs immer etwa „minderwertig" gewesen zu sein, aber er war, im Verhältnis zu der eingesessenen Bevölkerung, im deutschen Sinne traditionslos und international, d. h. er wußte nicht, was Heimat und wo seine Heimat ist. Mit dem Verlust der äußeren und inneren Heimat aber fängt meist die seelische Ungebundenheit, und d. h., die volkliche und persönlich-menschliche Rastlosigkeit und Auswegslosigkeit an.

3.

Artbeharrung und Artbewußtsein

Gegenüber der angedeuteten verhältnismäßig geringen Art-Verschlechterung durch Fremd-Einwanderung, der unverhältnismäßig stärkeren Vermehrung der sozial niederen Volksschichten im 19. Jahrhundert und den Industrialisierungserscheinungen seitdem müssen wir aber eines festhalten, welches geeignet ist, alle diese Gesamt-Artminderungen in einem gerechten und den Tatsachen entsprechenden Licht erscheinen zu lassen: Es ist der erwiesene Befund der Forschung, daß die Beharrung der

Erbmasse einer im wesentlichen gleichartigen Bevölkerung durch die Jahrhunderte nicht so leicht erschüttert werden kann. Die Mendelschen Gesetze lassen zwar die Auslegung zu, daß bei sehr artfremden Mischungen Trübungen des Einheitsbestandes eintreten; sie erlauben aber zugleich auch den Schluß, daß sich das alte Blut, die ursprünglichen Erblinien der vorhandenen Urbestandteile einer Menschenrasse durch einen Vorgang wieder herstellen, den man Ausmendelung genannt hat. Anders wäre der Befund nicht zu erklären, daß es heute noch so viele hochgewachsene Menschen gibt, sowohl in Frankreich, wie in Deutschland, wie aber besonders in den Nordländern und auch in Amerika, die unverlierbar das äußere Bild des Nordmenschen und seiner Herkunft tragen, daß man sich wundert, daß diese Art, die so vielen Mischungen und Überfremdungen, gerade im Ausland ausgesetzt ist, überhaupt noch die Züge des alten ursprünglichen Menschenbildes zeigt, wie es uns Tacitus aufgezeichnet und wie es von der Frühzeit bis zum 19. Jahrhundert als vorwiegend und charakteristisch-europäisch gegolten hat.

Man kann sagen, daß trotz aller Mischungen mit fremdem Blut, trotz aller Völkerwanderungen und Unterwanderungen, ein wesentlicher Bestandteil der Nordvölker derselbe geblieben ist, der er immer war.

Es ist aber noch ein weiterer Vorgang zu verzeichnen, der für die Sammlung artbewußter Menschen womöglich entscheidender ist als die Auszählung derjenigen, welche das nordische Erbbild auch im äußeren Erscheinungsbild sichtbar und unentstellt tragen. Wenn nämlich Mischungen eingetreten sind zwischen rein nordischen Familien und verwandten ostischen oder dinarischer Typen (diese gehören ja alle den Nachfolgeentwicklungen der Cro-Magnon-Rasse an), so ist die Erscheinung zu beobachten, daß in solchen „gemischten" Typen häufig eine Bewußtwerdung derjenigen Innenkräfte eintritt, die im äußeren Bild weniger hervortreten, nämlich der ursprünglichen Abstammungsgruppe, deren Seele und Charakter stärker bewußt wird, als es meist im reinen Typ der Fall ist. Dieser innerseelische Vorgang ist leicht erklärbar. Wenn in einem Menschen gegensätzliche Strebungen auftreten, die auf verschiedene Blutsmischung zurückgehen, dann werden diejenigen Teile des inneren Erbes bewußt, die als Vorbild, als Ideal, als „Inbild", wie wir sagen, empfunden werden. Hier wird also dann das Bewußtwerden zum Anlaß der Verteidigung oder der Vertretung derjenigen Charakter- und Wesenszüge, welche überdeckt, aber nicht ausgeschaltet worden sind. Man kann es auch so ausdrücken, daß in Einschlägen artverwandter Mischung nahen Grades derjenige

Teil erst ins Bewußtsein tritt, welcher, biologisch gesehen, als rezessiv zu betrachten ist. Durch den gewissen Gegensatz, der im Wesen empfunden wird, kann erst das körperlich Verdrängte oder in den Hintergrund Getretene seelisch aktiv werden. Nur wo Abstand ist (zu sich selbst), kann Eigenerkenntnis und Ideal-Wahl eintreten. Damit wird die Seite des Nordischen Menschenideals gerade bei solchen verstärkt, die im Erscheinungsbild nicht mehr alle Kennzeichen des alten und ursprünglichen Typs zeigen. Hierin liegt eine große Möglichkeit der „Bewahrung und Erneuerung" unserer Menschenart, was ihre Ideale, Werte und Lebensformen anbetrifft. Die Art-Bewahrung zeigt sich hierin von einer neuen Seite.

Im reinen Erbtyp wird das eigene Wesen nicht bewußt. Es lebt sich „naiv" aus und ist daher in viel stärkerem Maße durch geistige Überfremdung beeinflußbar als der leicht gemischte Vertreter zweier verwandter Unterarten, in dem der Prozeß des Bewußtwerdens des ausgewählten Idealbildes sich deutlich vollzogen hat. Diese seelenkundliche Tatsache ist einer der Tiefengründe, warum der germanische Mensch zu einer Zeit, wo er noch fast reinrassig zu nennen war, den Einflüssen einer Kultur und Religion unterlag, gegen die er die Mittel des Bewußtseins, des Bewußt-Gewordenseins noch nicht einsetzen konnte. Hinzu kam beim Menschen nordisch-europäischer Abstammung die Neigung, das Fremde und Andersartige als das Bessere, Schönere und Höherwertige anzusehen, wie es die Geschichte des deutschen Menschen und vieler anderer europäischer Völker so oft zeigt. Erst wenn das eigene Idealbild als das natürliche Inbild des angestammten Menschentums empfunden wird, kann die Rettung vor fremden Idealbildern, die Bewahrung vor fremdgesetzlicher Seelen- und Sittenauffassung eintreten, d. h., die Erneuerung unserer Art aus dem Bewußtsein unserer eingeborenen Werte. So scheint die Naturentwicklung selber unserer Menschenart noch einmal die Mittel an die Hand zu geben, sich zu verteidigen gegen fremde Ideale, sich zu erneuern aus eingeborenem Erbe, in dem sie das Bild unserer Seele, das nunmehr klar erkannt und deutlich gezeichnet ist, vor unser aller Augen und Sinne, vor unser aller Herzen und Gemüter und vor unser aller Verstand und Geist hebt und es zum Inbild unserer Zukunft macht, eine Aufgabe und Sendung, die dem Weißen Mann noch einmal die Möglichkeit bietet, seine Rolle der Verantwortung aus neuer Erkenntnis besser zu spielen, als er es in den vergangenen Jahrhunderten geistiger und seelischer Verwirrung tun konnte. Dieser Klärung ist das vorliegende Buch gewidmet.

4.

Auseinanderentwicklung der christlichen Kirchen nach Artgesichtspunkten

Schon bei der Entwicklung der christlichen Religion in Europa selbst ist der Gesichtspunkt der „Art", des Artgefühls im unbewußten Sinne maßgebend und oft ausschlaggebend gewesen. Bei allen Abspaltungen vom „einzig-richtigen", „orthodoxen" (d. h. „rechtgläubigen") Lehrbegriff der Kirche hat die Tatsächlichkeit der Verschiedenartigkeit der Stammes- und Volksseele des betreffenden abspaltenden Teiles eine Hauptrolle gespielt. Die Trennung der byzantinischen Kirche von der päpstlichen weströmischen (1054), der Streit zwischen Arianern und Athanasianern (um die Gott-Gleichheit oder Gott-Ähnlichkeit des Sohnes" in Nicäa), die vielfachen Abspaltungen der Nestorianer und Monophysiten und anderer Unterdogmen, die spätere Reformation mit ihrer fast zugleich erfolgenden Spaltung in Lutheraner und Calvinisten, all diese Abweichungen von der sogenannten „ursprünglichen" und allein rechtgläubigen Lehre und Kirche beweisen, daß die Stämme, Völker und Nationen auf Grund ihres eigenen geistigen und seelischen Bewußtseins eine Aufgliederung der christlichen Lehre nach Artgesichtspunkten vornahmen, wie wir es heute nennen. Damals wurden die tieferen Gründe der Differenzierungen natürlich nicht erkannt; es schienen mehr intellektuelle Spitzfindigkeiten zu sein, die bestimmend für Änderungswünsche waren. Aber es ist kein Zufall und nicht nur theologische Streitsucht und Streitsache, daß es zum Beispiel über der Verwandlungslehre (dies „ist" oder „bedeutet" Fleisch und Blut Christi) oder über der Prädestinationslehre (Der Mensch ist seinem Wesen nach von Gott vorherbestimmt für Himmel oder Hölle) zu weiteren Spaltungen innerhalb des protestantischen Christentums kam; hier entscheiden sich wesenhafte Züge einer eingeborenen Artreligion für oder gegen Lehren, die ihr verwandter oder fremder waren. Die Abspaltungen oder Zerfaserungen des Christentums gehen bis zu unserer Zeit hundertfach weiter, ein Zeichen dafür, daß der innewohnende Geist des europäischen Menschen unter seinem aufgepreßten Glauben nicht zur Ruhe kommt, nicht zum Frieden seiner Seele gelangt, nicht zur Erfüllung seines Wesens innerhalb des Christentums vordringen kann.
Die Seele unserer Menschenart hat bis heute nach einer ihr entsprechenden Form des Glaubens gesucht. Dieser Glaube kann nur gefunden werden, wenn das religiöse W e s e n , die letzte Seinshaltung des europäischen Menschen, die innerste Quelle

seiner Entscheidung und Daseinseinstellung geklärt, ihre letzten Wertmaßstäbe erkannt und alle religiösen Formen und Inhalte danach eingerichtet werden. Dann werden die Bedürfnisse und Sehnsüchte unserer Menschenart hinsichtlich einer „neuen Religion" ihre eigentliche Befriedigung finden.

5.

Gab es schon einen Artglauben?

Diese Frage stellt sich von selbst angesichts der Tatsache, daß unsere Menschenart über zehntausend Jahre vor dem Christentum in Europa existiert hat. Vom Ende der Mittelsteinzeit an (etwa 8 000 vor Ztwd.) müssen wir die Bildung des aufgehellten Typus mindestens ansetzen, und von dieser Zeit an muß man auch die „nordische" ansetzen, weil sie diejenige Gruppe darstellt, welche dem weichenden Gletscher am weitesten nach Norden gefolgt ist und heute noch dort in ihren nachgebliebenen Stämmen wohnt. Die Wesenszüge, Urmerkmale auch religiöser Art dieser Menschengruppe sind uns durchaus bekannt. Sie haben sich in zwei Stufen entwickelt, deren eine gekennzeichnet wird durch Sonnen- und Stern-Verehrung, wie es der alte Himmelsgott Djauspitar (indisch) gleich Tagesvater beweist. Dieser ist, auch sprachlich, derselbe wie Juppiter (gleich Dies-Pater, auch Tagesvater), und wie Zeus (griech.) gleich Tiu-Ziu im Germanischen. Die Übereinstimmung dieser Himmelsgötter geht so weit, daß sie sogar in der Lautbildung des Namens völlig übereinstimmen, wenn man die Abänderungen durch die Sprachentwicklung dabei genau verfolgt. Der Himmels- gleich Tagesgott war also eine der ersten indogermanischen Gottheiten, welche allen Völkern und Stämmen der europäischen Frühentwicklung gemeinsam waren. Eine tiefere Verwandschaft des Seelentums ist kaum denkbar, wenn sich diese sogar in Zeiträumen erhalten hat, die zwischen 2 500 (den frühen indogermanischen Wanderungen) und sagen wir, 700 nach Christus nachweisen läßt, wo der alte Gott Ziu, der inzwischen zum Kriegsgott geworden war, durch das Christentum verdrängt wird und sich nunmehr bis auf den heutigen Tag nur noch im Wochennamen Dienstag gleich Zius-Tag verfolgen läßt.

Zu dieser ersten Stufe des Indogermanentums gehören die Megalithen (Großsteinsetzungen) in Form der Menhire in Nordfrankreich und rund um das Mittelmeer, die Großsteingräberkulturen, und die riesigen Steinkreise und Gestirnheiligtümer, wie z. B. in Stonehenge und Avebury in Südwestengland und

an vielen anderen Orten. Dieser (z. B. von Herman Wirth) sogenannte „urnordische" Glaube ist das erste Erwachen unserer Menschenart zu eigenen religiösen Vorstellungen. Diese erste Schicht wurde auf einer zweiten Entwicklungsstufe abgewandelt zu entsprechenden Grundreligionen der drei indogermanischen Hauptstämme, der Slaven, Kelten und Germanen.

Das Erbe des Nordens wurde am reinsten von den Germanen angetreten, die außer dem Himmels-, Sonnen- und Gestirnglauben das kämpferischste Innengut mitbrachten, weil sie sich am weitesten in die Regionen des Eises vorgewagt hatten, wo das Leben sich nur als harte Auseinandersetzung mit den furchtbaren Naturkräften darstellt.

Dieser Erfahrung haben sie in ihrem Mythos vom ewigen Kampfe der Asen (als der gestaltenden und aufbauenden Kräfte) mit den Riesen (als den zerstörenden und nur-triebhaften Mächten) Ausdruck verliehen. Der nordische Frühgermane sah das Leben des Menschen und auch das Dasein des Kosmos als ein immerwährendes schicksalgesetztes Ringen um Ordnung, Selbstbehauptung und Durchsetzung gegen die wilden, unwägbaren und Chaos schaffenden Gewalten an. Diese Grundeinstellung hat seine Religionsform und deren Inhalt wesentlich und entscheidend bestimmt.

6.

Religiöse und charakterliche Verschiedenheit der indogermanischen Stämme

Im Keltentum als der westlichen und südlichen Gruppe der Indo-Europäer ging die religiöse Entwicklung merkwürdigerweise bald zu einem Priestertum mit Geheimbräuchen und Kastenabschließung und Kasten-Vorrechten über. Dies lag sicherlich zum größten Teile daran, daß die Priester zugleich die Berechner der Gestirnzeiten waren und daß sich daher ein Stand ausbilden konnte, der diese Kenntnis als Privileg in Anspruch nahm. Aber das Keltentum zeigt noch weitere Wesenszüge, die, vom Germanischen her betrachtet, bereits fremdartig wirken. Dazu gehört vor allem die mutterrechtliche Verfassung vieler Stämme, die sich auf keltischem Gebiet durchgesetzt hat. Die indogermanische Verehrung der Frau, die allgemein ist, wird hier zum Kult des Weibes schlechthin, und die heutige französische Einstellung der Frau gegenüber läßt diese Züge deutlich erkennen. Die Ursache für diese andersartige Entwicklung gegenüber den Germanen ist wohl in der stärkeren Ver-

mischung mit südindoeuropäischen Typen zu sehen, die dem Urzustand noch näher waren. Eine weichere, lebensgenießerischere Daseinsauffassung kennzeichnet auch heute noch keltisch bestimmte Menschen, und das Land, in dem der „Herrgott" selber bei gutem Essen lebt, ist eine anmutige gallische Erfindung, die vom härteren, kargeren, nordischen Kriegertum bald und schnell weggeführt hat.

Die Urslaven treten erst viel später in die religiöse Geschichte ein. Sie haben zum Teil alte indoeuropäische Züge des Urglaubens bewahrt und diese fast unverändert nach Deutschland gebracht. Als sie bis um elfhundert in Mecklenburg und Holstein saßen, erkennen wir in ihrer religiösen Haltung noch viele Züge der alten Zeit, Göttergestalten und Sinnbilder, die uns nahe verwandt sind, wie den Himmels- und Tagesgott und die Weltsäule (Irminsul), welche völlig den germanischen entsprechen. Angemerkt sei hier gleich, daß die Irminsul als tragende Säule des Weltalls auch im Keltischen belegt ist, wie sie in Palästina bei den Philistern auftritt (1160 vor Ztw.), die ein indoeuropäischer Stamm, vielleicht illyrischer Herkunft waren. Der Artglaube der Indoeuropäer erscheint also in zwei zeitlich etwa durch drei Jahrtausende (oder mehr) geschiedenen Stufen, welche sowohl „Entwicklungsstufen" darstellen als auch Wesensart-Stufen sich auseinander gelebt habender Völkergemeinschaften.

Uns geht bei dieser Betrachtung hauptsächlich die nord- und mitteleuropäische Gruppe an, die man Germanen nennt. Wir werden für ihre Menschenart und Religion im Laufe der Darlegung auch „atlantische Glaubensform" und atlantische Menschengruppe sagen, weil dieser Begriff durch die Ausbreitung der nordischen Menschenart längs der großen Meere in der Welt besonders gerechtfertigt erscheint, und durch die Deutung des Wortes Ataland (Atlantis) als „Unserer Väter Land" sinnvoll beleuchtet wird. Denn dieses Land, zwischen dem Nordkap und dem Mittelmeer, dem Ural und Gibraltar, oder in engerer Umschreibung, zwischen Norwegen, Nordfrankreich, einschließlich Englands und Irlands (trotz keltischer Mitprägung), den Alpen bzw. Norditalien, und der Weichsel, Polen und Jugoslawien eingerechnet, ist noch immer das Wohnland dieser Menschenart, bis auf den heutigen Tag. Darüber hinaus geht sein Lebensbereich in alle Teile der Welt, wo Menschen dieser Herkunft sind, in Ballung in Nordamerika, Südafrika, Australien und Neuseeland, Canada, Weiß- und Mittelrußland. Einzelne überschreiten diese Grenzen und finden sich mit dem seelischen Erbe unseres Menschentums überall in der Welt.

7.

Europa ist die Heimat unserer Menschenart

Am Ende der letzten Eiszeit taucht eine neue Menschenart in Europa auf. Sie unterscheidet sich deutlich in ihrer biologischen Gestalt von der Neandertalerrasse; sie ist dieser in Gerät, Wohnweise, Intelligenz und Kultur weit überlegen. Während der Neandertaler niedrig gewachsen war, langarmig und kurzbeinig, mit fliehendem Kinn und kleiner Stirn, ist der neue Rassentyp mittel- bis hochgewachsen mit ausgewölbtem Hinterkopf (meist Langschädel), festem Kinn, gerader Nase, aufgerichtetem Gang, schmalem bis etwas breiterem Gesicht (Aurignacien-Typ), die Frauen, wie gewöhnlich ein wenig kleiner, aber sonst von den gleichen Merkmalen; diese Menschenart nennt man nach den südwestfranzösischen Fundorten Cro-Magnon-Aurignac-Rasse. Sie scheint von Südwesten gekommen zu sein, während die Verbreitung des Neandertalers darauf hindeutet, daß er aus Asien stammt. Beide Rassen stießen an den Wild- und Wanderplätzen zusammen. Die schwächere, unterentwickeltere mußte weichen. Der Neandertalermensch verschwand aus Europa. Die Aurignac-Cromagnon-Gruppe hatte gesiegt (40 000 vor Ztw.).

Von dieser Zeit an ist der Typ des Cro-Magnon-Aurignac-Menschen bis heute Jahrtausend um Jahrtausend, Jahrhundert um Jahrhundert bis in unsere Zeit zu verfolgen. D. h., die europäische Bevölkerung stammt in ihrer Masse der Völkerschaften und Stämme von ihm ab; d. h. darüber hinaus, der Boden Europas ist unser seit Urzeiten, und auf ihm haben sich alle Völker entwickelt, die wir heute hier haben. D. h., daß diese Völkergruppen artlich alle verwandt sind und daß die späteren Entwicklungen nur neue Ausbildungsformen der zugrundeliegenden Art sind; freilich mit körperlichen und seelischen Zügen, die sich im Laufe von eintausenddreihundert Geschlechterfolgen – wie verständlich – beträchtlich auseinanderentwickelt haben. Dies zeigen die heute so verschiedenen Völker der Spanier oder Slawen, der Italiener oder Norweger, der Kleinasiaten oder Engländer an.

Die Cro-Magnon-Aurignac-Rasse breitete sich über dies ganze Gebiet aus. Vielleicht hat sie bei der Überwältigung der Neandertaler geringe Erbbestandteile der unterlegenen Rasse angenommen. Doch ist dieser Einschlag für unsere seelische Ausbildung unmaßgeblich geblieben, wenn auch gelegentlich als atavistischer Zug vorhanden.

8.

Alt- und Mittelsteinzeit

Das, was wir „Kultur“ dieser Menschenart nennen, ist die Summe ihrer handwerklichen, künstlerischen und sozialen Tätigkeiten. Besonders zu verfolgen ist für die Wissenschaft die Hinterlassenschaft an Steingeräten, die sich schrittweise verfeinert, bis sie den Notwendigkeiten der Naturbeherrschung entspricht. Bildnerischer Trieb ist in den Plastiken festzustellen, die Frauenkörper oder Tierformen in Ton oder Elfenbein gestalten, meist wohl zu kultisch-magischen Zwecken (Jagd- und Fruchtbarkeitszauber). Das wunderbarste Erbe dieser Menschenart als Ergebnis künstlerisch zauberischer Darstellung sind die Höhlenbilder der spanischen und südfranzösischen Höhlen, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an entdeckt wurden, die seit Anfang des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich erforscht und zeitlich eingeordnet sind. Hier hat unsere Menschenart ein vorgeschichtliches Zeugnis hoher Begabung hinterlassen und hat uns zugleich ihre Lebens- und Denkweise, vielleicht auch ihre religiöse Haltung unbewußt aufgezeichnet, so daß wir heute mit ziemlicher Genauigkeit wissen, wie sich das Leben dieser Jäger und Sammler abgespielt hat. Über Tausende von Jahren erstrecken sich die Darstellungen in den Höhlen; verschiedene Stile lassen sich nach der Art der Wiedergabe des Gegenstandes erkennen; viele Naturperioden spiegeln sich in der langen Kette der Gemälde. Von der Altsteinzeit bis zur Periode des Neolithikums (Jungsteinzeit) zieht sich der Reigen der wechselnden Tier- und Naturwelt dahin, bis eine neue Zeit beginnt, die letzte Epoche vor der geschichtlichen Menschheit, die Bronzezeit. Hier bricht die Höhlenüberlieferung ab, und anderswo müssen die Zeugnisse für die Metallkunst Europas gesucht werden, welche die herrlichen Werke geschaffen hat, die für heutiges Handwerk zum großen Teil nicht mehr herstellbar sind, weil uns Kenntnis, Feinheit der Behandlung und Geheimnis der Zusammensetzungen vielfach entschwunden sind.

9.

Wachsende Verschiedenartigkeit

Die Cro-Magnon-Aurignac-Menschen waren im ganzen von großer Gleichartigkeit des Types, wenn auch Unterschiede einzelner Merkmale zu erkennen sind. In sechshundert Genera-

tionen (20 000 Jahren) hat sich durch verschiedene Lebensweise in verschiedenen Klimaten, durch verschiedenartige Auslese Zug um Zug eine rassische Entwicklung (oder Weiterbildung) vollzogen, die bei der einen Gruppe diese, bei der anderen Gruppe jene Eigenschaften betonte, hervorhob, festigte und schließlich zu einer Art stabilgewordener Reaktionsweise machte. Ein Europa vom Ural bis nach Gibraltar, von Sizilien bis zum Nordkap zeigt derartige Unterschiede von Himmel, Landschaft, Nahrungsmöglichkeiten und Baustoffmasse, eine Auseinanderentwicklung, die eine selbstverständliche Wirkung der Großräumigkeit sein mußte. Und so bildeten sich am Ende der Jungsteinzeit (um 5 – 4000 ?) oder noch früher, schon große Gruppen heraus, die sich deutlich von anderen abzuheben beginnen und die wir heute mit verschiedenen Namen benennen.

Da es uns in diesem Buch um Menschenart und Glauben zu tun ist, erwähnen wir hier an erster Stelle die große indogermanische (oder auch indoeuropäische) Gruppe, welche gegenüber anderen Großgruppen uns als Nachkommen direkt als Ahnen verbunden ist. Diese Indogermanengruppe reicht in ihrem Ausgriff von Italien bis nach Spanien und vom Nordkap bis nach Italien und Griechenland. Züge solcher Menschen sind nach Kleinasien gegangen (Hethiter), nach Persien (Iraner) und mögen in kleineren Gruppen gelegentlich tief nach Asien hineingestoßen sein, wo noch heute an lebenden oder begrabenen Menschenformen die Züge unserer Menschenart rassisch oder auch noch seelisch festzustellen sind.

An Großgruppen hat das Indogermanentum ausgelesen: Die Kelten (von Spanien bis zum Balkan), die Slawen (Rokitno-Sümpfe bis Ukraine), die Illyrier (von Stettin bis nach Jugoslawien), die Germanen (um Nord- und Ostsee bis zum deutschen Mittelgebirge, in Gruppen später bis Süddeutschland. Bodensee-Kultur der Jungstein- und Bronzezeit, Federsee usw.)

Frühe Züge stellen die Wanderungen der Latiner nach Italien dar, aus denen der römische Staat erwuchs, und die Züge der Jonier, Achäer und Dorier, welche die griechische Kultur geschaffen haben. Damit ist Mitteleuropa im wesentlichen das Reich der indoeuropäischen Stämme geworden, deren Nachbarn in West und Ost andere indoeuropäische Stämme sind. Die Inder schließlich sind um 3000 bis zum fernen Gangesland gezogen, wo sie als herrschende Oberschicht lange Zeit die Entwicklung der Kultur und Gesittung bestimmt haben,

10.

Wort- und Begriffserläuterung

Für die mittlere Gruppe des Indoeuropäertums stand seit Beginn der Forschung das Wort „germanisch" oder der Begriff „nordisch" zur Verfügung. Im sprachlichen Gebrauch bedeutet „germanisch" alle die Stammessprachen, welche zu den germanischen Völkern gehören, einschließlich der im engeren Sinne „nordischen". Dazu gehören im Altertum die Goten als Ostgermanen, das Altnordische, das Altdeutsche (hoch- und niederdeutsch), das Altsächsische (Heliand) und das Altenglische.
Unter nordisch versteht man aber in der Anthropologie (Menschen- und Rassenkunde) die gemeinsame nordeuropäische weiße, blonde, hochgewachsene, im wesentlichen langschädlige Art, welche weit über die Sprachgrenzen der germanischen Völker hinausgeht.

Es ist klar, daß für unsere Betrachtung dieser Menschentyp mit einer ihm eigenen seelischen Haltung, mit besonderen Anlagen und geistig ausgeprägten Merkmalen charakterlicher Art maßgebend ist. Er ist der Mensch, auf den sich der Artglaube bezieht. Er ist *d i e S e e l e*, die wir als „Unsere Seelenart" ansprechen. Was wir an ihm in seiner Geschichte, seinen Kunst- und Kulturformen als eigenständig und wesentlich erkennen, gehört zu *u n s*, ist ein Bildungselement unserer eigenen Seele und ist die Grundlage für die Aussage über einen alten wie modernen Glauben unserer Art.

Wir werden daher im Verlauf dieser Darlegung gelegentlich „atlantisch" zu diesem Menschentyp sagen und den Menschen „Atlantiker" nennen, seinen Glauben den Artglauben oder Atlantischen Glauben. Hiermit möchten wir den Mißverständnissen und Unterstellungen entgehen, die sagen könnten, wir nähmen alte Parolen wieder auf. Wir denken nicht daran. Unser Anliegen ist religiös: Wir suchen die Wesenszüge einer Glaubensart, die allen solchen Menschen europäischer Herkunft gemeinsam sind. Solche Menschen erkennen sich selbst in diesem Glauben. Sie finden sich bestätigt durch alle Züge der weltanschaulichen, sittlichen und religiösen Aussage, die sie als objektives Glaubensgut vorfinden. Indem sie sich an solcher Religion als „Atlantischen Glaubens" erkennen, suchen sie die Gemeinsamkeit der Menschen, welche dasselbe für sich gefunden haben. Sie nehmen für sich die gleichen Rechte in Anspruch, welche die anderen Religionen Europas besitzen, und werden, wenn sie ihnen nicht auf Grund der Verfassungen gewährt werden, um ihre Anerkennung kämpfen.

Der Artglaube der mittel- und nordeuropäischen Menschenart, die wir als Kerngruppe die Atlantiker nennen, wird hier dargestellt als das Ergebnis zweier Befragungen: einmal wird der altgermanische Glaube als das überlieferte Eigentum unserer Menschenart auf einer frühen Stufe herangezogen, und zum zweiten wird die Seele des modernen europäischen Menschen in seiner Kultur- und Religionsgeschichte, besonders auch in Volkstum und Gesittung aufgezeigt. Beides führt in gleicher Linie zum modernen Atlantischen Glauben, der Artreligion unseres Menschentums.

11.

Indo-Europäischer Glaube

Im Gegensatz zu den vorderasiatischen Religionsformen hat der Glaube der Indo-Europäer immer den Charakter der Toleranz gehabt. Unsere Menschenart betrachtet Glauben nicht als Streitobjekt um Recht oder Unrecht, sondern als gefühlsbestimmte Bewußtheit gegenüber den großen Lebenstatsachen und als Deutungsversuch gegenüber den fragwürdigen Erscheinungen des Alls, gegenüber den Zusammenhängen von Tod und Geburt, von Werden und Vergehen, von Anfang und Ende, von Sinn und Unsinn des Welt-Seins. Unsere Schau war immer *mythisch*, d. h. sie sprach in dichterischen oder sinnbildlichen Ausdrücken und Zeichen; sie war nicht Wissenschaft als Religion, sondern Aussage höchster Vorstellungskraft im Bereich des Tiefgefühlten, Geahnten und „Geschauten". Daher ist unser religiöses Weltbild, wir wir es heute nennen, nur „Wahrheit für uns"; es ist *unsere Art* zu schauen, zu fühlen, zu empfinden, Zusammenhänge deutend zu ergreifen und ein Inbild unseres eigenen Daseins daraus zu machen.

Innerhalb dieses mythischen Weltbildes gibt es einige Grundsätze, die man heute klar aussprechen kann und die jeder philosophischen Durchleuchtung standhalten. Dies sind die erkennbaren und formulierbaren Tages- und Vernunftszüge unseres Glaubens. Darunter aber liegt noch eine andere, tiefere Schicht, die wir „Gefühlsgewißheit" nennen. Sie beruht auf dem Einverständnis gleichen Blutes, gleichschlagender Herzen, gleichgestimmter Seelenhaltung. Sie ist dem Artverwandten erkennbar an Blick und Haltung, an Übereinstimmung im kleinsten wie im größten, wobei die Freiheit jeder Abweichung im einzelnen erlaubt ist, weil jeder weiß, was gemeint ist.

12.

Grundlagen des Frühglaubens

In der Periode, in der sich das Indogermanentum gebildet hat, also etwa von 8 000 bis 3 000 vor der Zeitrechnung, sind die bestimmenden Mächte für eine Religionsbildung (besser also: für ein mythisches Weltbild) die Gestirne in ihrem Umlauf um den Erdhimmel und den Erdhorizont gewesen. Dazu kamen die Mächte der Natur wie Eis und Schnee, Hagel und Sturm, Frühling und Winter, Tag und Nacht. Erlebt wurden Zeugung, Geburt und Tod, Gesundheit und Krankheit, von Mensch und Vieh. Das alles war nahe, war tägliche oder jährliche Erfahrung. Hinzu kam Abwehr und Angriff. Beides konnte der Tierwelt, beides dem feindlichen Menschen gelten. Fülle der Jagdbeute in reichen Jahren, überquellende Gaben der schenkenden Natur in Glückszeiten und als Gegenstück die harten, entbehrungsvollen gefährlichen Epochen der Not, des Kampfes, des Ringens um die Selbst- und Sippenerhaltung, Kargheit an Frucht und Wild, zähes Durchstehen bis zum heilbringenden Frühjahr und endlich die Erlösung, wenn Wärme und Licht wiedergekehrt waren, und Gras und Grün zu sprossen anfing, wenn die Tierwelt sich mehrte und das heilige Jahr Segen und Nahrung, sinnvolle Arbeit an Haus und Land, Sippe und Stamm versprach. Hier können wir erkennen, daß dieser Menschenart unter dem nordischen Gletscher, der sich immer mehr zurückzog, das Heil im Jahreskreis lag, der sich glückhaft vollendete und, wie die Gestirne, immer von neuem wie ein großes Lebensrad umschwang, zum Anfang zurückkehrte und sich weiterbewegte im ewigen Rhythmus des Alls.

Daher sind die einfachen Formen des mythischen Weltbildes in unserer Landschaft – unter unserem Himmel, unter der Voraussetzung unserer Seelenart –, abzulesen aus den Tatsachen dieses Lebens in der Vorzeit.

13.

Inhalte und Formen des indoeuropäischen Glaubens

Die vorher geschilderten Lebenstatsachen der indoeuropäischen Völkerfamilie stellen die Erfahrungsgrundlage für ihren Glauben dar. Zuerst muß der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten in Verbindung mit dem Wechsel der Gestirne am Erdhorizont die Aufmerksamkeit und das Nachdenken auf die Gesetzmäßig-

keit in der Natur gezogen haben. In all dem Geschauten am gestirnten Himmel blieb die Erde gleichsam fest, und einen Stern bemerkte man, um den sich anscheinend die ganze übrige Sternenwelt drehte, den Nordstern (Polarstern). Er stand in der Linie der fünffach verlängerten Achse der Außensterne des Großen Bären – oder des Wagens –, wie man wohl im Norden sagte. Dies war der feste Punkt im Kreisen des Alls, dies war die Richte des Auges und des Gedankens, und hier knüpfte die Vorstellungskraft (die Fantasie) an.

Ein zweiter Richtpunkt der Beobachtung war der Sonnenaufgangspunkt. Aber dieser wechselte von Monat zu Monat, und so entstand die Einteilung in die Jahresviertel. In wieviel Monate, das wissen wir nicht genau. Die Germanen hatten in frühgeschichtlicher Zeit neun, da sie nur drei Jahreszeiten kannten (Winter, Frühling, Sommer). Aber es liegt die Vermutung nahe, daß es ursprünglich dreizehn Monate waren, weil sich ja der Mond dreizehn Mal um die Erde im Laufe eines Jahres bewegt (364 : 28). Da der Mond neben der Sonne und dem Polarstern das auffallendste Gestirn war, müßte es seltsam zugehen und darf als äußerst unwahrscheinlich vorkommen, wenn der dreizehnmalige Wechsel des Mondes nicht bemerkt worden wäre. Auch spielt die Zahl 13 eine magische Rolle bis tief in die christliche Zeit hinein. Daher ist sie auch als böse verteufelt worden. So geben die Sonnenräder, die kreisförmigen Zeichnungen mit den geteilten Abschnitten, die ungeheuren Steinzirkel und die Alleen von „Menhiren" und Dolmen die erschaute Gebundenheit des Nordens an den Kreislauf der Gestirne und den Jahreslauf der Erde und des Mondes wieder. Hierbei ist zu bemerken, daß der Mond ursprünglich weiblich war (luna) und die Sonne männlich (sol), wie es auch im Mythus erscheint: die Sonne (der Himmel) umarmt die Erde und erzeugt mit Regenguß, Blitz und Donner neues Leben.

Wenn man die Entsprechungen innerhalb der indogermanischen (indoeuropäischen oder auch „arischen") Götterwelt betrachtet, so wird einem schon aus der Ähnlichkeit und Wesensgleichheit – bei gewissen unterschiedlichen Sprachformen – klar, daß zur Zeit der Bildung dieser indoeuropäischen Religion die Völker des Nordkreises noch nahe beieinander gestanden haben müssen. Und da alle Anzeichen darauf hindeuten, daß die Grundlagen dieser mythischen Daseinsauffassung im Nord-Ostsee-Bereich liegen, bleibt gar keine andere Wahl, als die Heimat des Indogermanentums eben in diesem Gebiet anzusetzen, wozu im übrigen auch alles andere paßt, was wir von den ältesten, jedem dieser Völker zugehörigen Wörtern, Bezeichnungen, Begriffen und Gebrauchsgegenständen wissen.

Die Hauptgestalten der indogermanischen Götterwelt sind aus den umgebenden und bedingenden Lebensverhältnissen abzulesen.

14.

Die Hauptgestalten des Mythus

Wir behandeln hier nur die Hauptgestalten, die für die Gleichheit der Anschauung, für die Gleichheit des Empfindens, die Gleichheit der Lebensauffassung charakteristisch sind. Da ist zunächst der allgemeine Himmelsgott, der Tagesvater (Djauspitar-Zeus, Juppiter, Ziu), denn dieser Himmel spannte sich über einem dankbar oder beobachtend nach oben blickenden Volke: von dort kam Sonne und Regen. Man sage nicht, daß der Himmel überall der gleiche ist. Wer im Süden war, wer im arktischen Polargebiet war, wer im tropischen Dunst der Regenzeit lebte, wer durch die Wüste zieht mit dem gleißenden unerbittlichen Feind, dem Glutball über ihm, wer die dünne Luft der höchsten Gebirge oder den trockenen Staub der Steinböden kennt, der weiß, daß der Himmel überall ein anderer ist. Hinzu kommt, daß der Mensch, der diesen Himmel betrachtet, ebenfalls überall ein anderer ist. Daraus ergibt sich Möglichkeit und Notwendigkeit der unterschiedlichen Götteranschauung, des unterschiedlichen Weltbildes, der unterschiedlichen Lebensauffassung und der unterschiedlichen Gefühls- und Begriffswelt.

Der Sohn des Himmelsgottes erhält besondere Aufgaben (Funktionen) zugemessen. Es ist Apollon, Baldur, oder wie er sonst heißen mag. Er erscheint als der Sonnengott, als der lichte, herrliche Beschützer und Segner der Erde und des Menschen. Sonne hat im Norden Heilkraft; daher ist Baldur-Apollo auch der Heilgott. Er ist der Schaffer der Kultur, das heißt: gesitteten Lebens, und der Ermöglichung lebensfreundlicher Haltung und Menschenpflege. – Im Süden – (schon in Griechenland – bei den Doriern) werden ihm auch tödliche Kräfte zugesprochen, weil dort die Sonne auch als schädliche Macht erscheinen kann, wenn man sich ihr ungeschützt aussetzt. Auch ist sie die Verbreiterin von Krankheit und Seuchen. (Man gehe nur an einem heißen Maitage über einen griechischen Fischmarkt!). Deshalb kann Apollon mit giftigen Pfeilen die Menschen töten. Die Zweiheit des Wesens und der Kräfte im All ist hier zum Sinnbild geworden. Gerade unsere Menschenart sieht alles unter dem Bild der spannungsreichen Natur und des doppelsinnigen Geistes. Nichts ist gut an sich, alles ist schön oder schädlich in seinem Tatverhältnis zum andern.

15.

Die Muttergöttin

Zum Himmelsgott, dem ursprünglichen Tages- und Menschenvater, gehört eine Frau als Göttin, sie ist Hera, Juno, Freya oder, wie sie immer heißen mag. Sie ist die behütende, beschützende, pflegende, häusliche Gottheit, sie ist Güte und Milde, Fraulichkeit (zuweilen auch etwas eifersüchtig, doch das gehört dazu); sie ist hold (Hulda, Frau Holle), sie ist l i e b (Liuba, ist ihr Beiname im Germanischen), sie ist die Mutter und gute Frau schlechthin. Natürlich ist sie „schön". Das heißt hier aber: sie ist in ihrer Weiblichkeit schön, nicht als Sex-Objekt. Sie ist zwar sehr weiblich, wird aber nie (oder ganz selten) in das Spiel der Erotik verwickelt. Denn dieses ist n i c h t im indogermanischen Sinne ein notwendiges oder gar gepriesenes Attribut des Gesund-Weiblichen, des Vorbildlich-Fraulichen. Die Mutter braucht die moderne Sex-Rolle nicht; diese stammt aus einer anderen, fremden Welt. Die Überbetonung des Körperlichen und des Reizbegierigen ist nicht „nordisch". Sie ist nicht germanisch, und sie ist nicht indogermanisch. So ist es in der Wertung bis heute geblieben. Das sind die Dinge, die sich von selbst verstehen. Es sind Dinge und Voraussetzungen, über die man nicht zu sprechen braucht. Man nimmt von ihnen an, daß sie „in Ordnung" sind. Aber man redet, man schwätzt, man geifert nicht darüber. Man bringt sie eigentlich auch nicht auf die Bühne. (Das tun die Franzosen). Man denke einmal daran, in welcher dezenten, vornehmen, „nordischen" Weise Kleist dieses überaus schwierige Gebiet im Amphitryon behandelt hat; dann weiß man, wie Menschen unserer Art solche Fragen auffassen, behandeln und beantworten.
Die Göttermutter der Indogermanen war ein Vorbild von Frau. Und dies ist wohl eine der ewigen Aufgaben der Götterwelt, Menschen Gestalten zu zeigen, die ihrem eigenen letzten Inbild – ihrem Wesens-Ideal – entsprechen. Das ist bei Hera, Juno und Freya der Fall.

16.

Die Erdgöttin (Hertha,Gäa)

Zu den Göttergestalten (Sinnbildern sollte man besser sagen), die zu dem einfachen, boden- und naturgebundenen Leben der frühen Indogermanen gehören, muß man sicherlich auch eine Verkörperung der Erdkräfte rechnen, die als weiblich angese-

hen wurden. Das nährende, behütende, fruchtbare, das schenkende, im Rhythmus von Werden und Vergehen spendende und immer aus Güte und Fülle gebärende Prinzip wurde im Norden – später – als Njörd, Hertha, Nerthus, im Süden als Gäa – die Erde selbst – verehrt. Diese Symbolgestalten werden tief in die Urzeit, in die mittlere Steinzeit zumindest, hineinreichen, da Plastiken mit Frauenkörpern überquellender Fülle sich schon früh unter den ersten Kulturfunden der Steinzeit befinden. Sie werden nur im späteren Indogermanischen entsprechend umgeprägt worden sein; aus der bloßen geschlechtlichen Fruchtbarkeit in die geist- und sinnverbundene Wesensart einer entwickelteren Rasse verwandelt, wo sie als Gefährtinnen des Mannes oder als Gattinnen des Sonnen- oder Donnergottes auftreten.

17.

Gab es in dieser Zeit einen Kriegsgott?

Diese Frage ist berechtigt, weil es nur schwache Spuren im Früh-nordischen für eine solche Entwicklung gibt. Im Griechischen und Römischen (Ares und Mars) sind sie vorhanden; aber dazu müßte man wissen, wann diese Götter zuerst aufgetreten sind. Im Frühgermanischen (welches wohl die indogermanische Stufe im wesentlichen wiedergibt), ist Tiu, Ziu, Tyr, der alte Himmelsgott, auch Kriegsgott zugleich. Vielleicht läßt diese Doppelheit der Aufgabe darauf schließen, daß ein ausgeprägtes Bedürfnis nach einer gesonderten Kriegsgottheit – in d i e s e r Zeit – nicht vorlag, sodaß die kriegerischen Tätigkeiten gleichsam von dem Ressort des Himmelsgottes mitverwaltet wurden. Dies wäre erklärlich. Abgesehen nämlich davon, daß kämpferische Bereitschaft überhaupt zu den Wesenseigenschaften der Indogermanen gehört und daß Daseinsspannung in feindlicher oder freundlicher Auseinandersetzung ein Grundprinzip unserer religiösen Gefühlswelt ist, war die Bronzezeit in weiten Abschnitten eine friedliche und fruchtbare Epoche. Bedeutende Forscher sind der Meinung, daß schon in der Jungsteinzeit (also etwa zwischen 8 000 und 4 000) die Beherrschung der umgebenden Welt soweit gediehen war, daß ein verhältnismäßig ruhiges und „glückliches" Leben geherrscht haben muß. Möglicherweise stammen die Märchen vom Goldenen Zeitalter in der Erinnerung der Nachfolgenden aus dieser Zeit, die wir wohl näher an die Bronzezeit heranrücken dürfen. Dies stimmt mit vielen einzelnen Zügen zusammen, welche wir kennen, wie zum Beispiel die gewisse Friedlichkeit des schnurkeramischen

Kreises in der Mitte Deutschlands. Auch die Wanenreligion, auf die wir später noch zu sprechen kommen, gehört in diesen Bereich pfleglicher, ruhiger, glücklicher Entwicklung, welche die Hauptfragen des Lebens, der Ernährung und des Schutzes für eine große Zeitperiode gelöst hatte. Daher wäre es begreiflich, wenn aus dieser Zeitepoche keine gesonderte kriegerische Gottheit auftauchte. Wenn danach ein Wandel aufgetreten war, müßte dieser in den letzten Jahrhunderten des dritten Jahrtausends (also etwa um 2 500 bis 2 200) eingetreten sein.
Griechen und Römer jedenfalls kennen bereits einen Kriegsgott, und es liegen Anzeichen dafür vor, daß zu dieser Zeit Wodan-Odin schon im Norden eingezogen war.

18.

Die Meeresgottheit

Die Bronzezeit (2 500 – 800) zeigt einen hochentwickelten Schiffsbau. Auf den Felsbildern von Südschweden sind Hunderte von Schiffen abgebildet, die vielleicht zum Teil einen Ausleger zeigen. Dies sind Hochseeschiffe. Es ist wahrscheinlich, daß vom Ende der Jungsteinzeit an Fahrt übers Meer in weitem Ausmaße gewagt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß indogermanische Bewohner Kretas um 1600 vor Christus nach Südamerika gelangt sind, denn die Schriftzeichen in der Felsbarriere des Amazonas stimmen weitgehend mit der kretischen Minuskel überein. Nicht nur die Phönizier sind in den frühen Zeiten über das Meer gefahren (diese haben wohl meist nur Küstenschifffahrt betrieben), sondern eher sind indoeuropäische Seefahrer mit eigengebauten Schiffen mit hohem Bug (der Vorform des Drachenbuges) und geklinkertem Rumpf über den Ozean gerudert und wohl auch – bei günstigem Wind – gesegelt. Der Meeresgott zeigte sich ihnen bei jedem Wetter, die Tücke, die Größe, die Herrlichkeit und die Gefahr der Seefahrt ist tief im Bewußtsein des Nordmenschen verankert; sie gehört zu seinen herrlichsten Lebenserfahrungen. Daher ist der Meeresgott kein Fremdling bei den frühnordischen Völkern, und der griechische Poseidon kehrt – sehr wahrscheinlich – im germanischen Fosite wieder. Es sind dieselben Namen, es sind dieselben Götter, es sind dieselben Erlebnisse, die sie bezeichnen. Nymphen, Nixen, Meerweiber, Aphrodite, die Schaumgeborene, Apollon, der auf einem Schwanenwagen gen Norden zu den Hyperboräern (den im äußersten Norden) fährt, die Midgardschlange, das Seefahrtepos Kudrun –, alles das weist in die gleiche Richtung: Das Meer

gehört im tiefsten Sinne zu unserem Erbe, als Beruf, als Sehnsucht, als Traum unseres Lebens. Der Meeresgott war eine schon indogermanische Gottheit.

19.

Die Jahresgottheit

Im Bereich der Felsbilder Südschwedens zeigen sich mehrfach Darstellungen, die Gestalten zeichnen, welche mit erhobenen Äxten aufeinander einschlagen. In der Mitte ihrer Brust ist der Sonnenkreis, einmal (links) mit hohlem Innenkreis, einmal rechts mit punktiertem, starkem und ausgefülltem Innenkreis, einmal (rechts oben) mit durch einfaches Kreuz vierfach geteiltem Jahreskreis. Zwischen den drei Figuren läuft, die beiden rechten von der linken trennend, eine dick punktierte Markierung von oben nach unten.
Diese Felsbilder sind von verschiedenen Forschern als Darstellung der Jahresgottheit gedeutet worden. Einmal ist das Jahr zuende gelaufen (links, leerer Kreis), einmal steigt das Jahr an (rechts, voller Kreis, einmal ist es voll, (rechts oben) viergeteilter Jahreskreis. Nun ist freilich von einer „Gottheit" nicht eigentlich etwas zu bemerken. Zwar sind die Gestalten übermenschengroß, wie um das Außermenschliche, Kosmische zu bezeichnen. Außerdem zeigen die Köpfe der Figuren fast vogelartige Formen, was auf die Absicht magischer Darstellung hinweisen würde. Ob die linke Gestalt als weiblich (Kinder hinter ihr?) zu deuten ist, kommt nicht klar heraus; die rechten Personen sind betont männlich bezeichnet. Der angedeutete Vorgang würde also besagen: Das alte Jahr ist vergangen, es ist tot; es hat geboren und Frucht getragen; nun ist es vorbei, leer, ausgelaufen. Das anfängliche neue Jahr tritt mit neuer Kraft auf, hebt die Axt (als Zeichen des kämpfenden Lebens) und schlägt das alte und vergangene Jahr davon. Über beiden steht der ewige Kreislauf des viergeteilten Jahres als kosmisches Bild der Wiederkehr und immer neuen Zeugung.

20.

Urnordische Eingott-Religion?

Wir deuten das Problem eines „urnordischen Jahresgottes" hier mit Absicht stärker an, weil sich an solchen Zeichnungen, Sinnbildern, magischen Kreisen, Sonnenrädern, Jahresspaltung

und Mann-Weib-Mythus eine ganze Schar von teils ernster, teils nicht ernst zu nehmenden Forschern, Deutern, Philosophie-Gründern und Welt-Religions-Vertretern gehängt hat. Es soll in dieser Zeit eine Art urnordischen Monotheismus (Eingottlehre) gegeben haben, die im Mutter-Mythus, in der starken Betonung der weiblichen Lebenskräfte, in dem Rhythmus der ewigen Wiederkehr (des Jahres, der Sonne, des Alls), in der Übung menschlicher Güte und nicht-kriegerischer Lebenshaltung Wesen und Ziel des Daseins und Inhalt der Religion gesehen haben. Diese Behauptung ist besonders von Hermann Wirth vertreten worden. („Um den Ursinn des Menschseins", „Der Aufgang der Menschheit", „Die Heilige Urschrift der Menschheit" und andere Werke). Die manchmal recht geistreich geführte Auseinandersetzung um diese These (Theorie, Annahme) leidet vor allem unter der sehr unbestimmten Benutzung weit auseinanderliegenden Beweismaterials, so der lappischen Zaubertrommeln und der sibirischen Schamanen- (Medizinmann-) Bräuche. Auch ist dem holländischen Verfechter des Urglaubens der Menschheit eine bedenkliche Fehlleistung mit der Ura Linda-Chronik passiert, die er für einen Beweis urtümlicher nordischer Gesittung hielt, während sie nachgewiesenermaßen eine aus der Aufklärungszeit stammende schwärmerische Humanisierung (Vermenschlichung) alter friesischer Erinnerungen zu sein scheint. Diese Monotheisierung (Ver-Eingottung) indogermanischen Härteglaubens hat außerdem zur Folge, daß für Hermann Wirth die weitere religiöse Entwicklung zum Germanischen hin als Verrohung, Verfall und Entstellung betrachtet wird. So aber kann man geschichtliche oder auch frühgeschichtliche Entwicklungen oder Veränderungen nicht ansehen. Man muß auf dem Boden der überlieferten und gesicherten Tatsachen bleiben, sonst zerläuft einem jedes historische Gebilde ins Dämmerlicht von Gefühlen, Meinungen, Wunschträumen und durch eigenes Wesen bestimmten Deutungen. Zumal aber dem frühnordischen, noch – indogermanischen Menschen eine allzugroße Humanität zuzusprechen –, das mag wohl im Zuge einer die Vorzeit verschönernden Aufklärungshypothese liegen, – es ist aber einfach unerträglich schief und flach gesehen. Man kann darüber streiten, wieweit der frühhistorische Mensch Unserer Art noch sehr rauh (bis zum Opfern des anderen) oder schon human gesittet (wie es etwa Prof. Kummer so gern darstellte) war, es kann kein Zweifel sein, daß die Härte des jungsteinzeitlichen Daseins immer noch groß genug war, um alle kriegerischen Tugenden wachzuhalten, welche die Vorzeit als dringlichstes Lebensgesetz gelehrt hatte. Denn sonst wäre unsere Nordrasse nie dem Klima, der Kälte, dem langen Winter

und der Wildheit der Tiere gewachsen gewesen; sie hätte die Sturm- und Wasserfluten, die wahrscheinlich Nordeuropa mehrmals überschwemmt haben, nie überlebt; nur durch unnachsichtige Auslese der vital Stärksten und gesundheitlich Unanfälligsten konnte diese Menschenart durchhalten, bis in der Bronzezeit eine klimatische Beruhigung und ein gewisser gleichmäßiger Wohlstand eintraten, dieser letztere geschaffen durch die unermüdliche Vorsorge- und Erfindungsgabe der Nordvölker. – Vielleicht trifft die Hermann Wirthsche These mehr für die Kelten zu, die weichere Züge zeigen und denen die mutterrechtliche Verfassung eher entgegenkommt. Im eigentlich Nordischen aber herrschte das Patriarchat (Vaterrecht), kriegerische Gesinnung, das Wissen um den Lebens-K a m p f, wie diese Dinge z. B. Prof. Hans F. K. Günther klarstens gesehen und dargestellt hat.

21.

Vom Frühnordischen zum Germanischen

Dieser Übergang ist um die Zeit von 3–2000 anzusetzen. In der Bronzezeit (2500 bis 800 vor Ztw.) müssen wir bereits vom Urgermanentum sprechen. Die Kelten hatten sich im Westen und Süden gesondert entwickelt, die Slawen, wohl nicht sehr eindeutig rassisch-nordisch überwiegend, die Illyrier als nahe Nachbarn der Germanen (Odergrenzgebiet) waren nunmehr Teile eines getrennten (und doch verwandschaftlich verbundenen) Großgruppenvolkes geworden, das sich immer mehr in Sprache und Kultur, aber auch biologisch vom Ursprünglichen entfernte. Nur die Nord-Ostsee-Stämme der Germanen hatten das alte Aussehen und die ererbte Gesittung weitergegeben und waren eher noch eindeutiger artgefärbt als früher.

Um 2500 herum oder auch noch etwas früher muß ein einschneidendes Ereignis die germanischen Stämme und Völker betroffen haben. Aus dem Südosten ist ein Volk mit Wagen und Streitäxten gekommen, das sich in seiner kulturellen Hinterlassenschaft deutlich vom Früheren abhebt. Es sind die sogenannten Streitaxtleute. Es scheint trotz ihres kriegerischen Charakters wenig blutige Auseinandersetzungen gegeben zu haben. Sie wurden offenbar als ein verwandtes Volk begrüßt und haben sich in die vorhandene Gesittung und Ordnung eingefügt. Sie sind völlig aufgegangen in die ansässigen Vorgermanen und haben nur eines mitgebracht, das die germanische Religion von da an absondert von den weicheren Vorformen und den übrigen

indogermanischen Stämmen der Kelten und Illyrier. Es war die Wodansreligion, die von da an den germanischen Weltbildtyp bestimmt hat. Mit dem Wodansglauben tritt noch einmal die Härte der Lebensanschauung der frühen Frühzeit in ihr Recht. Das Volk, welches diesen Glauben mitbrachte, war durch Wanderung und Lebensweise (möglicherweise Wanderhirtentum) an strengere und kriegerische Verhältnisse gewöhnt, als sie die Bronzezeit im allgemeinen aufwies. Der Himmelsvater wurde seines Amtes als Kriegsgott entkleidet, und Odin-Wodan trat an seine Stelle.

II. Kapitel

Der Glaube des Germanischen Menschen

22.

Der Germanische Glaube

Erst vom Eintritt des Wodanglaubens an können wir von einer germanischen Religion sprechen, denn erst hier sondert sich das religiöse Leben der Germanen deutlich von den benachbarten und verwandten Stämmen. Die eindringenden Streitaxtleute fanden die Glaubensform der Erd-, Fruchtbarkeits- und Urmuttergottheiten vor. Das ist die sogenannte „Wanenreligion", zu der die Gottheiten Thor, Freya, Fro, Baldur, Nanna, auch Ziu als Himmelsgott gehörten und die sich fortsetzten in die sogenannte „niedere" Mythologie, welche die Alben, Nixen, Zwerge, Idisen (Waldgeister), Quell- und Flußgottheiten mit einschließt.

Aber jetzt, mit dem Platzergreifen des Schicksalsgottes Wodan fängt der germanische Charakter an, härter und schärfer geprägte Züge zu zeigen. Denn natürlich war mit der religiösen Prägung durch den Wodansglauben auch eine strengere Kampfhaltung, eine nicht so unbefangene Genießerhaltung gegenüber dem Leben gegeben, wie sie in der glücklichen Bronzezeit eingerissen war. Jedes Volk vergißt ja in solchen Wohlstandszeiten leicht die Härte, den Ernst, die Furchtbarkeit des Daseins, gibt sich Träumen vom ewigen Frieden, von der Güte und Liebe unter allen Menschen hin und wird dann erschreckt aufwachen, wenn die großen und schrecklichen Dinge des Lebens, die Entsetzlichkeiten und Fragwürdigkeiten wieder aufstehen, die immer wiederkehren nach dem unwandelbaren Gesetz von Ebbe und Flut.

In den jungsteinzeitlichen und frühbronzeitlichen Stämmen Europas war Kampfgesinnung und Angriffsneigung, wie sie die Seefahrten zeigen, – niemals erloschen. Nur wurden in der heiteren Lebensstimmung des Klimaoptimums leichter die Gefahren vergessen oder überdeckt, denen die Rasse des Nordens jahrtausendelang ausgesetzt gewesen war. Es wurde also mit dem Wodansglauben nur eine schon vorhandene Urform wiederhergestellt, schärfer ausgeprägt und in einem Sinnbild zusammengefaßt. Es mag sein, daß diese Symbolgestalt vieles Östliche

in sich birgt, Rausch, unbegreifliches Schicksal, Magie, die fast schon ganz vergessen waren, Traum und Tod, Männerbund als kriegerische Gemeinschaftsform, den Heer-Gott, der wirklich verheert, den Wander- und Wolkengott, der im Sturmwind dahinzieht, den Dichtergott – und welche Dichter wissen nicht um die Wahnsinnmomente des Inneren, – und den Totengott, der alle von der Walstatt holt, die er „im letzten Kampfe" der Götter gegen die Riesen braucht. Mit diesem Gotte, der immer einen Großteil Unseres Wesens verkörpert hat, – nicht nur das Lichte und Helle Baldurs, sondern auch das Finstere der tragischen und dämonischen Mächte, – wird nun der Spannungsglaube sichtbar, der in dem Gegensatze zwischen Asen und Riesen auftritt. Die Götter sind die gestaltenden Mächte, welche nach Ordnung und Wohlfahrt, Frieden und Recht streben; aber die Riesen, die ungefügen, teils unbewußt wie allzustarke Kinder, teils aus dem Naturwesen heraus bösen Mächte gefährden, bekämpfen und zerstören das aufbauende Werk des Geistes und der Vernunft. Dieser Kampf ist ewig. Er ist „gesetzt" vom Anfang bis zum Ende, von Ewigkeit zu Ewigkeit, und ewig ist daher auch der Mensch eingespannt in dieses Ringen. – Auch in ihm sind Mächte, die zum Bösen, Zerstörenden neigen, in ihm ist das Tierische als ungebändigte Gewalt immer noch offen; nur Wille und gelenkter Verstand kann den Trieb zu Segen und zur großen Erfüllung machen. Dies sagte der Wodansglaube aus. Er sonderte den Kampfcharakter des Daseins von den sanfteren Seiten ab, und er gab beiden Teilen ihr Recht. Der Grundgedanke aber wurde Das Göttliche im unabänderlichen Ringen um die Gestaltung des Alls und der Erde zum schönen und fruchtbaren Midgard des Menschen.

23.

Streit um Wodan-Odin

Um Gestalt und Bedeutung Wodans ist in der Wissenschaft seit langem ein Streit ausgebrochen, ob dieser Gott überhaupt „echt germanisch" sei, ob er nicht ein fremdes Element darstelle, ob er nicht dem sonstigen Charakter unserer Menschenart widerspreche, ob er eine „Verfallserscheinung" sei, ein Wikingergott, ein Räubergott, ein Gott der Entwurzelten und heimatlosen Krieger, Beutemacher und Eroberer. In dieser Richtung geht die Einschätzung Prof. Kummers in Midgards Untergang und Hermann Wirths in seinen Büchern über das Urnordische. Die Wertung Wodans als Gottesgestalt hängt davon ab, wie

man den Germanen als Menschen wertet. Wenn man ihn nur oder vorwiegend als Ackerbauer und frommen Behüter der Sippe sieht, wird man nichts für den kriegerischen Rauschgott, den unheimlichen Schicksalsgott, den Gott der Männerbünde und Kriegsgefolgschaften übrig haben. Letzten Endes hängt diese Wertung sogar zusammen mit der Zielrichtung des Denkens des betreffenden Forschers überhaupt.

Wer das Welt- und Lebensbild des kampflosen Friedens im Herzen trägt, den Glauben, daß alles (bei einigermaßen „vernünftiger" Einrichtung) gut werden und bleiben könne, wer selber ein friedfertiger Mensch von Natur aus ist und mit Abscheu auf jede harte Auseinandersetzung sieht, der wird nicht geneigt sein, dem Wesen der Germanen und dem Wesen Wodans Geltung im Bereich unserer Seele zuzusprechen.

Diese Art der Reaktion auf die Häßlichkeiten der Welt und des Lebens ist gewiß höchst achtenswert und sehr human. Aber ist sie auch „realistisch", – wie man heute sagt? Umfaßt sie die Gesamtwirklichkeit des Daseins oder schneidet sie nur einen Teil – den angenehmeren – heraus und verteufelt den anderen Teil? Ist sie nicht im tiefsten Grunde christlich oder freimaurerisch? Ist sie nicht der Irrtum in der Lebensbeurteilung schlechthin? Jeder besonnen denkende Mensch ist ein Freund des Friedens. Keiner wird den Krieg um des Krieges willen wünschen, außer vielleicht ein paar Abenteuer- und Söldnernaturen. Jeder in der Welt wird – zumal heute – das Bestreben haben, gefährliche Konflikte zu vermeiden und den letzten Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen. Doch ist es die große Frage, ob eine solche Haltung den drängenden Entscheidungen des Völkerlebens - (und auch des Lebens des Einzelnen) – gerecht wird. Ob sie nicht gerade dazu führt, die Konflikte noch unübersehbarer zu machen und eines Tages die Explosion unvorbereitet und fassungslos zu erleben. – Unsere Vorfahren waren nicht aus weichem Holze geschnitzt. Wie oft hat auch Prof. Kummer vom Ehrebegriff des Nordmenschen gesprochen. Dieser aber faßte Ehre als das unveräußerliche und unverletzliche Gut des Freien auf. Und der Unfreie wurde ihm zur Sache, er war kein Mensch mehr (im Sinne des Vollmenschen), weil er nicht mehr selbst für sich einstehen konnte. Daher gab sich der Germane nicht gefangen, jedenfalls nicht in der Zeit, wo der Ehrbegriff noch volle Geltung hatte; daher töteten sich die Frauen, die im Lager zurückgeblieben waren, selber, um nicht „Sache", um nicht „Ware" zu werden, denn dann waren sie ehrlos. Zu dieser Lebensauffassung gehört allerdings ein unbeugsamer Stolz, eine Härte gegen sich selbst bis zum Untergang, aber auch die Gewähr, daß solch ein Mensch –

fast – unbesiegbar war; er war gefeit gegen Feigheit, gegen händlerisches Markten um den Preis der Freiheit; ihm waren die Menschen keine Handelsware, sondern entweder ebenbürtige Gegner – oder nichts. Daher wurde der besiegte Feind auch meist nicht geschont. Denn er war ja – mit Zustimmung der Götter – „Sache" geworden, Objekt, unfrei, und daher ohne Persönlichkeit, wie wir heute sagen würden. Wodan ist also ein Entscheidungspunkt in der Auffassung von Wesen, Seele, Charakter und Haltung des Germanentums. Man muß dieses notwendigerweise f a l s c h sehen, wenn man an der Wirklichkeit des Kriegs- und Schicksalsgottes vorbeisieht. Der Germane, unser Vorfahre, dessen Wesen unverändert in uns lebt, war kein Musterknabe, er war nicht „hoch und hehr" und unberührt vom Menschlichen. Er war natürlich und lebensoffen, unbefangen und weltzugewandt. Aber er war ein nüchterner Beobachter und ein Mensch harter Entschlußkraft, wo es galt, dem Schicksal oder auch nur dem Wagnis — die Stirne zu bieten. Wie hätten sonst Einzelne und auch ganze Völker ihre Züge in die Ferne planen, ausarbeiten ,durchführen und vollbringen können, wenn sie nicht dies gehabt hätten: Wagemut u n d Voraussicht zugleich, unglaubliche K ü h n h e i t und kluge Einschätzung der Schwierigkeiten, vorausschauendes Denken und den unbedingten Willen, sich durchzusetzen für ihr Volk, für die Zukunft, für den R a u m , den sie brauchten, um – seelisch und nicht nur wirtschaftlich – leben zu können. Es ist richtig, daß man dem Nordmenschen den A u s g r i f f zuschreibt als einen Teil seiner Wesensart, er brauchte auch die äußere Freiheit zu wirken, um sein Inneres zu entfalten. Er war kein Stubenhocker u n d k e i n beschaulicher Typ, den der Orient und Asien züchtet. Zwar hatte er auch besinnliche Stunden. Zwar konnte er auch lange Zeit aufmerksam und zielgerichtet Vorgänge am Himmel und auf der Erde betrachten und daraus Erkenntnisse gewinnen, aber immer war er lebensnahe, daseinsfreudig u n d kämpferisch.

Kampf war ihm nicht etwas Verabscheuungswürdiges, weil er ihn ja überall im Dasein sah. Kampf war Bestimmung und Schicksal, und das Nichtausweichbare nimmt man bewußt und bejahend auf sich, um es s i e g r e i c h, wenn es möglich ist, zu bestehen. Aber Wodan hat auch eine Lösung für den Krieger, der tödlich getroffen ist und nicht mehr siegen kann. Der Gott w ä h l t den Helden durch seine Walküren, die Töchter Odins, aus, damit sie die Heerschar bilden, die zum letzten Kampfe gegen die Riesen antritt, wenn einst der große Entscheidungstag kommt, wo die Mächte des Chaos den Kräften der Ordnung und Gestaltung entgegentreten, um All und Erde in das uralte Nichts und Durcheinander zurückzustürzen, aus dem sie selber stam-

men. Dann wird der Krieger, von Wodan erwählt, oft schon vor der Schlacht, hinweggeführt nach Walhall und trifft dort die Großen und Freien, die Kühnen und Todesverachtenden und wartet auf den Tag, wo er sich nochmals b e w ä h r e n kann.

Auch für Wodan kommt der Tag des Untergangs. Der Weltenwolf tötet ihn mit fürchterlichem Zugriff – Wodan ist schuldig geworden, darum muß er fallen –, aber sein Sohn Widar, der Wiederkehrende, rächt den Vater und erlegt das Untier, welches die Welt verschlingen will.

Denn wie der Kampf ewig ist, so ist auch das Leben ewig. Immer wieder steigt es aus dem Allwesen des Kosmos empor, w e i l das All in sich den Drang und die Notwendigkeit des gearteten, geordneten, zu Gestaltung drängenden Lebens enthält. Ein All ohne „Leben" ist ein Widerspruch in sich selbst. Das ist germanische Lebensauffassung, was auch eine tote, mechanistische Wissenschaft heute dazu sagen mag.

Und da das Leben ewig ist, steigt auch die alte und neue Götterwelt wieder herauf, und der Lebenskampf, die Auseinandersetzung zwischen Göttlichem, Ordnendem, Fruchtbarem und Widergöttlichem, Zerstörendem und Unfruchtbarem beginnt von neuem. Denn Wodan ist der Gott der ewigen Wiederkehr, er ist das Leben selber, unerforschlich, geheimnisvoll, unendlich, nicht rationell zu fassen, dem Dichter und dem Tiefsten unserer Seele eingeboren. Er ist die tiefste Schöpfung der germanischen Seele, ein Abbild unseres letzten Wesens.

24.

Freya-Hulda-Liuba-Frau Holle

Die Gattin Wodans stammt sicherlich aus dem Geschlechte der Wanen, eine der alten frühindogermanischen Gottheiten, welche der Pflege der Sippe, der holden Gemeinschaft der Liebe und der Ehe (Hulda gleich die Holde und Liuba gleich die Liebe) gewidmet waren. Sie ist eine derjenigen Gestalten, welche im Volksbrauch bis heute überlebt haben und die im Märchen in vielen verschiedenen Formen wiederkehren. So erscheint sie auch als Berchta, die Leuchtende, Glänzende, weil von ihr die Strahlung der Freude und Lebensfülle ausgeht. Sie ist Ehefrau, Weib und Mutter, Geliebte und zugewandt allem Schönen Freundlichen, Erhaltenden, Schützenden, Fruchtbaren, Häuslichen und Innigen unseres Wesens. Wälder und Aussichtspunkte waren ihr geweiht, Freyenwalde und der Liebenstein im semnonischen Stammesgebiet zeugen in gleicher Weise von

ihr wie viele andere, Hunderte und Tausende an Namen, Orten, Seen, Auen und Hainen von ihrer Bekanntheit und Beliebtheit sprechen. Ein wahre und echte Volksgöttin ist sie, welche uns die andere Seite des germanischen Wesens zeigt, den Frieden in der Gemeinschaft, die Fähigkeit, das Haus zu schmücken, wohnlich und freundlich zu machen, Gäste zu empfangen und zu bewirten, Tiere zu lieben, zu halten, zu pflegen und sie zu Gliedern menschlichen Daseins zu machen. Mit einem Katzengespann fährt sie durch die Lande, die Gans (von Indogermanen und Germanen für ein k l u g e s Tier gehalten) ist ihr Zeichen (die Gänse der Juno auf dem Kapitol, welche die Besatzung warnen, als die Feinde nahen), der Festbraten zur Herbstfeier ist ihre längste Erinnerung, heute Martinsgans genannt). Alles das ist Freya, Wodans strahlende Frau, Göttin der Liebesfreude und menschlicher Lebenslust.
Frau Holle ist abgeleitet von Hulda, die Holde. Dieses wird im „Volksmund" zur Holle, die im Winter die Betten schüttelt, daß die Federn, – die Schneeflocken – fliegen. Sie ist die Behüterin des Hauses und wird vielfach auch als alte Frau mit weißem Haar geschildert, mit rotem Kopftuch und leuchtenden blauen Augen. Wie nahe ist sie dem Menschlichen, wie sehr gleicht sie der guten Hausmutter, dem Inbild der Frau, wie es der Norden schuf. Denn Heim und Herd, Kinder und Verwandte, Geborgenheit und Gemütlichkeit, das heißt, häusliche Gemütlichkeit sind Züge, die sich uns immer noch mit dem Ideal der Familie verbinden, und wo solche Frauen sind, fühlt sich der Mann, der Gatte, der Gast wohl: dort ist i n n e r e Heimat, weil die Menschen in dem ganz ihnen Gesetzten und Bestimmten aufgehen und weil sie ganz eingeschlossen sind in Tat und Leben der Landschaft, des Stammes und des Volkes. Hieran zeigt sich, wie tief solche Göttergestalten als Vorbilder in der Seele einer Gemeinschaft stehen; wie sehr sie dem besten Wesen in einem selber entsprechen und daher auch alle guten und schaffenden Kräfte in Jugend und Art aufrufen können. (Wie fern ist das vom Sex-Getriebe unserer Zeit! Und wie sehr fällt gegen das Bild sittlichen Friedens Hetze und Gier, Oberflächlichkeit und Ziellosigkeit des Treibens der „pluralistischen" Gesellschaft ab!)

25.

Donar-Thor – der Hammergott

Auch der Donner- und Gewittergott gehört zu den wanischen Wesen, deren Verehrungsbereich ursprünglich wohl das ganze Indogermanentum umfaßte, sind es doch die Naturkräfte sicht-

barster Art, die sich in ihm verkörpern. Der Donnergott bringt Fruchtbarkeit, Regen und Segen für Saat und Mensch. Er ist sicherlich eine Teilgestalt des alten Himmelsgottes, wie auch Baldur eine solche ist. Man kann aus dem verehrten Sinnbildgehalt dieser Götter oft erschließen, woher sie stammen, zu welchem Bereich sie gehören und wessen „Kinder" sie sind. So ist Thor-Donar ein Sohn der Fruchtbarkeitsgottheiten. Er wurde vom ganzen Norden bis lang hinein in die christliche Zeit verehrt. Auch sein Zwillingsbruder Frey (Fro) gehört zu ihm. Diesem galt die Liebe der nördlichen Germanen in einem besonderen Maße.

Das Zeichen Donar-Thors ist der Hammer, den er schleudert; Blitz und Donner folgen ihm. Auf grollenden Wolken fährt er im Gewitter einher, auf einem Wagen, von Böcken gezogen, die ihrerseits auch Zeichen des Fruchtbar-Machens sind. Der Hammer Thors ist ein heiliges Gerät. Da er gleichsam in seinem Sinn Fruchtbarkeit enthält und verbürgt, wird mit ihm auch die Ehe geweiht. Aber auch Rechtshandlungen werden mit dem Hammer eingeleitet und abgeschlossen. (Der Hammer des Auktionators ist die letzte entartete Verwendung dieses Instruments. Und doch, auch in seiner Handlung ist auch eine Spur vom Abschluß eines Rechtsaktes vorhanden.)

Thor ist rothaarig und blauäugig. (Letzteres ist bei den Göttern natürlich selbstverständlich.) Er ist vornehmlich ein Bauerngott, er poltert gern, ist etwas tölpelhaft, gutwillig und gutmütig, aber auch zugleich aufbrausend, jähzornig und streitsüchtig. Auch hierin zeigt er alle Züge, die das Volk dem etwas unbedachten, frisch-fröhlichen, tapsigen, im Grunde gutmütigen, aber doch nicht dummen Jungbauern gern zuspricht. Er ist eine Art reiner Tor, gläubig ins Leben schauend und furchtbar enttäuscht, wenn sich die anderen nicht anständig und ehrenhaft verhalten.

Daher ist er auch eine Zielscheibe des Spottes und Scherzes, den andere mit ihm treiben. Er ähnelt in dieser Beziehung dem Märchenbild „Hans im Glück", welches unser Volk als Beispiel seines Wesens geschaffen hat, eine der bezeichnendsten Gestalten der schaffenden Fantasie, die doch zugleich soviel echte Wirklichkeit enthält. – Auf die Geschichten der Edda, die von ihm handeln, möchte ich hier nicht eingehen, weil dies nicht der Sinn der Darstellung ist. Aber sein Anteil bei der Götterdämmerung soll hier noch hervorgehoben werden. Als eine der gewaltigsten Naturkräfte ist Thor ungeheuer stark. Er ist überall im Kampfe gegen die Riesen der mächtigste und erfolgreichste Gegner und Held. Nur durch List kann er besiegt werden.

(Daß übergroße Kraft und Einfalt oft nebeneinander liegen, weiß das Volk.) Aber beim letzten Kampf zeigt er seine ganze Größe. Er zerschmettert der Midgardschlange das Haupt, wird aber selbst von ihrem giftigen Hauch tödlich getroffen und stirbt wie sein Vater Odin als untergehender Held und Sieger, denn nur in der Bewährung vor dem Schicksal zeigt sich, was im Menschen steckt. Daher – aus diesem tiefsten Grunde – neigt der germanische Norden zur Heldenverehrung, weil er den Taten und Leiden der Gefallenen gegenüber stets die Voraussetzung macht, daß sie ehrlich, im bewußten und bejahten Einsatz für ihre Gemeinschaft gefallen sind. Wer das aber tat und war, ist der höchsten Ehre wert.

26.

Baldur-Phol-Apoll

Auch zu den Wanengottheiten gehörend, ist Baldur die lichteste Verkörperung alles Schönen, Strahlenden, Freundlichen im Leben, die sich in einem Mann verleiblichen und verwirklichen kann. Er ist das helle, glänzende, Wärme bringende Gestirn der Sonne, er führt das Tageslicht herauf, er macht Götter- und Menschenwohnsitz zum glückhaften Ort schöpferischen und frohen Gestaltens, sein goldleuchtendes Haar ist wie Seide, und seine Augen sind die Sinnbilder aller inneren Kräfte der Güte, Freundschaft, Liebe und des Vertrauens. Nichts Böses ist an ihm; in seiner Gegenwart wird das Leben gut und freundlich. In tiefer und glücklicher Liebe ist er mit Nanna verbunden, auch einer Wanengestalt, die alles für ihn ist, wie er in allem mit ihr übereinstimmt. (Der Germane kannte und schätzte sehr wohl die sanften und schönen, innigen und lieblichen Züge des Daseins. Nur vergaß er über ihnen nicht die Unheilseiten des Lebens, den Kampfcharakter der Wirklichkeit und die Bereitschaft, alles zu tun, um das friedliche Leben zu erhalten.) Baldur ist daher der germanische Gott der Schönheit, Milde und pfleghaften (kulturellen) Gesinnung überhaupt. Hierin stimmt er wie in den meisten anderen Wesenszügen (Sonnengott, Wärme, Fruchtbarkeit, Güte, Hilfe für die anderen) ganz mit Apollon, dem griechischen Gott, überein. Beide sind identisch. Darauf weist auch der deutsche Göttername für Baldur (oder sein ursprünglicher Name?) Phol hin. Phol – ist mit Lautverschiebung - A'poll-on. Im Merseburger Zauberspruch II heißt es:

Phol enti Wuodan fuorun zi holza
Do wart demo Balderes folon der fuoz birenkit. . .

D. h. auf hochdeutsch: Phol und Wodan fuhren in den Wald;
Da wurde Baldurs Fohlen der Fuß verrenkt ...

Balder ist also Phol und Phol ist A'poll-on. Phol ist also ein zweiter deutscher (germanischer) Name für Baldur, und dieser ist derselbe wie der griechische Sonnengott. Die Übereinstimmung geht vom Namen (der Namensform) bis zum Inhalt. Die Griechen wußten noch von dem Zusammenhang mit dem Norden. So berichtet der griechische Schriftsteller des 3. Jahrhunderts Himerios von der jährlichen Fahrt des Sonnengottes zu den „Hyperboräern" (den Nordleuten), die jenseits des Boreas" wohnen:

„Nach dem Frühjahr, wenn die Quelle im Heiligtum zu Delphi versiegt ist, begibt sich der Gott auf sein Schwanenschiff und fährt gen Norden, um dort den Sommer und Winter zu verbringen. Dort lehrt er die Völker Recht und Gesetz und kehrt erst im Frühjahr nach Hellas zurück. Dann wird er dort gefeiert, Gräser und Blumen sprießen wieder, die Bäume begrünen sich, Gesänge erschallen, feierliche Umzüge werden zu seinen Ehren geführt, und die heilige Quelle springt und fließt wieder in der alten Weise."

(Bei Jürgen Spanuth, Atlantis, S. 466 zitiert.)

Im Bereiche der südschwedischen Felszeichnungen ist oft ein Bild zu sehen, das ein Schiff darstellt, in welchem die Sonne als Symbol gefahren wird. Der Sonnenwagen von Trundholm ist bekannt, ein herrliches „Kultstück" germanischer Verehrung. Das Schwanenschiff, von dem Himerios schreibt, ist in vielen Zeichnungen aus dem Norden (Mecklenburg, Pommern, Holstein) überliefert. Kaum jemals kann man die Abstammung der griechischen Gottheiten aus dem Norden so deutlich fassen wie hier, und die meisten der Attribute des Gottes sind die gleichen wie im Norden. Die nichtgleichen im Süden sind Zutaten und Entwicklungen der neuen Landschaft und ihrer Vorkulturen. – Baldurs Ende ist tragisch. Der böse Halbgott Loki, der Feind jeder guten Götter- und Lebensordnung, bewegt den unwissenden, blinden Hödur, beim Spiel den unverwundbaren Sonnengott durch eine List zu erledigen. Alle Wesen hatten geschworen, daß sie Baldur nicht verwunden noch schädigen würden. Nur eine Pflanze wurde dabei übersehen, die Mistel. Nun wurde ein Wettschießen veranstaltet, und jeder konnte auf Baldur zielen und werfen. Alles prallte von ihm ab oder ging schadlos durch ihn hindurch. Da schoß, von Loki geleitet, der blinde Hödur mit der Mistel nach dem Sonnengott, und der Herrliche, Strahlende und Milde, der Schöne und aller Liebling sank tödlich getroffen zur Erde. Die Welt verfinstert sich, die

Sterne verblassen, das Leben beginnt zu sterben, und die Götterdämmerung hebt an. Der schönste Gott ist zugleich das Sinnbild für das Leben schlechthin, und mit seinem Ende muß auch alles andere Dasein verlöschen.

27.

Umschau und Deutung

Der Verfasser hat diesen Überblick über die Hauptgestalten der germanischen Götterwelt nicht gegeben, um eine Teilmythologie zu entwerfen, sondern um den Einklang zwischen dem Lebensgefühl unserer Vorfahren und der Wesensreligion ihres Herzens zu verdeutlichen. Man sagt, die Götterwelt der ursprünglichen Völker sei eine „Idealisierung" ihres eigenen Wesens. Daran ist Richtiges und Irreführendes zugleich. Denn in vielen, ja, den meisten Wesenszügen sind die Götter nicht Idealisierungen, also Verschönerungen, des eigenen Wesens, sondern genaue Abbilder von uns selbst. In anderen Zügen sind sie zwar manchmal Verstärkungen unserer Kräfte (wie Thor, Wodan und Tyr, der spätere Kriegsgott), aber der Sinn dieser Verstärkung und Höherhebung ist ein anderer: Es soll die Vorbildlichkeit für unser Leben, die Inbildlichkeit als die praktische menschliche Idealbildung ausgedrückt werden, und das wird in diesen Göttergestalten erreicht. Man wird nun fragen, ob unsere Vorfahren – unserer Meinung nach – um die Sinnbildlichkeit der Göttergestalten gewußt haben; ob die Götter für sie also „auch nur" Symbole für Natur- und Geisteskräfte waren oder ob sie sie als tatsächliche menschen-ähnliche Personen empfanden, wie es die Neger- und Dämonen-Religion auf früher Stufe war. Diese berechtigte Frage führt uns an eines der großen seelenkundlichen (psychologischen) Probleme heran, welche alle Religionen, auch die heute modernen, betreffen.

Auch heute ist in den geistig unaufgeweckten Schichten der europäischen Bevölkerung der „liebe Gott" für die meisten eine Art Person, die, je nach Tiefenstufe, mit allen Merkmalen des Personalen vorgestellt wird. (Z. B. mit der Kraft zu strafen und zu belohnen nach seiner Gnade oder seinem Wohlgefallen), oder er wird gar als eine Art herkömmlichen Weihnachtsmannes gedacht, der zuweilen auch gute Gaben bringt, sich aber meist in unangenehmer Weise bemerkbar macht, indem er bei Unglücks- und Todesfällen in Erscheinung tritt (als vergeltendes oder auch unerforschliches Prinzip); kurz die Vorstellungswelt des primitiven Menschen verlangt nach Personifizierung, nach

Stofflichkeit gleichsam, nach „realer Existenz"; und daher stammen alle Wünsche, Forderungen und Verwirklichungen von Göttergestalten, Götterbildern und geübter, opfermäßiger und Brauchtums- (Kult-) gebundener Formen der Religion. Dies ist heute der Fall wie von zehn- oder zwanzigtausend Jahren. Die christlichen Kirchen, besonders des Südens und Ostens, sind diesem Bedürfnis nach Personifikation (Gestaltbildung) weitgehend entgegengekommen, heilige Personen, zu Heiligen erklärte Menschen als „Fürbitter bei Gott", Heiligenbilder, der Ikonenkult des Südens und Ostens, ja die Figur des Heilands selber als Gekreuzigter am Kreuz, als zum Himmel Auffahrender, die Bilder der Barockkirchen usw., sie alle geben der Neigung und dem Bedürfnis des schlichten und natürlich empfindenden Menschen nach, etwas Leibliches zu sehen, etwas Wirkliches zu fassen, etwas Verehrungswürdiges unmittelbar in Holz oder Stein, in Bild oder Masse anzuschauen und mit den Sinnen wahrzunehmen.

Dies ist, wie gesagt, heute so bei den sogenannten „Hochreligionen", und es war damals so bei den sogenannten Natur- und Primitivreligionen.

Wir dürfen also sagen, daß es auch in der Vorzeit unserer Völker so war, daß viele Menschen, sagen wir ruhig, die meisten, nur bildlich vorstellen konnten und daher zur personalen Verehrung drängten. Das menschliche Gehirn und die menschliche Fantasie hält sich zunächst an die sichtbaren, meßbaren, wahrnehmbaren Werte und Tatsachen des Lebens, der sogenannten „Wirklichkeit", und bildet daher aus dem Geahnten und — geistig — als wahr Erkannten gern reale Gestalten, um sich bei deren Anblick wieder an das Gemeint-Geistige erinnern zu können.

Es dürfte allerdings ein gewisser Unterschied zwischen den Völkern und Rassen der Menschheit bestehen hinsichtlich der Zahl der primitiveren (also bildhaft auffassenden) Menschen etwa bei Asiaten und Schwarzen und denjenigen, die auch im Religiösen abstrakt (vom Stofflichen getrennt) vorzustellen und zu denken fähig sind. Die europäischen Völker des mittleren und hohen Nordens sind früher zum reinen Denkvorgang vorgestoßen als die Süd- und Ostvölker. Dem muß freilich nicht nur ein verschiedener Entwicklungsvorgang zugrunde liegen, sondern auch eine grundsätzlich andersartige Anlage, ein verschiedenes seelisches Erbe.

28.

Götter sind Sinnbilder

Für die Stufe der altgermanischen Religion gilt dies in besonderem Maße. Es wird deutlich in der Kennzeichnung des lateinischen Schriftstellers Tacitus (55–120 nach Ztw.) hinsichtlich der germanischen Religion, wenn er in seinem Werk über das damalige Deutschland (Germania) sagt: „Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Größe der Himmlischen, die Götter in Wände einzuschließen oder sie irgendwie menschenähnlich nachzubilden. Sie weihen Haine und Wälder und benennen mit den Götternamen jenes Geheimnisvolle, das man nur in frommer Andacht schaut."

Diese berühmte Stelle in der Germania macht klar, was vorher angedeutet wurde. Die Germanen, das heißt alle Völker, die wir als die vom Indogermanentum herstammenden Nordbewohner Europas ansehen, waren äußerst zurückhaltend in der bildlichen Darstellung ihrer im Geiste herrschenden Göttervorstellungen. Hier kommt einerseits der sinnbildliche Charakter der Götter deutlich zum Ausdruck, andererseits wirft die Tacitusstelle ein helles Licht auf eine Seeleneigenschaft unserer Menschenart, die sie deutlich und einprägsam von vielen anderen Rassen abhebt: die Fähigkeit, das als über uns wirkend Verehrte als g e i s t i g e s Bild aufzufassen und in seiner Innenbedeutung (nicht als stoffliches Wesen) zu schauen, anzuerkennen und zu verehren.

Dies ist auch für die Griechen der Frühzeit belegt. Tempel und Götterbilder (Darstellungen) sind später aufgekommen. Zuerst war die Verehrung von „Hainen und Wäldern" da, genau, wie es Tacitus für die Germanen überliefert. Die Landschaft als solche, die Flur, der schöne Berg, der Heilige See, die liebliche Au, der wunderbare Punkt in der Natur wurde als Wohnsitz des Gottes geschaut und bezeichnet: daher die vielen herrlichen Plätze, die heute noch nach Namen der Götter benannt sind. Damit, glaube ich, ist die Frage beantwortet, ob unsere Vorfahren Gefühl und Bewußtsein von der Sinnbildlichkeit der Göttergestalten gehabt haben. Nun ist bei dem vor sich gehenden geschichtlichen Ablauf des Germanentums etwas zu berücksichtigen, daß die einzelnen Stämme und Volksgruppen nicht in der gleichen Artzusammensetzung verblieben, mit der sie in die G e s c h i c h t e eingetreten waren. Das rassische Erbe wandelte sich mehr oder weniger nach der Aufnahme erbfremder Elemente hin. Die Berührung mit den Südvölkern veränderte mehr oder weniger den biologischen, also auch den

seelischen Charakter, und dies machte sich sicherlich in der Form religiöser Darstellung, vielleicht auch der Verehrung selber, bemerkbar. So hat der hohe Norden weit weniger Darstellungen von Gottheiten aufzuweisen als etwa die Gebiete der römischen Besatzungsgrenze, wo Bilder, Personen und Kulte ineinander übergingen und oft die Gelehrten nicht wissen, welche Gottheit gemeint ist. (Auch die Mischung mit den Kelten spielt hier eine Rolle.)
Man kann annehmen, daß die von den christlichen Mönchen und Glaubenseiferern (Sendlingen oder Missionaren) sogenannten „Tempel" der Germanen einfache Weihestätten waren, die, wenn sie eine Darstellung eines Gottes überhaupt enthielten, durch ein Dach geschützt waren. Meist ist ja von Bäumen die Rede, wenn die Fanatiker des Fremdglaubens frevlerisch Hand an die Heiligtümer legten. Wahrscheinlich werden die Missionare (ein hübsches Fremdwort für eine zweifelhafte Sache) auch versucht haben, die Steinsetzungen, in denen Weihedienste stattfanden, zu zerstören, die Steine mit ihren Helfershelfern umzustürzen und so die Stätten der Verehrung zu schänden. (Das kommt völlig gleich den betreffenden Vorgängen in der heutigen Zeit und ist nicht anders zu beurteilen.).

29.

Stufung im Volksaufbau

Es kommt bei der Betrachtung und der Erforschung der Frage, wieweit die Sinnbildlichkeit der Göttergestalten allen Angehörigen der Nordvölker bewußt war, schließlich noch eine Tatsache ins Spiel, welche zu den grundlegenden Gegebenheiten jedes Volksaufbaus, das heißt, jeder organisch gegliederten Gruppe überhaupt gehört. In jeder Menschengemeinschaft gibt es ein Gefälle nicht nur von Intelligenz, das heißt verstandesgemäßem Erfassen von Erkenntnissen, sondern auch von Tiefeneinsicht und Fähigkeit zu echter Weisheit, das bedeutet: zu einem in letzte Untergründe gehenden Ahnen und Wissen der Weltzusammenhänge und der menschlichen Seelendinge. Diese Stufe hängt nicht von der Lebensschlauheit ab, auch nicht von der Gabe, mit der Umwelt besser als der andere fertig zu werden; auch nicht vom schnelleren Begreifen logischer oder kausaler Gründe (Ursache) und Folgen (Wirkungen), was wir ja die intellektuelle Leistung nennen. Die Tiefengabe des Schauens (Theoria der Griechen) ähnelt der echten dichterischen Aussage. Sie ist mehr Sehertum als Erkenntnis der Vernunft; sie rührt an die geheimen Quellen der Einsicht und der Weissa-

gung, sie hängt eher mit dem „zweiten Gesicht“ zusammen als mit der wachen, realistischen Wirklichkeitsbestimmung. Sie weiß um das, was kommt, weil sie die Notwendigkeit der bedingenden Lage gegenüber den zwangsweisen Folgen überschaut oder weil ihr „die Götter den Sinn für das Kommende“ eingegeben haben.

In dieser obersten Stufe des Einsichts-Gefälles, der Weisheit des überintellektuellen Wissens, stehen die großen Dichter und die großen Seherinnen unserer Völker, Homer, Shakesspeare, Goethe; die Velleda und die Pythia gehören dazu, vielleicht Rilke und Stefan George, und alle jene, von denen das „Volk“ weiß, daß sie in die Zukunft sehen können. Das sind überrationale Wirklichkeiten. Sie sind auch heute noch Gegebenheiten unseres Daseins. Wer an sie „nicht glaubt“, braucht an sie nicht zu glauben. Er beraubt sich nur einer Einsicht, die ihn tiefer als alle Wissenschaftserkenntniss führen kann. Es ist der Anteil an der magischen Welt, die sich heute fast nur noch im großen Dichter, der „die Schau“ hat, offenbart. Aber Teile dieses inneren Vermögens sind noch in beinahe allen wahren und echten Gliedern unserer Völker enthalten, mehr freilich bei einfach und schlicht lebenden Menschen, Bauern, Fischern, Jägern, Schäfern, „weisen Frauen“ und an durch besondere äußere Zeichen erkennbaren Menschen, oft auch bildenden oder tonschaffenden Künstlern, die in einem inneren Bereich leben, wo sie mehr sehen und hören als andere Wesen.

Diese „Oberschichten“ in unseren Völkern, nicht im sozialen, sondern im geistig-seelischen Sinne, haben immer von der reinen Sinnbildlichkeit der Göttergestalten gewußt, denn sie haben das Wesen, die in der Gestalt auszudrückende Kraft, erkannt, welche das Volk mit dieser Figur verkörpern, verleiblichen wollte. Indem sie die Kräfte, welche das Leben gestalten, erschauten und durchschauten, haben sie die Einsicht gewonnen in die bewegenden, verursachenden Triebwerke menschlichen Handelns. Sie sahen das „Wesen der Welt“; deshalb nennen wir sie „Weise“.

Da aber das „Wesen der Welt“ immer dasselbe bleibt, — die technischen und wissenschaftlichen Veränderungen sind nur Luftblasen auf dem Ozean des Lebens, – schauen Dichter und wahre Künstler, die großen Künstler des ewigen Seins, die nievergängliche immerseiende letzte Wirklichkeit der Dinge, welche Schichten und Stufen höher liegt als rationale, intellektuelle und zeitbedingte „Erkenntnis“. Und oft weiß der naive Mann des Volkes in diesem Sinne mehr als der bedeutendste Zeitgelehrte und der berühmteste Wissenschaftler der Intellekt-Mode unserer Epoche.

30.

Das altgermanische Welt- und Lebensbild

Waren die „Götter" als Sinnbilder für waltende Natur- und Geistesmächte die Verkörperungen der Volksfantasie (besser: der Vorstellungs- und Idealbildungskraft) unserer Menschenart, so stellten sie doch mehr Einzelpunkte der schöpferischen, gläubigen Seelentätigkeit unserer Vorfahren dar. Aber der Norden hat uns in der Edda auch ein Gesamtbild der Welt- und Lebensauffassung der Germanen hinterlassen, welches so großartig und – im wesentlichen – so vollständig ist, daß es sich mit den größten fremden Mythen, etwa dem Gilgamesch-Epos oder der jüdischen Vorstellungswelt von Paradies – Sünde – Hölle und Auferstehung durchaus vergleichen läßt, – nein, daß es sie an Lebensechtheit, an Tiefe der Welt-Erkenntnis – für uns –, an Richtigkeit der Beurteilung kosmischer Vorgänge und menschlicher Triebkräfte bei weitem übertrifft. In der Wöluspa (der Seherin Gesicht) ist diese Weltschau ausgesprochen im dichterischen Wort, sie wird ergänzt durch mannigfache Einzelerzählungen und Gedichte, und sie wird in ihrer Gültigkeit bestätigt durch Lebensweise, Sittenbegriffe und religiöse Haltung unserer Vorfahren. – Die Frage, wieweit christliche Einflüsse in diesem größten (auch dem Umfange nach!) Eddagedicht angenommen werden dürfen, können wir hier als müßig beiseite lassen. Bis auf die letzte Strophe, die angehängt wirkt, ist alles aus einem Guß, und selbst wenn ein schon-christlicher Dichter dieses Werk geschaffen haben sollte, was bedeutet das schon gegenüber dem völligen Vertrautsein mit der Welt der Ahnen und Götter, der Auffassung und Echtheit von Stil und Inhalt, welche diesen Sprecher des Heidentums hier erfüllt hat. Die Frage, ob die Neubekehrten das Christentum überhaupt verstanden haben, müßte sonst hier sogleich erörtert werden. Aber dies ist einem späteren Abschnitt vorbehalten.

Doch sei noch ein Wort zu den Begriffen „richtig" und „unrichtig" gesagt, soweit sie Mythen und Glaubensbilder betreffen. Ob das jüdisch-christliche Weltbild vom Sündenfall und der Erlösung der Menschheit durch einen Mittler das „richtigere" oder das „falschere" ist, nämlich für einen so und so beschaffenen Menschen, das hängt ganz von der Art, den Gefühlen, der sittlichen Haltung, dem Bewußtsein der inneren Sicherheit oder Unsicherheit, der Stellung zu wesentlichsten Lebenserscheinungen und der Bewältigung der entscheidenden Daseinsfragen im eigenen körperlich-seelischen Bereich ab. Der sich sündig-fühlende Mensch will von diesem Sündengefühl „erlöst" sein; er

wird sich also einer „Erlösungs-Religion" zuwenden, weil er mit sich selber nicht fertig wird. Der sich seiner sicher fühlende Mensch des Nordens, soweit er in seiner alten Glaubensart noch ruhte und aus ihr lebte, kannte den Drang nach „Erlösung" nicht; er kannte nur „Selbsterfüllung" und „Selbstvollendung". Und man konnte sich auch im Freitod selbst vollenden, wie es das Beispiel der teutonischen Frauen zeigt, die sich ins Schwert stürzten, als die Römer das Lager gestürmt hatten.

So ist das Urteil: diese Religion, diese Mythe, diese Vorstellungswelt von Sinn und Wesen, Ziel und Inhalt des Lebens ist richtig oder falsch, zwar für den Urteilenden verbindlich, soweit er sich zu einer dieser Glaubensformen bekennt, aber für den anderen nicht. Dies ist die „relative Absolutheit" jeder Religion; sie gilt mit dem völligen Einsatz-Anspruch nur dem, der sich zu ihr bekennt, das heißt: sie ist artgebunden. Daher galt die germanische Glaubenshaltung im Leben solange als Pflicht und unentrinnbares Gesetz, als ihr innerer Sinn noch von allen wesentlichen Trägern der Volks- und Sippengemeinschaft gebilligt und anerkannt wurde. Als das Christentum dann mit seiner fremden Vorstellungswelt des vorderen Orients einbrach, mußte es entweder ganz abgeschlagen und ausgeschaltet werden, oder es löste mit seiner „fortschrittlichen" Rabulistik und Dialektik die noch ursprünglich – naive Seelen- und Sittenauffassung des Germanentums auf.

Das eddische Weltbild, wie wir es genauer nennen wollen, ist – trotz seiner späten Überlieferung – noch ursprünglich und „naiv", sofern dieses Wort eine aus dem Wesen der betreffenden Menschenart schöpfende, nicht konstruierte, sondern erlebte Haltung und Aussage bezeichnet. Es ist die Wiedergabe einer kosmischen und persönlichen Schau, die alle Züge des eigenen Wesens, des eigenen Charakters, der eigenen Werte und Normen enthält. Ein „naives" Weltbild ist einem reflektierten, also einem durch den Verstand und die Selbstbetrachtung weitgehend bestimmten nicht dadurch „unterlegen" oder minderwertig, weil es „naiv" ist, sondern es ist den dialektisch entwickelten und abstrakt überprüften nur insoweit „unterlegen", als es sich gegen diese schwer wehren kann. In der Selbst-Aussage ist das naive Weltbild echter, vielsagender, aufrichtiger und den Verkrampfungen und Tarnungen der Seele weniger ausgesetzt als das theologisch miteinander in Einklang gebrachte, gleichsam „künstliche" Weltbild des mittelalterlich-modernen Christentums. Deshalb hat sich in der „Seherin Gesicht" und all den Liedern und Gleichnissen der Edda das Wesen germanischer Religion ungekünstelt und ganzheitlich entfaltet. Und selbst an den Stellen, die wir nicht mehr voll ver-

stehen (weil uns dort sicherlich einige Zwischenglieder fehlen) ahnen wir die Größe und Vollständigkeit einer Lebensauffassung, die Götter und Menschen in ihren Aufgaben und ihrem Wesen im Grunde gleichsetzt, nämlich in der Pflicht, das Rechte und Sittliche (im Sinne der eigenen Art) zu tun, die Ordnung und den Lebensaufbau gestaltend und kämpferisch zu fördern, stets auf der Seite der hohen Mächte in der Erneuerung und Vollendung des Daseins zu stehen und lieber unterzugehen, als ehrlos, als Feigling oder Neiding zu enden.

31.

Weltwerdung

Wir gebrauchen hier nicht das Wort „Schöpfung", weil dieser Begriff für den germanischen Glauben nicht existiert. Denn hier ist nichts „aus dem Nichts" geschaffen worden, wie im Jüdisch-Christlichen.
Einst, vor dem Beginn aller Zeiten, gähnte ein ungeheurer Abgrund, ein Riß durch die ungeheure Weite des Alls. In ihm war Feuer und Eis in ewigem Kampfe. Der Urriese Ymir, der Urgebraus heißt, verkörpert diesen Zustand. Eis- und Feuergüsse flossen nach allen Seiten, bis ein Urwesen, wie eine Kuh, aus dem Eis ein Gebilde leckte, das ein „Wesen" war. (Der Urriese Ymir war noch kein „Wesen".) Dieses Wesen, aus dem Eis entstanden, – nicht „geschaffen"!) – war Buri, der erste Bauende, Gestaltende, Tätige, der nicht mehr bloßes Naturwesen war, sondern die Fähigkeit der Zeugung hatte. Er zeugte mit der Urriesin, einer ungestalten Kraft, die drei Urgötter Wodan, Wili und We.
Wodan (Odin) ist die Verkörperung des wehenden Atems der Welt, des Lebens an sich, und, insofern es gestaltendes, menschenähnliches Leben ist, des Bewußtseins. Der Gott macht hier also den gleichen Schritt, den der Mensch gemacht hat, indem er auf dem Wege vom Tier zum Bewußtsein seiner selbst gelangte. Wodan ist daher auch der Gott der Dichtkunst als der höchsten Aussagestufe menschlichen Lebens. Er ist zugleich der Gott der verschiedenen Künste, weil er eben Bewußtsein ist. (Hier ähnelt er der Athene, die vielleicht direkt als Tochter Wodans gedeutet werden kann; siehe ihr Name, ins Germanische lautgerecht zurückübersetzt: Wodini. Athenai ist immer Plural gewesen.)
Die drei Urgötter ordnen nun den Kosmos, sie „schaffen" ihn nicht, weil seine Elemente schon immer vorhanden waren, nur ungestaltet, ungeordnet.

Sie scheiden Tag und Nacht, setzen die Gestirne und trennen Himmelswelt von Erdenwelt, die Heime der Götter (Asgard) von denen der Menschen (Mitgard).
Der zweite Urgott, Wili, verkörpert den Willen, er ist die Willenskraft in der Welt. (Wer dächte bei dieser Zweiheit (Wodan-Wili) nicht an Schopenhauers Deutung des Daseins als „Wille und Vorstellung"). Doch tritt zu diesen beiden Göttern noch Wê hinzu, die Empfindung. (Das alte Wort Wé gleich Weh bedeutet ursprünglich die Fähigkeit der Empfindung.) So stellen die drei Urgötter die in der Welt vorhandenen Wesenskräfte des Lebens, Bewußtsein, Wille und Empfindung dar.

(Im philosophischen Sprachgebrauch würde das heißen: „Die Götter sind der Welt ‚immanent' ").

32.

Menschwerdung

Auch hier darf es, im Gegensatz zur christlich-jüdischen „Schöpfungsgeschichte", nicht Schöpfung des Menschen heißen. Die Götter gehen nämlich am Strande des Meeres entlang und finden dort zwei Baumstämme, angespült von der Flut. Es ist eine Esche (Ask) und eine Ulme (Embla). Wodan haucht ihnen Bewußtsein ein, Wili erweckt in ihnen den Willen, und We regt in ihnen Empfindung an. So werden aus lebenden Baumwesen, aus Pflanzen des organischen Lebens, Menschen. Die Sinnbildlichkeit dieses Mythos liegt auf der Hand. Die Verschiedenartigkeit (und Verschiedenwertigkeit) der einzelnen Züge gegenüber der religiösen Fremdwelt werden deutlich, ohne daß hier näher darauf eingegangen werden soll.

Diese Menschen Ask und Embla tragen noch ein weiteres sinnbildliches Element in sich. Ask ist Esche, und Embla ist Ulme. Nun sind Esche und Ulme ihrem Wesen und ihren Fähigkeiten nach sehr ähnliche Hölzer. Sie sind beide elastisch, biegsam und feinfaserig. Sie eignen sich am besten zum Bogen. Wenn man keine Esche findet, kann man auch Ulmenholz nehmen, das ein wenig weicher, weiblicher, nachgiebiger ist. Wie feinfühlig hat der germanische Mythus diese Züge des Wesens von Mann und Frau geformt, und wie grob und roh wirken dagegen die Merkmale des aus Ton gebildeten Menschen, aus dessen Rippe (die Frau ein Teilstück des Mannes!), das Weib, gemacht wird.
Im Germanischen werden durch diese Sinnbilder Mann und Frau als wesensverwandt und ebenbürtig, aber nicht als „gleich"

oder einer dem anderen untertan dargestellt. Der Mensch unserer Art hat immer die echte und ebenbürtige Frau als Gefährtin aufgefaßt, und er hat ihr darüber hinaus (schon nach Tacitus) die Fähigkeit zur Tiefenschau zugesprochen, zum Sehertum und zur Herausgehobenheit aus dem Niedrigen und Gemeinen. Daher die Verehrung der wahren Frau bei allen wirklich männlichen Vertretern unserer Art, Scheu und Achtung, Aufblicken und Bewunderung für die mannigfaltigen Kräfte, die sie im Leben ausströmt und die weit über Haus und Hof, engere Familie und Heimat hinausgehen können.

So wird Mitgard die Stätte schönen menschlichen Lebens, auf der freilich alle Daseinsgesetze des ewigen Kampfes ebenso gelten wie im Kosmos, wo Asen und Riesen miteinander um Ordnung oder Chaos ringen. Auch auf der Erde findet dieser Kampf um die Gestaltung schönen, geordneten, sinnvollen Lebens statt, denn auch dort sind die Kräfte des Bösen und Schlechten, des Dämonischen und Riesischen immer wach, um Würde und Sitte, Aufbau und Vervollkommnung zu stören und, wenn es geht, zu vernichten. Denn der Mensch, der seiner in ihm auch lebenden riesischen, dämonischen Kräfte nicht Herr geworden ist, bedroht das sinnvolle Dasein der anderen unaufhörlich. Es ist auch leider nicht nur von seinem Willen abhängig, ob er böse oder gut handelt, es ist in und mit seinem Wesen „gesetzt"; denn Kampf zwischen Gut und Böse, Schlecht oder Recht, Gestaltung und Zerstörung ist ewige Aufgabe und ewiges Schicksal alles Seienden.

Aber die Götter haben, – wie die Menschen -, eine klar erkennbare Aufgabe. Sie haben in dieser Welt, die von einem unlenkbaren Schicksal bestimmt wird, die Pflicht und den Auftrag, für mögliche Ordnung, für mögliche Gestaltung, für die Möglichkeit gesitteten und gearteten Lebens zu sorgen, zu kämpfen, zu schaffen und sich durchzusetzen gegen die riesischen Kräfte, welche solchen Aufbau und solche geordnete Ganzheit immer zerstören wollen. Die Riesen sind zweierlei Art: einmal die übergroßen Naturmächte wie Feuer, Eis, Frost, Alter, Meer, Sturm und ähnliche Erscheinungen, die auch ohne Götter-Dazutun wirksam sind und meist Schaden bringen. Diese riesigen Mächte handeln sozusagen „ungewollt" und daher auch ohne böse Absicht. Aber sie können die göttliche Ordnung schwer gefährden und Chaos bewirken. Zum andern gibt es riesische Kräfte, die ihrem Wesen nach „böse", schlecht sind. Unter ihnen hat der Germane meist geistige und seelische Eigenschaften verstanden, die zerstörend wirken und in besonderen Personen verkörpert werden. Nicht ohne Bewußtsein dessen, was damit ausgesagt werden sollte, hat die Volksfan-

tasie solche chaos-bewirkenden Riesen meist als Bastarde, als Mischlinge dargestellt. So ist Loki, der Urtyp des haßneidischen Zerstörers, ein Sproß aus einem Riesen und einem Gott, ein „Fehltritt des Göttlichen" sozusagen, eine seelische Mißgeburt, und er richtet demgemäß auch Unheil an, wohin er kommt. Er ist neidisch auf die, welche glücklich sind. Denn er, in seinem gebrochenen Mischlingswesen, kann kein reines Glück empfinden. Ihm wird alles zum Vorwurf, zum Unterdrückten- und Vernachlässigten-Komplex, die andern sind die „Reichen", die Wohlhabenden, die „im Besitze sind", und er ist der Arme, der Zurückgesetzte, der Nicht-so-Schöne, und deshalb meutert er bei jeder Gelegenheit gegen die Götter. Wie hat der Mythus unserer Vorfahren das Personalbild des Sozial- und Rasse-Neidischen tief und unnachahmlich „geschaut", – auch ohne moderne Tiefenpsychologie!

33.

Asgard

Auf dem Idafeld, der immergrünen Wiese in Asgard, dem Heim der Asen, spielen die Götter, üben sich im Schwertkampf, unverwundbar und unsterblich, wie sie sind, solange sie den selbstgegebenen Gesetzen gehorchen. Denn zwar sind die Götter die stärksten Mächte der Ordnung und Gestaltung in der Welt, aber vollkommen sind sie nicht.

Auch in ihnen sind Gelüste und Triebe, Mächte und Neid- und Besitzgier vorhanden, gegen die sie ankämpfen müssen. - Der Germane wußte, daß in jedem schöpferischen Wesen auch das Triebhafte stark ist. Er sah die Wirklichkeit nüchtern, und er wollte sie nicht zum unwirklichen Idealbild entstellen, weil dieses keine Erfüllungsmöglichkeit hat. Glaube an etwas, Inbild eines Verehrten, Hochbild von Edelstem muß erreichbar, zum mindesten in weitem Maße annäherbar sein. Es muß aus unseren menschlichen Verhältnissen verständlich sein. Es darf nicht in einem fernen Gotthimmel über allem Irdischen erhaben thronen, unerreichbar für Tat und Nachfolge. Unsere Vorfahren haben kein Götterbild geschaffen, das dem jüdisch-christlichen gleicht. Sie wollten solchen Gott nicht. Er war ihnen zu unnahbar. Vielleicht liegt hier auch die tiefe Erkenntnis zugrunde, daß selbst die schaffenden Mächte in All, im Kosmos, im Leben immer nur Teilkräfte des Guten, des Aufbauenden, des Förderlichen, des Schönsten sind, nie ihre Vollkommenheit selbst.

Denn wenn es Vollkomenheit in Gott gäbe, wie könnte dieser Gott es dulden und zulassen, daß die Welt in ewiger Unvollkommenheit existiert, daß Unglück, Verbrechen, Schwachsinn, Wahnwitz, Dummheit, Niedertracht, Gemeinheit, die Kriege, der Mord, die menschenvernichtenden Vulkanausbrüche, die großen Fluten immer wieder die Erde beherrschen, das Leben gefährden und allen Sinn in Unsinn verkehren. Nein, sagte und dachte der Germane, die Götter sind nicht allmächtig, über ihnen steht immer noch das unerforschliche Schicksal.

34.

Midgard

Das mittlere Reich, das zwischen Göttern und Riesen, ist das Heim der Menschen, denen von den Urgöttern Bewußtsein, Wille und Empfindung gegeben wurde. Mit diesen Gaben können sie ein Reich der Ordnung, der Gesittung und der rechten Lebenshaltung schaffen. Denn sie haben eine ähnliche Aufgabe wie die himmlischen Mächte, dem Guten und Rechten zu dienen, sich gegen die bösen und zerstörenden zu wehren, allen Feinden des Friedens Trutz zu bieten, den Boden zu bebauen, die Tiere zu hüten und zu behüten, Pflanzen und Pflug zu betreuen und in Kindern und Enkeln ein gesundes und stolzes Geschlecht fortzupflanzen, das allen Schicksalsfällen gewachsen ist und nach dem Brauch der Überlieferung lebt, wirkt, schafft, den Ahnen und ihrem Vermächtnis dient, dem Göttlichen gehorcht und die Daseinsgesetze beachtet.

So ist Midgard eine Stätte des Gottesfriedens. Der Germane war *nicht* kriegswütig; er wollte nicht kämpfen um jeden Preis, er liebte den Frieden, wie wir ihn lieben, und er war wehrhaft, *weil* er diesen Frieden beschützen und bewahren wollte. Es gibt tausend Beispiele dieser Gesinnung. Bernhard Kummer hat auf diesen tief in uns wohnenden Drang nach echtem Frieden hingewiesen, und sicherlich nicht zu Unrecht. Aber wir müssen, wenn wir dieses festgestellt haben, auch aussagen, daß unsere Vorfahren auf der anderen Seite hart, furchtbar im Kampf und unerbittlich in der letzten Auseinandersetzung waren. Dies widerspricht sich nicht. Friedensliebende Menschen brauchen keine Schwächlinge zu sein. Wir sind alle friedensliebend, aber keine Pazifisten. Denn nicht Frieden um jeden Preis heißt die Parole, sondern nur der Ehr- und Sieg-Frieden. Die Germanen haben wandernd neues Land gesucht. Sie *baten* um neuen Ackerboden, und erst, als die Römer ihnen die-

sen verweigerten, wurden sie gefährlich und erschütterten das Römische Reich mit den Schlägen ihrer Schwerter. An ihrer eigenen Gutgläubigkeit sind sie zugrundegegangen. Wie sie im Kampfe den Römern überlegen waren, so waren sie ihnen an Taktik, Intrige und Hinterlist weit unterlegen, und die römischen Feldherren wußten die Gaben des „Geistes“ gegen sie auszuspielen.

Aber die Völkerwanderungszeit gibt kein volles Bild des normalen, durchschnittlichen und gewöhnlichen Lebens unserer Vorfahren. Es sind Ausnahmezustände gewesen, denn der nordische Bauer war an sich friedliebend, hing doch Acker und Ernährung weitgehend von der regelmäßigen Bestellung des Bodens ab, die nur im Frieden voll gesichert war. Midgard mag in manchen Zügen ein spätes Bild skaldischer Dichtung sein. Es mag verschönt und systematisiert wirken gegenüber der Vielfalt der religiösen Vorstellungen im Gesamtgermanischen. Aber das Bild des eddischen Lebens liegt nicht außerhalb des normalen Germanentums, es ist zum mindesten ein Teil seines Wesens, und viele Züge, man möchte annehmen, die meisten, sind aus der Fülle der religiösen und Ehr-Vorstellungen der Gesamtart genommen und weiterentwickelt.

Wenn wir von der Ehre sprechen, so berühren wir damit einen Mittelpunkt germanisch-nordischen Wesens und Trachtens. (Siehe Grönbech, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen, Hbg. 1937). Wer sich selbst achtet, wer sich selbst für einen Menschen hält, der „auf sich etwas gibt“, wer sich nicht beleidigen und verleumden läßt, wer also eine Ehrminderung nicht erlaubt, dieser ist für die sittliche Auffassung unserer Vorfahren-Welt der Normalmensch. Er ist der Freie, der Wohlgebürtige, der Edeling, der Hochgemute, welcher Göttern und Menschen kühn gegenübersteht, im Verhältnis zum Gleichen, denn nur der Freie und „Adlige“ zählten in der Gemeinschaft der Volksgefährten. In dieser Gesinnung liegt die Ursache zu der ungebrochenen Stärke des sittlichen Bewußtseins und der menschlichen Haltung der Vorzeit.

35.

Die Seele des Menschen ist seine Sippenseele

Ehre und Heil (im Grönbechschen Sinne) hat der Germane aus der Beschaffenheit seiner Sippe. Dies ist im erbbiologischen Sinne eindeutig und klar. Wie soll etwas anderes in der Seele eines Menschen herrschen als das, was in seinen Vorfahren ist,

aus deren Blut und Erbe er stammt. Die Summe der Eigenschaften seiner Sippe kommt im Einzelnen in der Vererbungsweise zum Vorschein, wie es Eltern und Voreltern, die Schicksalsstunde seiner Geburt und vielleicht die innere und äußere Verfassung seiner Mutter bedingen. Um diese Voraussetzungen wußten die Menschen des Nordens, ob verstandesmäßig in logischer Herleitung dieser Bedingungen oder gefühls- und instinktmäßig, ist nicht entscheidend. Es gibt ein Wissen, das n i c h t rational ist, und dies ist meist das tiefere. Jeder natürliche und lebensoffen schauende Mensch hat es. Nur die Intellektuellen wollen es nicht sehen, weil sie glauben, daß nur „Bewiesenes" richtig sei.

Die Sippenseele ist es, welche den Menschen unbewußt oder bewußt leitet, ihm Kraft oder Schwäche verleiht, ihm in den schwierigen Lagen des Lebens hilft oder im Stich läßt; daher sprachen die Isländer von den „Fylgien": das sind die Folgegeister der Sippe, gleichsam die geistigen und seelischen Geleiter des Einzelnen, wenn er auf diese Stimmen hören will und kann. Diese Folgegeister sind immer um ihn, besonders aber in den Gefahrenzeiten, im Entscheidungsfall, in der unmittelbaren Not: sie sagen ihm, wie er im Sinne seiner Ahnen, im Sinne der Ehre und des Heils recht handeln muß. Sie sind sein Gewissen, ein Teil des Artgewissens, verkörpert in allen geistigen und seelischen Fähigkeiten seiner Vorfahren. Dies ist kein Außen-Gewissen, es kommt nicht von „anderen", ist nicht heteronom (fremdgesetzlich), sondern es ist in seinem Innern; aber er muß auf es hören und ihm folgen.

Der gesamte Aufbau der germanischen Stämme in Krieg und Frieden beruhte auf diesem Sippenbewußtsein und auf der Großfamilienordnung. Sie ist die natürlichste Gruppenbildung (soziologische Einheit), die es auf der Welt gibt, sofern die vaterrechtliche Familie zugrundegelegt wird. Nur die vom Vater anerkannten Kinder gewährleisten die rechtliche Stellung als erbfähige Familienangehörige. Wenn im keltischen Mutterrecht die Frau sich ihre Männer wählt, ist bei ihren Kindern der Erbgang strittig und kann jederzeit angefochten werden. Welches Kind dann von welchem Vater abstammt, wird unklar und zweifelhaft. Damit ist aber jede auf Blutsbindung beruhende Sippenordnung illusorisch geworden. Vielleicht ist das einer der Gründe, weshalb die ehemals so kriegstüchtigen Kelten den Römern wenig Widerstand – auf die Dauer – entgegensetzten und warum sie den Germanen unterlagen.

Denn bei diesen beruhte auch der Heerbann auf der Gliederung nach Blutsverband und Verwandtschaft. Im Kreise der Sippenangehörigen stand jeder Kämpfer unter den Augen des nahen

Verwandten; jeder war jedem bekannt, und seine letzte Leistung, sein Einsatz war deshalb der höchste, da Feigheit als Sippenschande galt und meist mit dem Tode des Schwächlings bestraft wurde oder, was schlimmer war, mit Ehrlosigkeit.
Diese Voraussetzungen müssen wir bewußt halten, wenn wir Midgard als das Reich freier, ehrenhafter und heiltragender Sippen betrachten. Deshalb spricht auch die Seherin (Wöluspa) die Sippen an:

„Gehör heisch ich, heil'ger Sippen,
hoher und niederer Heimdallssöhne:
Du willst, Walvater, daß wohl
ich künde,
was alter Mären der Menschen
ich weiß."

36.

Utgard

Außerhalb der geordneten Welt liegt Utgard, das Reich der Riesen. Überall versuchen sie, das Gefüge des gesunden und echten Aufbaus zu stören. Überall dringen sie ein, wo ein Riß, ein Spalt, eine Schwäche im Gebäude zu sein scheint. Überall kämpfen sie gegen die Asen und sind bestrebt, deren Herrschaft zu brechen oder zu mindern.
Dies ist der äußere Anblick des Riesenwesens. (Es ist ja nur ein Bild, ein Sinnbild). Denn das Riesische, das Dämonische, das Ungezügelte ist ja auch im Menschen selber. Gegen diese Mächte der Unordnung, des noch-nicht-Gebändigten, hat jeder Mensch anzukämpfen. Daher ist das Sinnbild der riesischen Gewalten so zwingend, weil es nicht nur für die Außenwelt gilt. Der Kampf tobt also immer und ewig in und außer uns.
Da das Göttliche im Menschen ist, wie es auch als Streben zur Ordnung außerhalb des Menschen – im Kosmos – ist, währt der Kampf der Götter gegen die Riesen von Beginn bis zum Ende, um dann – in einer neugewordenen Welt – von neuem zu beginnen. Die Mächte der Zerstörung sind ebenso ewig wie die Mächte des Aufbaus. Kampf ist Schicksalsgesetz. Er kann daher nicht aus der „Religion", aus der tiefsten Lebensdeutung, ausgeschaltet werden. Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und Dämon ist das Wesen der Welt. Nie wird er enden.
Nur eine „arische" Weltanschauung, bzw. Religion außer den Germanen hat diesen Dualismus (diese weltanschauliche Zweiheit) so deutlich gemacht und so zum Grundprinzip von Glaube

und Ethik erhoben, nämlich die parsische Ormuzd-Ahriman-Lehre des Zoroaster (Zarathustra). Hier im Persisch-Iranischen kehrt noch einmal der reine Kampfgedanke wieder. Er ist urindogermanisch, nicht erst mit dem „Wodanismus" in den Norden eingezogen, sondern ein beständiger, nicht fortdenkbarer Bestandteil der germanisch-nordischen Seele.

37.

Die Zwischenreiche

Zwischen den Göttern als den aufbauenden Gewalten und den Riesen als den zerstörenden Kräften wirken tausend andere, kleinere Mächte an und in der Erde, über der Erde, in Wäldern und Wassern, Hainen, Bäumen, Quellen und Brunnen, die teils hilfreich, teils aber auch boshaft, hinterhältig oder auch nur spott- und schabernackbegierig sind. Zu den letzteren gehören die Trolle, Gnome, Kobolde und Zwerge des Märchens und der Sage. Sie hüten die Schätze der Berge, der Höhlen und Klüfte, sie erscheinen dem Wanderer als Führer oder Verführer, als drohend oder hilfreich. Auch Irrlichter und Sumpfflämmchen, Nixen und Hagedisen (Hexen) gehören dazu. Die Elfen, abgeleitet von „Alben" (man denke an den Zwergenkönig Alberich) sind Wesen, die im Walde bei Blumen, Pflanzen, Bäumen, Gewässern gleichsam als deren verkörperte Geister schweben und gelegentlich Dienste für den Menschen leisten können.

Schließlich hat die Volksfantasie seit uralter Zeit die Möglichkeit der Verwandlung in Tiere offen gelassen, die Gutes bringen (z. B. Schlangen im Hause), Brunnenweiber, die Krankheiten heilen oder Schwangeren Hilfe bringen, die Unke, die Weisheit birgt, Heilkräfte hat, vor Schaden warnt, und all das Belebte in der Natur, das zum Menschen in einem segenbringenden oder schadenfördernden Verhältnis steht. Ihr tieferer Sinn ist, daß nichts "tot" ist, alles Leben und Kraft enthält, entweder zum Heile oder zum Unglück, und der Mensch kann viel dazu tun, die Geisterwelt nutzbar zu machen oder sie ein für alle Male sich zu verscherzen oder feindlich zu stimmen. Diese Vorstellungsweise zeigt, daß unser Volk in seiner Seele weiß, daß alles in All und Erde, a u f den Menschen b e z o g e n ist und auf alle anderen Lebewesen.

Man kann auch sagen, daß alles in der Welt aufeinander beziehbar ist. Dies bedeutet doch wohl, daß nichts ohne inneren oder äußeren Zusammenhang da ist, wirkt und aufeinander einwirkt. Auch das scheinbar Unbezogene (Absolute, Abstrakte)

hat eine Beziehung, Wirkung zum und auf den Menschen. Hierin offenbart sich auch eine Anschauung und ein Wissen, daß das All (Kosmos und Erde) eine Einheit ist, die im Grunde nicht voneinander getrennt werden kann, man kann sie nur künstlich voneinander trennen (wissenschaftlich, denkmäßig), aber nicht im Lebenszusammenhang. Das Durchdenken dieser Voraussetzung vermittelt uns die Gewißheit, daß man nichts in Raum oder Zeit ändern, künstlich oder natürlich verändern kann, ohne daß es eine Wirkung auf andere Gebiete, auf andere Wesen und Menschen ausübt. Das Lebensganze ist ein ungeheurer Zusammenhang, eine Einheit in der Vielheit, eine Vielheit, der die Einheitlichkeit des Lebendigen zugrunde liegt. Zum mindesten ist das Gesamt des Daseins eine Wirkenseinheit, in der jeder Teil mit dem anderen eine Verbindung, eine Beziehung, eine Wirkung auf den andern hat. Diese Erkenntnis müßte vor allen künstlichen Versuchen, die Lebenseinheit zu ändern, warnen, denn das Gefüge der Ursachen und Wirkungen wird in jedem Augenblick gewandelt, wird anders, wenn der Mensch zusätzlich zu den Wirkungen der sogenannten „Außenwelt" Änderungen großen oder kleinen Stils selbst herbeiführt. (Nichts ist außen, nichts ist innen, denn was draußen ist, ist drinnen. Goethe). Welche Ordnung besteht nun eigentlich nach der Vorstellung unserer Vorfahren in Leben und Welt? Und worauf beruht diese All-Erde-und-Lebensordnung?

38.

Metaphysischer Dualismus

Dieser Ausdruck des philosophischen Sprachgebrauchs besagt, daß in der vorausgesetzten Lebenseinheit gleichwohl ein Spannungsverhältnis herrscht, welches diese Lebenseinheit erst möglich macht und aufrecht erhält. Germanisches Denken bewegt sich nämlich immer in dem Kreise von polarer Spannung, von gegebener und vorausgesetzter Zweiheit, von sozusagen negativ und positiv geladener Kraft. Wir nennen es daher polares Denken, weil uns die ganze Welt als ein dauernder Kampf und Ausgleich erscheint, wie im Bilde der elektrischen Spannungsverhältnisse. Hierbei taucht die Frage auf, zunächst als theoretische, also reine Denk-Frage, ob das All einheitlich organisiert sei, einheitlich „geleitet" sei, einheitlich einem gelenkten und gewollten Ziele zustrebe. Es ist die Frage des metaphysischen (über die Sinneserfahrung hinausreichenden) Monismus oder Dualismus. – Nun wissen wir, daß sich unsere Menschenart

seit der Jungsteinzeit immer für die Mehrförmigkeit der kosmischen Einflüsse (der Götterwelt) entschieden hat, und daher ist es nur schlüssig und folgerichtig, daß das Denken unserer Art nicht monistisch ist, sondern in Beziehung auf die herrschenden und wirkenden Kräfte, pluralistisch (mehrförmig) oder, wenn man die Haupttypen zusammenfügt, dualistisch, d. h. zweiheitlich. Dabei bleibt die Einheitlichkeit des Lebens unberührt. Im einheitlich — als Lebenseinheit — wirkenden All gibt es eine Doppelheit der Spannungskräfte, die w i r als M e n s c h e n aufbauend oder zerstörend nennen. Das bedeutet also, daß in einem einheitlichen (monistischen) Lebensgefüge die wirkenden Kräfte sich als dualistisch (zweiheitlich) darstellen. – Dieser Punkt der philosophisch-religiösen Auseinandersetzung in der modernen Weltanschauungsdebatte wird oft mißverstanden und miteinander verwechselt. Die germanische Lösung schließt das kindliche Vertrauen in die durch einen Gott geplante gütige Entwicklung der Menschendinge aus; sie bejaht den Kampf und fordert den Menschen auf, sich auf diese oder jene Seite zu stellen.

39.

Die Irminsul

Die Irminsul als religiöses Sinnbild des Indogermanentums ist uns im Keltischen, Germanischen, Slavischen und im Bereich des Philisterstammes in Palästina (1160 vor Chr.) sicher bezeugt. Für das Slawische spricht mit großer Wahrscheinlichkeit ein Bericht über das Swantewitt-Heiligtum bei Ratzeburg in Mecklenburg, und für das Griechische glauben wir, deutliche Spuren der Kenntnis der Gottes- und Himmelssäule gefunden zu haben. Wenn Jürgen Spanuths Auslegung des Platon-Berichtes über Atlantis zutrifft, stand auch dort auf der Königsburg die Weltensäule mit Gold und Bernstein geschmückt, und die Darstellung der geknickten und gebrochenen Irminsul im Externstein-Relief macht es sicher, daß auch das Christentum dieses Symbol des Alten Glaubens als Ausdruck heidnischer „Gottschau" ansah und es in der magischen Form des Darauftretens zum Zeichen der Vernichtung unwirksam machen und ausschalten wollte. – So ist die Irminsul für die uralte Zeit bis um 800 nach Zeitwende gesichert. Im Kreuzgang des Verdener Domes ist sie noch heute in einem Säulenkapitell zu sehen, bunt bemalt, wie sie ursprünglich war. Ihr religiöses und künstlerisches Motiv kehrt tausendfach im deutschen und europäischen Bereich wieder, als Lebensbaum, als Königslilie (der Bourbonen), als Haus-

schmuck, als Architekturform, im Fachwerk, als Rune und wo immer unser Volk und unsere Art geheim oder offen das Antlitz seiner echten Seele gezeigt hat, den Kirchen zum Trotz, dem Christentum zum Tort, allen Wissern und Mitwissern des alten Glaubens Bekräftigung und Mahnung, sie, die Säule des Göttlichen Weltalls wieder aufzurichten in unseren Herzen und dann in unserm tätigen Volks- und Staatsleben.

40.

Der Lebensbaum

Unter den Stilformen, welche der Gedanke der Gottessäule im Indogermanischen angenommen hat, wird die des Lebensbaumes wohl die älteste sein. Der Baum ist die einfachste Gegebenheit des natürlichen Lebens, welche den Menschen zum Aufschauen und zur Andacht bewegt. Tacitus beglaubigt uns, daß den Göttern Bäume gewidmet waren, unter denen man ihnen Opfer brachte, Weihegaben niederlegte, Schilde und Tierköpfe aufhing und wohl auch gefangene und besiegte Feinde den Göttern zu Ehren, die dem Lichtvolk Sieg verliehen hatten, tötete und dem Himmel weihte. Eiche und Esche als herrliche und mächtig aufragende Bäume der Heimat waren die bevorzugten Arten des Sitzes für die Götter, wo sie unter den Irdischen weilten und wo man ihre Gegenwart sinnlich und sinnbildlich empfand. Daher ist der Gedanke, die Verbindung mit dem Göttlichen in Form eines Baumes darzustellen, so naheliegend, daß von hier bis zur tragenden Weltensäule nur ein kleiner Denk- und Gefühlsweg ist. – Wir nehmen daher an, daß zuerst der Baum als Esche oder Eiche zum Sinnbild des göttlichmenschlichen Zusammenhanges wurde und dann später sich daraus alle anderen Spielarten der künstlerischen, ornamentalen und religiösen Symbolgestaltung abzweigten.

Der Lebensbaum verkörpert schlechthin das natürliche, organische, gesundheitsmächtige Leben, das uns überall in der Natur entgegentritt, die unendliche Lebenskraft, den Lebensdrang, die Lebensfülle, die Schönheit und Erhabenheit des Daseins, welches wohlgeordnet ist, wenn es den Gesetzen der Natur, des Wachsens und Werdens gehorcht. Der Lebensbaum ist zunächst der Ausdruck des Blühens und Gedeihens alles Seins, denn hiervon ging der Indogermane und Germane aus: im Grunde war das Leben „in Ordnung“, wenn es nicht von Fremdmächten gestört wurde.

Die Eiche als Baum des Göttlichen ist mehrfach historisch bezeugt. Daß Bonifatius (Gut-Atem!) die Donareiche bei Fritzlar niederschlagen konnte, verdankte er nur der bäuerlichen Naivität der Hessen, die meinten, daß sich schon zeigen würde, wer stärker sei, Christus oder der Donnergott. So fällte er den Götterbaum mit frevelnden Händen. (Denn wer gibt einem fremden Priester das Recht, in die Heiligtümer der anderen schändend einzudringen und diese zu zerstören?) – Dafür traf ihn auch die Axt der Friesen, als er dort Ähnliches begann. Er fand nur den Lohn, den er verdiente. Heute wird das Umwerfen von Grabsteinen mit Recht als Vergehen und Schändung verurteilt. Um wieviel mehr müssen uns alle Guten und Gerechten zustimmen, wenn ein Frevler in Heiligtümer eindringt und sie ruchlos und prahlerisch vernichtet, wenn er glaubt, seine Religion sei die einzig wahre und akzeptable. Diese Donarseiche steht hier für vieles andere. Wenn man denkt, daß Eichen damals tausendjährig und machtvoll gegen den Himmel ragten, – aus denen noch die Schiffe der Wikinger gezimmert wurden, – dann kann man verstehen, wie gewaltig der Anblick dieses Baumes in jener Zeit war. Einige von uns kennen noch Eichenhaine von tausendjährigen Stämmen. Sie verbreiten Licht und Freiheit um sich, sie schaffen sich Raum, so als wollte der Gott Platz haben für sein Dasein und seine Verehrung. Uns kommt der Semnonenhain nicht sagenhaft vor, von dem Tacitus spricht. Wir glauben, daß er in der „Mark Brandenburg" lag.

Es gibt Anhaltspunkte dafür, wo er sinngemäß hätte sein können und müssen. (Im Volkslied und im nationalen Freiheitslied kehrt die Eiche als Sinnbild der Festigkeit und der Göttlichkeit oft wieder.) Wir finden nicht, daß Anlaß besteht, sich darüber lustig zu machen. Wir tun es auch nicht über das Kreuz; so sollte man unsere Symbole ebenfalls in Ruhe lassen.

41.

Die Weltesche

Der Lebensbaum findet eine weitere Ausprägung als Symbol des Welt-Erde-Zusammenhanges in dem Bild der Weltesche, welches die Edda als Yggdrasil berühmt gemacht hat.

> Einen Baum weiß ich,
> Yggdrasil heißt er,
> Immergrün steht er,
> Am Brunnen der Urd.

Es ist der alte Weltenbaum, die Himmelssäule, welche hier als Sinnbild überhaupt auftritt. An seinen Wurzeln nagen Wurm und Untier, um ihn zu zerstören und sein herrliches Leben zu brechen. Dies sind die Mächte des Neides, der Unterwelt, der Habgier, des Bösen, welche ihm jedoch so lange nichts anhaben können, als sein Stammgefüge gesund ist. Doch versuchen es diese geheimen und unterirdischen Kräfte immer wieder, Wuchs und Schönheit, Gesundheit und Lebensstolz zu brechen und zu erschüttern. Im Geäst des Weltenbaumes weidet eine Hirschkuh, denn überreich ist Frucht und Laub des Lebensbaumes, er schenkt allen Kindern, den Menschen und den Tieren, genug Nahrung, denn er erneuert sich immer wieder aus den unendlichen Quellen der Natur. Ein Eichhörnchen, Ratatösk, läuft eifrig und geschäftig den Stamm auf und nieder und bringt alle Nachricht in die Bereiche des Lebens, Botin zugleich und Gerüchteträgerin, die Verkörperung der Neugier, aber auch des Klatsches und Tratsches, der schon so viel Unheil angerichtet hat. Oben aber, auf dem höchsten Ast, sitzt ein Adler, der Wächter Odins, und schaut über das Land, über die See, über die Welt und sagt dem großen Gott alle Kunde des Daseins, die er ermitteln kann. Der Sinn dieses Symbols ist einleuchtend, das Leben überhaupt ist ewig bedroht von den Mächten der Finsternis, von den riesischen und unterweltlichen Gewalten des Bösen, des Hasses und Neides, des heimlichen Nagens an den Wurzeln, – hier denken wir an die Zersetzung der biologischen Kraft der gesunden Menschenart, an untunliche Kreuzungen und Vermischungen, an Krankheiten, die uns fremde Völker mitbringen, an Seuchen wie Pest, Cholera, Pocken und Ähnliches, was die Germanen als „Geschenke des Auslandes" bestimmt auch gekannt haben. (Zur Wikingerzeit waren die Söhne des Nordens bis nach Byzanz gezogen und hatten dort das Leben und Treiben Asiens kennengelernt.) Aber auch Gerüchtträgerei, Verleumdung und Verrat, also sittliche Unwerte, bedrohen den rechten Lebensbau, gefährden das Gefüge des geordneten und friedlichen Seins. Doch können sie, solange die Grundlagen des Daseins gesund sind, Sinn und Segen des wachsenden und blühenden, immer schenkenden All-Lebens nicht zerstören. Wachsam aber heißt es stets zu sein. Deshalb schaut der Adler als Wächter über die Welt und kündet alles, was von Wichtigkeit ist. Bereitschaft und Wachsamkeit gegenüber den Feinden gehört also zum kraftvollen Leben. Man achtet die Feinde nicht gering, sondern beobachtet sie, da sie stets mit Unheil und bösem Willen drohend vor dem schönen Leben stehen.

Wenn auch dieses Bild der Weltesche ein spätes des wikingischen Skaldentums ist, es stammt aus echter germanischer Art

und Empfindung; es ist nichts weiter als eine geistige Verlängerung und Fortführung des Gleichnisses vom Kampf des Aufbauenden und Zerstörenden, in eine große dichterisch-volkstümliche Form gebracht, die fast einmalig ist in der Geschichte der großen Mythen. Sie entspricht so sehr unserem eigenen und dem altgermanischen Fühlen und Denken, daß wir sie getrost in den Schatz klassischen nordischen Wesens aufnehmen können.

41. a

Worterklärung und Yggdrasil

Das skaldische Wort Yggdrasil, welches hier für Weltesche steht, ist nur aus dem Gebrauch dieser spätwikingischen Dichter zu erklären, für jeden bekannten Begriff ein verhüllendes dichterisches Wort zu finden, um gleichsam die Kunst noch poetischer zu machen. So wird aus dem Schwert Blutzweig, aus „Meer" Schwanenweg, aus „Frau" gleich Herrin wird Hlâfdige = Brotgeberin, aus „Schiff" Wellenroß und Ähnliches. So heißt Yggdrasil, wörtlich übersetzt, „Roß des Schreckens", Schreckensroß, und bezeichnet Odins Pferd, auf dem der Gott sitzt, reitet, die Welt überwacht, gleichsam wie der Weltenbaum, die Weltenesche, der Sitz Wodans ist, weil er das ganze Leben darstellt.

Man sieht an diesem sehr gezwungenen und gewundenen Zusammenhang, daß die Skalden ausgesuchte und überaus künstliche Wort- und Sprachformen benutzten, um die bekannten Begriffe etwas zu „verschönern", zu poetisieren, könnte man sagen, zu einer Art Rätselspiel innerhalb einer Gesellschaft zu machen, welche alle diese Kennworte (Kenningar) beherrschte.

Ygg ist übrigens die nordische Form für german. éoh, wie in Eoh-rîch gleich Erich, der an Pferdebesitz Mächtige, latein. equus. – Daß der Sinn des Kenningar in Zusammenhang der Übersetzung nun gar nicht recht paßt, hat den Skalden nicht sonderlich gestört, denn was soll der Vers bedeuten: Eine Esche weiß ich, Schreckensroß heißt sie, immergrün steht sie am Brunnen der Urd. –? Hierbei sei eingefügt, daß die drei riesischen Frauen am Weltenbrunnen, dem Quell alles Wissens, Urd, gleich das Gewordene, Werdandi, (Ton auf der ersten Silbe) gleich das Werdende heißen und Skuld gleich das Sein-Sollende und Zukünftige, eine tiefsinnige Umschreibung für Vergangenheit und Gegenwart, die ebenso Aufgabe sind wie das Kommende, das man nur aus dem sittlichen Bewußtsein bestimmen kann. (shall gleich soll und wird.)

42.

Freyas Tannenbaum

Der Weihnachtsbaum

Schließlich sei, bevor wir zur Gesamtdeutung des Lebensbaumes kommen, eine letzte Ausprägung des Sinnbildes für das immergrüne, heilhegende Dasein genannt, der Weihnachtsbaum. Die Weihenächte sind diejenigen, welche nach der Sonnenwende den Asen erlauben, auf die Erde zu kommen und sich der Menschen Tun und Schaffen anzusehen. Zu Beginn dieser Festzeit wurde der häuslichsten und heimischsten Göttin, Freya, der Gattin Wodans, die Tanne vor dem Hof geschmückt. Äpfel als Symbole des gesunden Lebens und spendender Heilkraft wurden in den Zweigen aufgehängt, Nüsse aus dem hofeigenen Baum wurden im Geäst befestigt, Backwerk in der Form der Fruchtbarkeitszeichen wurde der Göttin geweiht, und vermutlich Runen als besondere Wunschgaben in der Tanne angebracht. (Unser Weihnachtsbaumschmuck ist also sehr alt und hat mit dem Christentum gar nichts zu tun.) Wie alt die Kerzen sind, ist natürlich nicht genau festzustellen. Immerhin weist eine Nachricht aus Wien (aus dem 12. Jahrhundert) darauf hin, daß der Brauch der am Baum brennenden Lichter sehr alt ist. Als ein Herzog Friedrich zur Weihnachtszeit in die Stadt einzog, wurde er von dem Volke mit Tannenbäumen begrüßt, in denen Kerzen brannten. – Es ist wahrscheinlich, daß diese Feier für den volksgeliebten Fürsten ähnlich als Wunsch und Weihe gedacht war, wie die Opfer- und Schmuckgaben an der Tanne für Freya. Wir kommen bei der Gesamtdeutung der Irminsul noch einmal auf diesen Zug zurück. (Die Kirche hat immer versucht, den Kult des Baumes auszuschalten, natürlich weil er „heidnisch" war. Es ist ihr nicht gelungen; schließlich machte sie ihn zu „ihrem Christbaum".)

43.

Zur Gesamtdeutung der Irminsul

Wir gehen noch einmal von der einfachen Gegebenheit des großen ragenden und mächtigen Baumes aus. Die Wälder jener Zeit waren Pflanzungen und Säestätten der reinen Natur; es gab keine „Forsten". In diesen Urwäldern schuf sich jeder Baum seinen Umkreis des Lebens und Wachsens und drängte gewaltsam den schwächeren beiseite. So wuchsen gewaltige Stämme

mit riesengroßen Kronen auf, die dem Beschauer Ehrfurcht und Bewunderung einflößten. Solche Großhaine freiwachsender Baumriesen weihten unsere Ahnen als Stätten der Götter, und es ist bezeugt, daß sie einzelne Stämme auch einzelnen Gottheiten widmeten. (Gustav Neckel: Vom Germanentum bei Otto Harassowitz, Leipzig 1944, S. 121 ff.) Für Irmin, der bei Tacitus als Sohn des Mannus erscheint, ist diese Weihung einer Baumsäule für 530 n. Zeitr. beglaubigt. Für den Norden liegt sie nahe, wenn wir an das Verbot der Kirche denken, „stafgardar" anzurufen, das sind Stabhäuser, in denen aus Holz gebildete Säulen (Stäbe) als Sinnbilder von Göttern standen. Neckel denkt dabei an eine größere Himmelssäule und neun kleinere, welche die kosmischen Weltreiche verkörpern. (Daselbst S. 132).

Die Verehrung der großen Götter suchte in der Spätzeit Anhaltspunkte in realen Darstellungen, und so ist der Baum das naheliegendste Sinnbild für den Gott gewesen. Jedoch scheint es uns, als ob dies eher eine Spätform in der Verwendung der Irminsul sei als die ursprüngliche Sinnbedeutung. In Verbindung mit dem Baum als Ausdruck himmelragender Kraft, die organisch ist, scheint uns ein älterer Brauch die Brücke herzustellen zwischen abstrakter Verwendung des Motivs und seiner reinen Baum-F o r m. Im nordischen Rechteckhaus ragte als Träger des Firstbalkens auf der einen Seite, auf der der Hausherr saß, der sogenannte Hochsitzpfeiler auf, ein gewaltiger Holzstamm, in den häufig Götterfiguren geschnitzt waren. Sie weihten das Haus diesem oder jenem Gott, besonders von Thor ist es bezeugt. Dieser Hochsitzpfeiler dürfte eine Art häuslicher Irminsul sein, die zugleich ein Gottesbild trug. Die Verbindung beider ergibt sich hier zwanglos und ist im Verständnis nordischer Häuslichkeit, die gottgeweiht war, natürlich. Hinzu kommt bei dieser naheliegenden Deutung noch ein weiterer Gedanke, der hier mitschwingt. Wenn der große Pfeiler des Hauses der Träger heimischer Verehrung und schützender Sitte ist, wird der Baum, der das Weltall trägt, zugleich das Sinnbild sittlicher Ordnung des Kosmos sein, denn so wird die Irminsul aufgefaßt. In der Edda heißt es, daß der heilige Himmelsbaum erschüttert schwankt, als die Weltordnung gestört wird und die Riesen zum Kampf anrücken. Aber er fällt nicht, denn das Leben als solches währt ewig und ist nie-endend. Im Keltischen geht durch einen Nagel, der oben in der Firstsäule steckt, eine Verbindung zwischen Hausgebäude und Weltenbau vor, die den Schlüssel zum Wesen der Irminsul bietet. Wenn wir diese verschiedenen, angewandten oder ausgeführten Formen als Abarten eines ursprünglichen und gemeinsamen Sinngebildes auffassen, so ergibt sich folgendes Bild:

In einem stilisierten, künstlerisch geformten Symbol, genannt die „Große Gottes- und Himmels-Säule" (Irminsul), die schon durch die Abbildung auf dem Philisterkrug 1160 vor Ztw. gesichert ist, hat der Indogermane bereits den Zusammenhang des menschlichen mit dem All-Leben dargestellt. Dieser Zusammenhang ist organischer Natur. D. h.: Das Menschenleben ist ein Teil des All-Lebens; die Verbindung zwischen beiden ist eine gott- und naturgegebene. Das Göttliche reicht von der Grenze der Unterwelt (Urds Brunnen und Mimirs Quell) bis in den Weltenhimmel, wo die Götter in Asgard thronen. Die Gottes- und Himmelssäule ist die Stütze des Weltalls, weil sie eine sittliche Idee darstellt, nämlich den Gedanken, daß gesundes Dasein nur sein kann, wo geordnetes – nach echten Gesetzen gegliedertes – Leben herrscht. Das Sein ist in seiner Ordnung unendlich, soweit und solange es sich an die vorgefundenen und selbstgegebenen Daseinsbedingungen hält und bindet.
Wenn es diese verläßt und aufgibt, durchlöchert und zerbröckelt, fällt es dem Riesischen anheim, dem uralten Drang zum Chaos, zur Unordnung, zur Gesetzlosigkeit. Am Leben nagen immer Neider, d. h. an der strengen Ordnung der Götter und Menschen; es sind auch die Schwächegelüste in der eigenen Brust, die es in Göttern wie Menschen gibt. Unordnung und Gesetzlosigkeit kommt nicht nur von außen, sie ist auch als Trieb in uns und wird, wenn man sie nicht bändigt, zum Unheil und Untergang. – Der heilige Lebensbaum ist das Leben selber, und zwar das schöne und würdige, geordnete und gesetzliche Leben, wie es Unsere Menschenart sich als Inbild — als Ideal — vorstellt. Er ist daher zugleich die sinnhafte Darstellung sittlicher Weltanschauung unserer Ahnen, wie es der Hergang des Götterschicksals in der Wölupa deutlich zeigt. Die Irminsul ist das einigende religiöse Symbol der indogermanischen Stämme gewesen, vor dem Auszug in die fernen, fremden Länder, und die Germanen haben sie als einziges Volk bis spät, eigentlich bis heute, bewahrt, weil sie in ihrem Kernlande leben, dort ihren eigenen Gesetzen folgen, die im Sinnbild der Irminsul in unserer Überlieferung enthalten und bewahrt sind.

44.

Die Götterdämmerung

Die Ordnung im All und auf der Erde beruht nach germanischer Auffassung auf sittlicher Gesetzlichkeit. Der Weltenbaum selber ist Ausdruck eines sittlichen, organischen, lebensgesetzlichen kosmischen Gefüges, das nicht ohne Schaden verändert, schon

gar nicht in seinem ethisch-überweltlichen Bau angegriffen und verletzt werden kann. Deshalb sind auch die Götter an diese Gesetzlichkeit gebunden und dürfen sich nicht ohne Einsturz der von ihnen geschaffenen Ordnung von ihr lösen. Hierzu erzählt der Mythos:

Um den Frieden unter Menschen und Göttern, Riesen und Alben zu wahren, hatten sie Verträge mit ihren Widersachern abgeschlossen, die keiner verletzen sollte. So herrschte lange Zeit Segen und Fruchtbarkeit, Ordnung und Gesetz in allen Reichen. Aber die Widersacher in der eigenen Brust, Besitzgier und sinnliche Lust, schwiegen nicht. Einmal kam eine schöne Riesin zu den Asen, Gullweig genannt. Das heißt Goldesmasse. Da erwachte in Thor die böse Gier, und er wollte Gullweig besitzen. Er ergriff sie und nahm sie für sich.

Nur Thor schlug zu,
Zorngeschwollen,
Selten sitzt er,
Wenn er solches hört;
Da wankten Vertrag,
Wort und Treueschwur,
Alle Eide,
Die sie ausgetauscht.

Nun treffen alle drohenden Vorzeichen ein, die auftauchen, wenn die Ordnung gestört ist. Heimdalls, des Hüters von Walhall, Horn, geht verloren; Odin versucht, das Schicksal zu erfahren an Mimirs Brunnen und bietet viel Gold, Ringe und Halsschmuck dafür; Baldur, der lichte Sonnengott stirbt, erlegt vom blinden Hödur, heimtückisch mißbraucht vom Mischwesen Loki, dieser kommt los aus seiner Fessel, an die ihn die Götter gebunden haben; die Riesenheime erwachen aus ihrem Friedensschlummer, die furchtbaren Gewalten werden frei, Neidinge, Verbrecher, Schänder, tote Alben reihen sich in den Zug gegen die Himmlischen ein.

Durch Gifttäler
Gleitet von Osten
Mit Schneiden und Schwertern
Der Schreckensstrom.

Einen Saal sehe ich,
Der Sonne fern,
Am Totenstrand,
Das Tor nach Norden:
Tropfendes Gift
Träuft durch das Dach;

Wurmleiber sind
Die Saalwände.
Dort sah ich waten
Durch Sumpfströme
Meineidige und
Mordtäter;
Dort sog Neidheger
Entfesselte Leiber,
Der Wolf riß Leichen, —
Wißt ihr noch mehr?

Die Alte Riesin gebiert im Erzwald des Fenrir Brut, den Weltenwolf. Er wird die Sonne verschlingen, wenn der letzte Kampf kommt.

Er füllt sich mit Fleisch
Gefallener Männer,
Rötet mit Blut
Der Rater Sitz.
Schwarz wird die Sonne
Die Sommer drauf,
Wetter wüten,

Nun kräht bei den Riesen der Hahn, der Fjalar heißt; Güldenkamm kräht bei den Göttern, in Hels Halle in der Unterwelt kräht ein anderer braunroter Hahn. Die Helden in Walhall erwachen, alle Riesen stehen auf. Der Wolf kommt jetzt los.

Gellend heult Garm
Vor Gnipahellir:
Es reißt die Fessel,
Es rennt der Wolf.
Vieles weiß ich,
Fernes schau ich.
Der Rater Schicksal,
der Schlachtgötter Sturz.

Jetzt kommt die Zeit der Gesetzlosigkeit, alles gerät ins Wanken, die alte Sitte versinkt.

Brüder kämpfen
Und bringen sich Tod,
Brudersöhne
Brechen die Sippen,
Arg ist die Welt,
Ehbruch furchtbar,

Nicht einer will
des andern schonen.
Yggdrasils Stamm
Steht erzitternd,
Es rauscht der Baumgreis;
Der Riese kommt los.

Alles erbebt
In der Unterwelt,
Bricht die Bande
Der Blutsfreund Surts.

Von Osten kommt Hrym,
Er hebt den Schild;
Im Riesenzorn
Rast die Schlange,
Sie schlägt die Wellen;
Es schreit der Aar,
Leichen reißt er,
Los kommt Nagelfar.

Von Norden ein Kiel fährt:
Es nahn der Hel
Leute dem Land;
Loki steuert.
Mit dem Wolfe zieht
Die wilde Schar;
Byleipts Bruder
Bringen sie mit.

Von Süden kommt Surt
Mit sengender Glut;
Von der Götter Schwert
Scheint die Sonne.
Riesinnen fallen,
Felsen brechen,
Zur Hel ziehn Männer,
Der Himmel birst.

Dann naht neue
Not der Göttin,
Wenn wider den Wolf
Walvater zieht
Und gegen Surt der sonnige Freyr,
Fallen muß da
Friggs Geliebter.

Jetzt ist der Höhepunkt des Kampfes erreicht. Odin steht dem Weltenwolf gegenüber, Freyr, einer der geliebtesten Freudengötter des Nordens, tritt gegen den Südgott mit der sengenden Wüstenlohe zum letzten Kampfe an. Nun naht Thor, der Fjörgin (oder Hlodyn) Sohn, wie er genannt wird. Er hat sich die Midgardschlange, das stärkste Untier, zum Gegner ausgewählt. Sie heißt auch „Der Lande Gürtel", weil die Erde von ihrem Wurmleib umschlungen wird, die Verkörperin der ungeheuren Meeresgewalt:

Der hehre Sproß
Der Hlodyn naht.
Der Lande Gürtel
Gähnt zum Himmel,
Gluten sprüht er,
Und Gift speit er;

Entgegen geht
Der Gott dem Wurm.
Der Erde Schirmer
Schlägt ihn voll Zorn, —
Die Menschen müssen
Mitgard räumen, —
Vom Wurme geht
Wankend neun Schritt,
Frei jeder Schmach
Der Fjörgyn Sohn.

Thor-Donar, allen Freund, die die Erde und die Menschen lieben, erschlägt die Mitgardschlange mit furchtbarem Hiebe. Er selbst aber, vom giftigen Hauche getroffen, wankt zurück und stirbt als Held. Die Menschen, deren Schützer Thor ist, müssen die Erde, welche von der Flut der sterbenden Erdumarmerin überspült wird, räumen. Dann kämpft Odin mit dem Weltenwolf und fällt. Aber sein Sohn Widar, dessen Sinnbedeutung der Wiederkehrende ist, richtet im Rachen des Untiers die Gaumensperre, das Schwert, auf und besiegt so, ihn tötend, den Wolf. Er allein bleibt übrig. Alles andere versinkt.

Die Sonne verlischt,
Das Land sinkt ins Meer,
Vom Himmel stürzen
Die heiteren Sterne.
Rauch und Feuer
Rasen umher;
Hohe Hitze
Steigt himmelan.

Das Ende der alten schuldvollen Welt ist da. Riesen und Asen sind getötet, einmal in diesem Kampfe. Nur Widar überlebt; er allein ist der Bürge des kommenden Weltbaus. Das Leben ist ewig. Eine neue Welt wird erstehn. Und der Kreislauf allen Seins beginnt noch einmal.

Seh aufsteigen
Zum andern Male
Land aus Fluten,
Frisch ergrünend:
Fälle schäumen;
Es schwebt der Aar,
Der auf dem Felsen
Fische weidet.
Auf dem Idafeld
Die Asen sich finden
Und reden dort
Vom riesigen Wurm
Und denken da
Der großen Dinge
Und alter Runen
Des Raterfürsten.

Wieder werden
Die wundersamen
Goldnen Tafeln
Im Gras sich finden,
Die vor Urtagen
Ihr eigen waren.
Unbesät werden
Äcker tragen;
Böses wird besser,
Und Balder kehrt heim.

Einen Saal seh ich
Sonnenglänzend,
Mit Gold gedeckt,
Zu Gimle stehn:
Wohnen werden dort
Wackre Scharen,
Der Freuden walten
In fernste Zeit.

Es ist aber nicht eine ewige Zeit des Friedens, die hier gemalt wird. Denn auch der Haßheger überlebt, und die ewig alten Kräfte des Bösen bleiben immer wach. Nidhöggr trägt die Toten der Walstatt davon und wartet auf seine nächste Stunde.

45.

Die ewige Wiederkehr

Wir geben zu dieser großen Losung einem der tiefsten Kenner der germanischen Weltanschauung, Gustav Neckel, das Wort. Wir können den Gedanken der ewigen Wiederkehr als Glaubensgewißheit des nordischen Menschen nicht besser ausdrükken, als er es getan hat. (Gustav Neckel, Vom Germanentum, Verlag Otto Harrassowitz, Leipzig 1944, s. 92)

„Die neue Welt ist ein verjüngtes Abbild der alten. Erde und Sonne, Menschen und Götter, Midgard und Asgard, ungesäte Äcker und goldenes Brettspiel: alles ist wieder da, Bauern und Herren — Träume gehen aufs neue in Erfüllung. Die Gesamtlage der Kräfte ist mit gleicher Waage wieder da. Zwar fehlt Thor, wohl aber ist sein Hammer wieder da und seine Söhne. Zwar fehlt Odin, wohl aber ist sein Sohn Widar wieder da, der ihn am Wolfe gerächt hat. Man sieht, ein Generationsdenken spielt in die Weltwechselvorstellung mit hinein. Der Gegenschlag ist wieder vorbereitet, der Grundsatz der Rache ist gerettet. Ganz natürlich ist die Empfindung: Wer Odin rächte, wer Balder rächte, der muß wieder da sein, denn er stellte die Weltenordnung wieder her. Rache gehört wie Sonne, Himmel, Erde und Acker zu den klaren Selbstverständlichkeiten im Bau der Welt. Und auch die Gegenseite ist wieder vertreten: Nidhögg, jetzt der Repräsentant der dämonischen Welt, hat sich nur ins Dunkel geflüchtet, aus dem er eines Tages wieder hervorbrechen wird. Hier ist eine ewige Wiederkehr anzusetzen, gänzlich jenseits von Gut und Böse, die ihr zweites germanisches Beispiel nur bei Nietzsche fand. Fertig wieder zum alten Geschick ist die Welt, ahndevoll ausgestattet mit der gleichen Gesamtlage der Kräfte, notwendig zum gleichen Ablauf bestimmt. Die ewige Wiederkehr ist die letzte Folge nordischen Denkens, des Schicksalsglaubens, des Amor fati..."

46.

Menschen und Götter

Man hat gesagt, das eddische Weltbild kümmere sich nicht viel um den Menschen selbst, sondern habe nur die Götter und ihr Schicksal im Sinne. Das ist in weitestem Maße richtig. In der Tat handelt die Wöluspa im wesentlichen vom Geschick der Götter, sie ist ja auch eine Art Metaphysik (übersinnliches

Weltbild) der Germanen. Aber wir haben in den altisländischen Bauerngeschichten (Sagas, das sind keine „Sagen", sondern Erzählungen aus dem täglichen Leben des Islandbauern um 950) eine Fülle von Beschreibungen, wie der nordische Mensch zu seinem Gott, zu seinen Göttern stand. Jedenfalls, um dies vorweg zu nehmen, ganz anders als der christlich-jüdische Mensch. Der Gott war sein Vertrauter, sein Freund, sein „full-trui", wie es Bernhard Kummer in Mitgards Untergang wunderbar klarmacht. (Midgards Untergang von Dr. Bernhard Kummer, Verlag von Ed. Pfeiffer, Leipzig 1927). Er schenkte ihm Gaben, nicht um ihn günstig zu stimmen, sondern aus Freude am Schenken, wie man einem Lieben oder Verwandten etwas schenkt, ohne den Gedanken an Vorteil, Gunst und Gewinn. So gab man ihm oft das Beste an Schmuck, Schaf oder Pferd, an Waffe und Beute. Man beschenkte ihn, weil er der Freund und Vertraute war. —
Dies war fern von orientalischer Unterwürfigkeit, von „Gehorsam" und Sündengefühl, es war fern von „Pflicht" und Angst des Südens, es war Gewißheit und Glück, den hohen Gönner, die göttliche Macht auf seiner Seite zu haben. — Es ist nicht ohne seelenkundliche Bedeuturng, daß, je weiter man in den Süden kommt, umso mehr das Gottesbild die Züge des Despoten annimmt, das Angst und Grauen oder zum mindesten Unterlegenheitsgefühl und Unterwerfung „in Gottes Willen" erzeugt.
Der Gott des Südens ist ein Gewaltherrscher, ein Diktator, genau so wie die meisten „Demokratien Asiens und Afrikas" alsbald zu Terrorherrschaften der obersten Funktionäre werden. Hier besteht natürlich ein tiefer psychologischer Zusammenhang. — Im Norden jedenfalls war in der Zeit der Germanen der Glaube eine Sache der Edlen und Freien, nicht der Sklaven und Unterworfenen. Daher ist das Bild Gottes auch geprägt von dem selbstverständlichen Verhältnis des einen Freien zum andern, und nicht von dem der Beziehung des Wüstenkhans zu seinen Sklaven. Die Gegebenheit des von ihm selbst erwählten Gottes hatte noch eine andere Seite. Wenn diese Gottheit nun versagte, sich ihm versagte, wenn er bei ihr kein Glück und kein Heil fand, so konnte er sich, frei wie er war, von ihr abwenden und sich entweder einem anderen Gottfreunde zuneigen oder aber auf die Hilfe der Himmlischen verzichten, wie das oftmals belegt ist in der Geschichte der großen Freibauern, der trotzigen Kampfhelden Islands. Dann sagte man dem hilfeverweigernden Gott ab und machte seine Sache allein mit sich und seinem Gegner aus. Schicksalstrotz galt ebensoviel wie Götterdienst, und der innerlich Stärkste und Freieste war auch gegenüber der Götterwelt frei und unabhängig und nahm „DAS GESCHICK" auf sich, das weder ihm noch den Göttern erspart

bleibt. Hier wird die ganze Größe und Freiheit, die Unabhängigkeit und heroische Gesinnung — auch gegenüber dem Himmel und dem Schicksal, — im Germanentum deutlich sichtbar, und diese Haltung reicht wahrlich aus, um allem Großen und Tragischen im Leben würdig zu begegnen.

47.

Der Schicksalsgedanke

Über den Göttern und Menschen, d. h. über den einzurechnenden Kräften des Lebens und der Welt, jenseits des Überschaubaren, zu dem die Götter als regelnde und aufbauende Mächte gehören, gibt es etwas, das sich allem Denken, allem Vorplanen, allem willentlichen Gestalten, aller Vernunft, Voraussage und Sinnhaftigkeit entzieht: das Schicksal. Diese Vorstellung ist im Germanischen deutlich und hart. Kein Gott vermag dies Schicksal zu ändern, er ist ihm selbst unterworfen. Wir stehen alle letzten Endes unter unerforschlichen Gewalten. Die Summe der Kräfte, die im All, aus dem All, in unserer eigenen Brust zusammenfließen, ist unberechenbar: sie bildet für den Betroffenen eine Notwendigkeit, in der Zufall und Geschick zusammenfließen: hier kann sich nichts mehr ändern. Hier kann er nur noch standhalten, sich stellen, Haltung zeigen, fest bleiben, siegend oder sterbend untergehen. Dies ist die Bewährung vor den letzten Dingen. Sie war dem germanischen Menschen ins Blut gelegt. Zu ihr wurde er freilich auch erzogen. Stolz dazustehen und nicht auszuweichen, jetzt in diesem Augenblick zeigen, was in ihm steckt, seinen Adel, das eingeborene Erbe, seiner Sippe Ehre zu erweisen, — diese Gesinnung hat die Nordmenschen befähigt, einen großen Teil der ihnen bekannten Welt sich eigen zu machen, sei es mit dem Schwert in der Hand in den großen Völkerzügen der Frühzeit, sei es mit einem weltumspannenden Handel, sei es mit der Gründung der alten Großreiche Alexanders, der Römer und Engländer. Ein großer Dichter der kurz vergangenen Zeit hat dies mit den Worten bezeichnet: „Vorm Schicksal wenig Klage, wenig Haß, doch lange Rache nährend wider Feinde." Daher kämpfen auch die Götter bis zum Ende den aussichtslosen Kampf. Ihr Lohn ist ihre Wiederkehr, denn nur derjenige überlebt wirklich, der bereit ist zum letzten Opfer; Unsterblichkeit wird nur erkauft durch die Gesinnung, sich ganz dem Unabwendbaren zu stellen und im Untergehen zu siegen. Denn das Gedächtnis der Völker bewahrt nur den, welcher solche Haltung zeigt, erweist und be-

reit ist, sich einzusetzen, ob er nun gewönne oder verlöre. Kein Rechengedanke, kein Nutzgedanke, kein verstandesmäßiges Vernünfteln und rationelles Erwägen kann hier den Charakter ersetzen, der dazu gehört, solche Stellung zum Schicksal einzunehmen. Wir nennen diese Haltung auch „Tatsal". Es ist das letzte, was der Mensch geben kann gegenüber den großen Dingen des Volkes, des Lebens, der Geschichte, des Todes und des Untergangs. Deshalb sprechen wir auch „von der Erhabenheit des Lebens in Höhe und Untergang", weil dies dem letzten und eigentlichsten Wesen unserer Art entspricht. Tatsal ist bewährte Haltung gegenüber dem Geschick, mag nun das Ende gekommen sein oder ein neuer Anfang dem Überstehenden lohnen.

48.

Ehre und Heil

In diesen beiden Begriffen liegt die Ursache dafür, wie die Träger solcher sittlichen Werte fähig sein können, dem Schicksal zu widerstehen, ein Leben in Würde und gemeinschaftlicher Gesittung zu führen, das Schlechte für sich und ihre Sippe zu bannen und sich dem Aufbauenden, dem Schaffenden, dem Göttlichen zu widmen. Ehre ist zunächst die unanfechtbare Achtung, die man selbst sich gegenüber haben darf und die der andere einem selbst gegenüber erzeigen muß. Ehre hat also zwei Seiten. Heute verstehen wir unter dem Wort meist nur die äußere Ehrenbezeigung, die der andere zu erweisen hat. Aber der Tiefengrund für die Wirksamkeit der Ehre liegt in dem ungebrochenen, berechtigten Selbstgefühl des gut gearteten Menschen. Dieses war selbstverständliche Haltung, selbstverständlicher Brauch, selbstverständliche Voraussetzung für die Anerkennung des andern, für die Geschlossenheit der Persönlichkeit, für die Gradheit seiner Lebensäußerungen und für die Wirkung, die er in der Gemeinschaft seiner Sippe und seines Stammes hatte. Keiner konnte ihm diese Selbstachtung — seine Ehre — n e h m e n, keiner durfte wagen, sie anzutasten. Denn schon der Versuch wurde mit dem Schwerte geahndet. Daher war auch üble Nachrede, Verleumdung und törichtes Geschwätz bereits gefährlich, denn vom Betroffenen wurde erwartet, daß er dieses nicht ungestraft vorbeigehen ließ. Normalerweise hütete sich daher jeder davor, Schlechtes über den andern zu sagen, denn Sühne und Rache waren die drohenden Wächter der Sitte und der Ehre.

Das Schönste und Tiefste unter den germanischen Forschern unserer seelischen Vergangenheit hat Wilhelm Grönbech in seinem Buch „Kultur und Religion der Germanen, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1936/37" über Ehre und Heil gesagt. Wir zitieren hier einen Teil der Aussage. (S. 88) und verweisen auf das zweibändige Gesamtwerk.

„Ohne Ehre ist das Leben unmöglich: es ist nicht nur wertlos, sondern läßt sich auch nicht behaupten. Ein Mann kann nicht mit Schande leben, das bedeutet in der alten Sprache soviel mehr als jetzt — dies „kann nicht" ist dasselbe wie „ist nicht imstande". Wie das Leben im Blute wohnt, so wohnt das Leben wirklich in der Ehre: läßt man die Wunde offen, so daß die Ehre unaufhörlich zur Erde sickert, so folgt Ermattung, Dahinsiechen, eine Störung, die sich zu Angst, Verzweiflung, Todeskampf steigert... Das Menschsein hat zur Voraussetzung, daß Friedensehre in den Adern pulsiert. Ohne sie welkt die Menschennatur dahin. — Es gab keine Ausnahme. Alles Menschenleben war derselben Notwendigkeit unterworfen. Alle stimmten darin überein, daß Schande ausgewetzt, Ehre aufrechterhalten werden mußte.

Wer Ehre hatte, war im Vollbesitz jener menschlichen Eigenschaften, die den Freien Mann ausmachen. Er hatte ein Maß für die Dinge, er galt als Vorbild und Vertrauensmann, zu ihm kamen diejenigen, welche in Not waren, und die, welche ihre eigene Sache nicht allein führen konnten. Wer solcher Ehre teilhaftig war, achtete darauf, daß diese innere und äußere Würde nicht verletzt wurde. Je peinlicher er darauf bedacht war, seine Stellung nicht beeinträchtigen zu lassen, sich in nichts „Etwas zu vergeben", wie wir noch heute tiefsinnig sagen, — desto geachteter war er unter den Freien und Großen des Landes. Er übte Einfluß durch sein Wesen, seine Haltung und seine Verläßlichkeit aus. Er strahlte Heil aus, denn er war „heil an Leib und Seele." So ist Heil die Eigenschaft, welche aus Ehre folgt. Fast kann man dafür das moderne Wort „Glück" setzen. Denn wer Ehre hat, birgt in sich die Fähigkeit zum Erfolg, einem Erfolg, der aus dem Inneren stammt, er hat „Glück" im Leben, und er bringt anderen Glück. Aber dieses Glück ist nicht das der Fortuna, die einmal gibt und ein andermal nimmt. Sondern es ist eine innewohnende Eigenschaft des wertvollen Charakters, daß er Glück um sich verbreitet. Er ist ein „Heilsträger", wie der König Heilsträger war bis spät in das Mittelalter hinein. Das Heil bewirkt jeden Fortschritt. Wo es fehlt, siecht das Leben dahin. Es scheint die stärkste Macht der Welt zu sein, die Lebenskraft selbst." Grönbech, S. 105.

Man spricht auch noch heute von Menschen, die „immer Glück haben". So ist uns aus dem Norden überliefert, daß einzelne Menschen oder Sippen besondere Heils-Arten ihr eigen nannten, die einen hatten immer Glück bei Acker und Vieh, die andern bei Seefahrt und Wetter, die dritten im Kampf und im Krieg. Dieses Heil war ihnen angeboren, wir nennen sie noch heute Glückskinder.

49.

Alle Wesenskinder des Göttlichen

Der germanische Mensch befand sich im Einklang mit dem Leben, mit dem Schicksal, mit den Göttern. Er hatte „Ehre und Heil", und so meisterte er seinen Daseinsumkreis nach Sitte und Gesetz, die seine eigene Gewissens- und Wesensrichte waren. Er schloß in diesen Bund des in Ordnung befindlichen Lebens Pflanze und Baum, Landschaft und Heimat, Tier und Hausgefährten ein. Sie standen alle „unter seinem Frieden". Denn Frieden und Einklang mit dem Lebendigen war sein Sinn und seine Neigung. Er fühlte sich wohl in dieser Welt und sehnte sich nach keiner anderen. Denn Heil bedeutet auch, sich mit allen in Harmonie zu befinden, die den gleichen Lebensauftrag verwirklichen, eins zu sein mit allen Wesen, die zu der schönen Welt Midgard gehören.

Dabei wußte er um den Kampfcharakter des Daseins. Er verweilte aber gern bei den angenehmen Seiten des Lebens, Spiel und Trank, Liebe und Kampf standen bei ihm in gleichem Ansehen. Es gibt viele Beispiele in den isländischen Bauernerzählungen, daß Männer hohen Ranges gerühmt werden, weil sie einen Streitfall gütlich beilegten, mit Vernunft und Überlegung und Bußezahlung statt mit Schwert, Blut und Tod. Der Weise, der den Frieden auf diese Art wahrte, war hochgeachtet. Dies zeigt nur, daß der Germane nicht blind-kampfwütig war und Wohlstand, Besonnenheit und ehrenvollen Ausgleich in Konfliktfragen schätzte und sogar dem blutigen Austrag vorzog. Dies muß man wissen, wenn man seine Auseinandersetzung mit dem Südglauben richtig sehen und bewerten will: er liebte den Frieden, genoß die Freiheit, die ihm dieser bot, und drängte nicht voreilig zum Kampfe. Es mußte schon ein sehr schwerwiegender Anlaß vorliegen, wenn er aufstand und sich zur tödlichen Entscheidung bereit machte.

50.

Heil und Glück in der Bindung

Aber der Germane stand nicht allein, weder im Kampfe noch im Frieden. Er war kein Einzelner. So selbständig er in seinem Wesen und auch in seinen Entscheidungen war, es war immer das Heil und die Ehre der Sippe, der Gemeinschaft, des Stammes, die er vertrat, für die er eintritt und die auf ihn zurückströmte, wenn er erfolgreich gewesen war. Diese Bindung an die Gemeinschaft, welche es auch war, ist stets eine Selbstverständlichkeit gewesen, denn es gab noch nicht den modernen Zwiespalt: Hier Einzelner, dort Gemeinschaft, hie Freiheit, dort Bindung. Es gab nur das Glück des Einzelnen, welches das Glück der Sippe zugleich war. Zur heilbringenden Bewältigung der Lebensaufgaben, zum Einklang mit allem Lebendigen des eigenen Umkreises und zum Fortleben in die Zukunft hinein war die Sippe Grundlage, Vorbedingung und Ziel; sie umgab den Mann, sie stützte und schützte ihn, sie trat für ihn ein — bis zur Selbstaufgabe, — sie sorgte für seine Ehre, wie er für die ihre sorgte, und die Sippe war der erste Teil des Stammes und des Volkes. In dieser Gebundenheit war der Germane glücklich, ohne sie wäre er ein verlorener Einzelner gewesen, den das heilige Band der nächsten Blutgemeinschaft nicht festigte, hielt und stärkte. So sind auch die Berichte zu werten, daß der Krieger in der Schlacht, „gefesselt an die Geschlechtsbande der Sippe", (kuoniowidi, Merseburger Zauberspruch I) den Kampf bestand, stets unter den Augen der ihm nächsten Verwandten. Schiller sagt das gleiche im Rahmen des größeren nationalen Denkens „Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland", — so konnte kein Germane ohne die Liebe, die Ehre und das Heil der Sippe gedeihen. Hören wir dazu noch einmal Grönbech, der das Wesen des Sippenheils so umschreibt:

„Heil ist der letzte und tiefste Ausdruck für das Wesen des Menschen und zugleich der umfassendste. Man kann nicht weiter gelangen; wie tief man auch in die Menschenseele eindringt, nie wird man hinter das Heil blicken. Vor allem ist das Verwandtschaftsgefühl eine Äußerung des Heils, und wenn Bosheit und Neidingschaft hervorbrechen, ist es ein Zeichen, daß das Herz dieser Sippe zerstört ist, und wir können dann mit Gewißheit voraussagen, daß auf dieses erste Neidingswerk andere folgen werden, und das Wirken dieser Sippe keine Frucht tragen wird." (S. 127)

„Heil ist also die Kraft, die einen Mann geistig trägt und die von seiner Person ausgeht, seine Worte und seine Taten erfüllt;

es umfaßt alle Forderungen der Sippe, ihre Macht und ihre Möglichkeiten, ihre Fertigkeiten und ihre Hoffnungen, ihre Eigentümlichkeit und ihren Charakter. Heil enthält geradezu das Leben der Sippe; das Geschlecht wird „kynsaell", glücklich in der Verwandschaft, genannt, wenn die Verwandten zahlreich sind und ständig neue Mitglieder geboren werden, um die freiwerdenden Stellen auszufüllen. Im Heil liegt ferner das Leben als soziales Sein, das äußere Ansehen, das die Familie genießt. Von glücklichen Verwandten sagt man, daß sie Mannesheil haben (mannheill), das heißt das Heil, die Freundschaft und die Hingabe anderer zu besitzen, und Rufheil (orheill), so daß die Leute Gutes über sie sagen, also mit Wohlwollen und Ehrerbietigkeit von ihnen sprechen." Davon kündet auch der Eddaspruch „Froh war ich, als den Gefährten ich fand, den Menschen freut der Mensch."

51.

Germanische Duldsamkeit

Der Germane hatte keine „Götterlehre" oder „Gotteslehre" zu verteidigen. Es gab etwas Derartiges nicht. Seine Vorstellung vom „Göttlichen" war ein Teil seines Wesens oder, näher ausgedrückt, war der Niederschlag seines Wesens in einer magischmythologischen Bildhaftigkeit. Er fühlte die Gewalten um sich, über sich und in sich. Er gab ihnen Namen und verehrte die bleibenden Kräfte als die der Lebensgestaltung und -Ordnung; er nannte sie Asen (nicht eigentlich „Götter"), weil es einen Plural zu „Das Göttliche" (guth) nicht gab. Vor allem aber lag ihm nichts an der „Ausbreitung" seiner „Götterwelt" auf andere Länder, Menschen und Verhältnisse. Ein solcher Gedanke k a m ihm gar nicht. In der Völkerwanderung trat er in Berührung mit anderen Sitten, Göttern und Vorstellungswelten. Er blieb, so lange er noch einigermaßen im Sippen- und Volksverbande unvermischt und ungebrochen war, seinen alten Göttern treu, hatte aber keine Neigung, diese Treue, seinen Glauben, auf andere zu übertragen. (Wir müssen dabei beachten, daß „Glauben" und „Religion" beides moderne Begriffe sind, die es damals nicht gab. Lehre als Dogma ist überhaupt ein fremder religiöser Begriff.) Die Germanen konnten also, da sie „Lehre und Glauben" als Bezeichnungen für die „religiöse Vorstellungswelt" gar nicht kannten, auch kaum auf den Gedanken kommen, diese ihre Gefühlsverbundenheit auf andere zu übertragen. Mit einem Wort, die Absicht, einen „Glauben", eine „Religion", eine „Lehre über göttliche Dinge" andern aufzu-

zwingen, war nicht im religiösen Innenbereich des Germanentums vorhanden. Und so konnten sie ihren „Glauben" auch nicht als Forderung oder Anspruch andern zumuten, sie belehren oder gar „missionieren". Jede seelische und geistigentwicklungsmäßige Grundlage fehlte ihnen dafür.
Diese Anschauung vom bekehrungsfremden Germanen bestätigt und erweitert H. F. K. Günther in seinem Büchlein „Frömmigkeit nordischer Artung" (Bebenburg, Pähl 1963) S. 56 ff. „Je überzeugter der Indogermane in seinem Glauben lebte, desto artwidriger muß ihm die Vorstellung gewesen sein, seinen Glauben als den einzig vor „Gott gültigen" einem Fremden darzustellen. Für indogermanische Frömmigkeit gibt es keine Verkündigung für Ungläubige, sondern allein dem Fragenden gegenüber ein Aufzeigen dessen, woraus die eigene Frömmigkeit quillt. Darum auch die Duldsamkeit aller Indogermanen in Glaubensdingen." Aus dem Buch „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" 1934 zitiert Günther (S. 112): „Der Frömmigkeit allen Indogermanentums ist Bekehrungseifer und Unduldsamkeit immer fremd geblieben. Hierin äußert sich der nordische Sinn für den Abstand der Menschen voneinander, die Scheu vor dem Betreten seelischer Bezirke der anderen Menschen. Man kann sich keinen echten Hellenen vorstellen, der seine Glaubensvorstellungen einem Nichthellenen hätte verkünden wollen, keinen Germanen, Römer, Perser oder arischbrahmanischen Inder, der andere Menschen zu seinem Glauben hätte „bekehren" wollen. Der nordischen Rassenseele erscheint die Einmischung in das Seelenleben anderer Menschen als unvornehm und als Grenzverletzung." — Hier hat Günther einen wesentlichen Zug des Indogermanentums getroffen und gültig dargelegt. Das Gesagte gilt in der gleichen Weise für die germanische Art, Glauben zu betrachten und die eigene Frömmigkeit als Alleinbesitz einer bestimmt gearteten Seele zu empfinden. — Welche Gefahr aber in einer solchen religiösen Haltung liegt — (die Germanen sind dieser Gefahr e r l e g e n!), das scheint Günther nicht zu ahnen. Daher soll es im folgenden Abschnitt behandelt werden.

52.

Gefahr und Verhängnis nordischer Toleranz

Es ehrt den Germanen, in religiösen Dingen großzügig, freiheitlich und duldsam zu sein. Es ist eine Haltung, die der Süden nicht kennt. Sie beruht auf der inneren Gewißheit, daß der eigene Glaube ein Gebilde der eigenen Seele, der Sippenseele,

der Artseele ist und daher nicht übertragbar. Sie beruht aber auch auf der Achtung des Glaubens des anderen, so merkwürdig er einem auch vorkommen mag. Denn den Germanen muß im Anfang der Berührung mit christlichen Missionaren der Eiferglaube jener Sendlinge Roms äußerst unglaubwürdig, sehr fremdartig und eigentlich nicht sehr wahrscheinlich vorgekommen sein. Doch nahmen sie ihn als die Äußerungen einer anderen Menschenart hin und beachteten ihn nicht sonderlich. Sie ließen diese Menschen reden und predigen, und da sie das hauptsächlich vor Sklaven und Freigelassenen taten, wahrscheinlich auch vor Mägden und Dienerinnen, zollten sie dieser Tätigkeit zuerst nicht viel Bedeutung. Die Gefahr, welche in dieser christlichen Glaubenspropaganda lag, sahen sie nicht, solange sie nicht selbst betroffen waren. Dies mag so ein Jahrhundert oder länger gegangen sein. Bei den Goten zeigte sich der Einfluß der Missionare zuerst. Sie, die schon durch jahrhundertelange Züge in der Fremde entwurzelt waren, schieden sich bald in christliche und nichtchristliche Einzelne, bis die Zerspaltung der Stammesgemeinschaft immer sichtbarer wurde. Da ihr Bekehrer, wenigstens zu einem Elternteil, ein Gote war, kam er ernsthafter in Betracht angehört zu werden, und ein gewisser Teil des Volkes, der nicht zum Adel und zu den „guten" Familien gehörte, fiel ihm zu. Hier wird das Problem deutlich, welches zum Verfall des alten Glaubens und der alten Sitte führte: Eigenstämmige, die abtrünnig geworden sind, „bekehren". entflammt vom südlichen Missionsauftrag, ihre eigenen Volksgenossen und entfremden sie ihrer eingeborenen Kultur und Seelenart.

Bei den deutschen Stämmen ging später, im 6. Jahrhundert etwa, die Einsickerung des Fremdglaubens ähnlich vor sich. Zuerst wurden Unfreie, Knechte und Mägde, Sklaven und Halbfreie angesprochen, die den Sirenenklängen, der Gott der Christen sei für alle Armen und Unterdrückten da, ein williges Ohr liehen. Schon war damit der Unfriede im Hof und Haus eigekehrt. Oft bereiteten mitleidige Hofbäuerinnen dem Fremdling — nach der guten alten Gastsitte, Lager und Speise und gaben so den Weg frei für immer weitere glaubenszersetzende Tätigkeit. Sie nährten den Wurm ihres Glaubenszerfalls im eigenen Haus. Dies ist auch für England bezeugt, wo königliche Frauen die ersten waren, welche den neuen Glauben annahmen. Bei der Durchforschung der Motive, warum es den Missionaren gelingen konnte, die Germanen zu überreden, zu veranlassen, ihnen zuzuhören, vielleicht später dem einen oder anderen Argument einen gewissen Glauben zu schenken, tritt vor allem ein Zug in Erscheinung, der noch heute viele Mitglieder unserer

größeren Artgemeinschaft ziert, ihre völlige Naivität. Diese bezieht sich besonders auf Maßnahmen, Stärke, Taktik und Erfolgsaussicht eines Feindes. Wenn solche Gegnerschaft, die gespürt wird, aber nicht voll erkannt und genau bestimmt werden kann, gar auf seelischem, religiösem, philosophischem Gebiet auftritt, ist auch der heutige nordeuropäische Mensch oft ganz hilflos, bleibt gutgläubig und ist so ausgesetzt jeder psychologischen Einwirkung eines raffinierten Anderen, der die Methoden langsamer Beeinflussung kennt. Das angeborene Duldungsgefühl, verbunden mit der keinen Harm vermutenden Gutgläubigkeit und Naivität und Herzenseinfalt, haben viel dazu beigetragen, den fremden Südglauben annehmbar, diskutabel, schließlich verständlich und möglich erscheinen zu lassen. — Jedoch kommt noch ein weiterer Sachverhalt hinzu, der dazu führen mußte, den eingeborenen Glauben nicht wahren zu können.

53.

Glaubensgefühl und Religionslehre

Die indogermanischen Iraner und die Inder selbst haben einige Jahrhunderte nach ihrem Einzug in die eroberten Länder eigene Religionslehren entwickelt, die uns im einen Fall als Zoroaster-Religion (Parsismus), im andern als Hinduismus überliefert sind. Sie haben also sehr wohl die Fähigkeit besessen, theoretische, philosophisch-religiöse Systeme zu schaffen, die bis heute überdauert haben. Sie sind „religionsschöpferisch" gewesen. Der Grund dafür, daß sie dieses konnten, liegt in der einfachen Tatsache, daß ihr glaubensschaffender Sinn nicht frühzeitig gestört und geknickt wurde von der christlichen fanatischen Mission. Sie blieben unberührt und haben so ihre eigene Religionsform geschaffen. Allerdings ohne Anerkennung-heischendes Dogma! Sie erklärten i h r e Religion nicht für die einzig richtige. Die Griechen und Römer sind in der Entwicklung eigener Glaubenslehren bis zum philosophischen Stadium vorgeschritten, haben es aber, infolge der Einwirkung des Christentums in ihrer eigenen religiösen Entwicklungszeit, nicht mehr zur vollen Ausbildung einer artgemäßen, volksgewachsenen Glaubensart bringen können, obwohl die mythologische Vorstufe, die sie erreicht hatten, ausgereicht hätte, zur Religionslehre (ohne Alleingültigkeits-Anspruch) umgewandelt zu werden. Und bei den Germanen trat das Verhängnis eines Fremdglaubens noch auf einer früheren Seelenstufe auf, sie waren noch nicht völlig aus dem magisch-religiösen Zeitalter heraus. An dieser Stelle, wo ihr religionsbildender Trieb noch intellektuell ungeklärt und noch nicht kritisch verfeinert war, überkam sie das bereits zum Ge-

dankensystem gewordene Christentum mit überlegener geistiger Gewalt: sie waren zum großen Teil noch wehrlos. Nur einige Antworten von Germanen kennen wir, welche eine schon entwickelte Fähigkeit im Keime zeigten, der Lehre des neuen Glaubens entgegenzutreten.

Nichts läßt darauf schließen, daß die Germanen es nicht zu einer eigenen Religion im Sinne von Lehre und Weltanschauung, Ethik und Metaphysik hätten bringen können. Die späteren, mittelalterlichen Mystiker zum Beispiel zeigen deutlich germanisch-deutsche Haltungs- und Seelenzüge, die eine Philosophie ermöglicht hätte. Diese wäre auch ohne die christlichen Antriebe, unserem eigenen Denken und Fühlen entsprechend, ausgebildet worden, und das wahrscheinlich besser, tiefer und natürlicher als die christlich-aristotelische oder neuplatonisch-katholische Philosophie. Eine europäische geistige Entwicklung hat ja nicht nur Anregungen durch das Christentum erfahren; sie hat auch schwere gedanken- und richtungsverbiegende Hemmungen überwinden müssen, die die neue Religion aus dem Orient eingeschleppt hatte. Wer wollte leugnen, daß eine Fülle von religiösen und philosophischen Motiven dem Germanen völlig fremd waren, welche Kirche und Theologie mitbrachten und hier in ihr Dogma einbauten. Fest steht auf jeden Fall das eine: Wenn es ein paar Jahrhunderte nach dem Eintritt des Christentums bei den germanischen Völkern den Menschen unserer Art möglich war, zu philosophieren, zu denken, geistige Systeme zu bilden, eine Art Ethik zu gründen, sittliche Forderungen zu erheben, Dichtungen tiefster Gesinnung, wie z. B. den Parzival von Wolfram von Eschenbach, zu schaffen, so wäre es den Nachfolgern der Germanen, den Deutschen oder Engländern, den Schweden oder Dänen oder Norwegern auch möglich gewesen, aus Eigenem heraus, aus ihrem eingeborenen Gefühl und Verstand heraus ein Gebäude des Denkens und der Sittlichkeit zu errichten, das dem christlichen mittelalterlichen nicht nur gewachsen gewesen, sondern ihm mindestens gleich gekommen wäre. Daß der germanische Geist fähig gewesen wäre, eine Gesamtanschauung des Lebens, die „Gott und Welt" umfaßt, auszubilden, daran dürfte kein Zweifel bestehen. Eine ganz andere Frage aber ist es, den formalen Grundlinien eines Gebäudes zu folgen, das ebenso oder ähnlich ausgesehen hätte wie das christliche.

Dies ist zu verneinen. Ein großer Teil des germanisch-europäischen Widerspruchs gegen das Christentum als Religionsform beruht auf der Tatsache, daß es eine bewußte und unbewußte Ablehnung nordischen Denkens und Fühlens gibt gegen die rabulistische, verzwickte, schwierige und undeutliche Theo-

logie und Dialektik der christlich-katholischen L e h r e. Die scholastische kirchliche Philosophie des Mittelalters hat niemals Eingang gefunden bei den natürlichen und tatsachengemäß denkenden Deutschen und Nordländern. Für diese Art religiöser Beweisführung hat unser Volk und die ganze nordeuropäische Art nie etwas von Herzen und Gefühl her übrig gehabt. Vielleicht rührt daher der Ausspruch Nietzsches, wenn er sagt, daß die Nordmenschen nicht eigentlich „religiös" veranlagt sind. Denn hier wird ein Begriff als ungermanisch getadelt, der in der Tat nicht viel mit „unserer" Religion zu tun hat. Die andere, nordfremde Art des Denkens und Fühlens, die sich in der christlichen Lehre ausdrückt, konnte dem germanischen Gemüt nur spärliche eigene Antriebe verleihen, diesen Südglauben sich zu eigen zu machen. Wo das trotzdem geschehen oder wenigstens versucht worden ist, wie etwa in der Marienverehrung oder in der Ausschmückung der „heiligen" Feste, schauen so deutlich germanische Motive, germanische Empfindungen und Wünsche heraus, daß der christliche Rahmen gleichsam nur der Anlaß ist, das eigene Gefühl auszubreiten und religiös im Artsinne wirken zu lassen. Alles andere aber, der dreieinige Gottesbegriff, die Unbeflecktheit der Maria, die jüdisch-alttestamentarischen Geschichten wurden bestenfalls mit Erstaunen und Verwunderung zur Kenntnis genommen, verstanden oder sogar geliebt wurden sie nicht.

Infolge des Eintritts der christlichen Religion in das Germanentum zu einem Zeitpunkt, wo sich der germanische Geist im Übergang vom mythologisch-magischen Denken zum religiös-theoretischen befand, war es unseren Vorfahren nicht möglich, ein Gebäude eigenen gläubigen Fühlens und geistigen Gestaltens aufzubauen, das den Namen „Religion" verdient hätte. Sie waren angewiesen auf die christliche Lehre und das Kultgebaren der Kirche und mußten innerhalb dieses Rahmens ihr religiöses Empfinden walten lassen oder ganz zum Schweigen bringen. Eine „artgemäße Religion" wurde also von der Kirche logischerweise verhindert; aber die Art und Weise des gläubigen Aufnehmens einer Lehre konnte vom Christentum nicht wesentlich verändert werden, weil diese an- und eingeboren ist. Um Glaubenshaltung oder Glaubensempfindung grundsätzlich zu verändern, müßte man die Menschen verändern, und zwar blutsmäßig, erbmäßig, und das überschritt den kirchlichen Machtrahmen in den meisten Fällen, wenn auch der christlich gebundene Staat genügend das Seine getan hat, um durch Mischung der Stämme, durch Austreibung und „Verschickung", Verpflanzung und „Umsiedlung" den harten Sinn der eingesessenen Bevölkerung zu untergraben, zu schwächen und zu

zersetzen. Hinzu kam das karolingische Prinzip, als Lehnsträger fränkische oder ihm hörige Grafen einzusetzen, um für die Anerkennung und Durchführung der „christlichen Religion" bei den Sachsen zu sorgen. Das klingt wie heutige Töne aus den diktatorischen Ländern des Kommunismus und ist im Grunde auch nichts anderes: der geistige Machtanspruch auf einem Gebiet, das im religiösen Sinne menschlicher Freiheit vor dem Göttlichen n u r in völliger Selbstentscheidung hätte gehandhabt werden dürfen.
Aber die alleinseligmachende Kirche hat sich immer des Staates als ihres Büttels bedient, um ihre Missionsabsichten durchzusetzen; das heißt, sie hat politisch statt religiös gehandelt. Unter diesen Umständen blieb unseren welt- und lebensgläubigen Vorfahren nichts anderes übrig, als ihr ganzes religiöses Gefühl und Empfinden in die christlichen Lehr- und Kultformen hineinzugießen. Bei diesem Vorgang, der jahrhundertelang andauerte (— und auch bis in die jüngste Zeit hinein nicht abgeschlossen war: siehe Weihnachtsbaum und „Adventskranz" —), ist soviel deutsches und germanisches Wesen, der Form nach, der Haltung nach, der Gläubigkeit nach, in das Christentum eingeflossen, daß viele glaubten und heute noch glauben, man habe das Christentum dadurch „verdeutscht" oder gar zu einer deutschen Religion gemacht. Dabei übersahen sie und übersehen sie noch heute, daß der Inhalt der Lehre, des Dogmas und auch der Verehrungsformen orientalisch geblieben ist, daß der Aufbau der Kirche diktatorisch-autoritär ist und daß alles Wesentliche nach wie vor dem germanischen Geiste, aber auch seinen Erfordernissen in Zeit und Raum, das heißt, seinen lebensmäßigen Erhaltungsbedingungen stracks zuwider läuft. Ja, die Kirche hat, wie gesagt, den Prozeß der taktischen Verwendung germanischer Gefühls- und Brauchtumsmittel unterstützt, um den Sinn der alten mythischen Vorstellungen zu entkräften und statt ihrer den neuen christlichen zu setzen. Die Glaubensweise des germanischen Menschen wurde also dazu benutzt, ihn zu betrügen, das heißt hier: ihn um das eigentlich S e i n e zu bringen, um einen Glauben, der nicht nur in den äußeren Formen, sondern auch seinem Geiste und Inhalt, seinen Forderungen und Folgerungen nach, arttreu, im Herzen eingeboren und daher aus tiefstem eigenen Gefühl entwicklungsfähig in germanischer Weltdeutungsrichtung war. Die angestammte „Religiosität", und das ist ja das Glaubens-G e f ü h l — wurde mißbraucht und wird heute weiterhin dazu mißbraucht, den Bekehrten über sein eigenes letztes Verlangen hinwegzutäuschen, sich ein ihm völlig und letzlich entsprechendes Weltbild zu suchen, in dem sein Dasein ruhen, sein „Gottsuchen" zur Erfüllung kommen kann.

III. KAPITEL

VOM NIKÄISCHEN KONZIL BIS ZUM KAISER JULIAN

54.

Vorbemerkung zum christlichen Zwischenspiel

Auf der Karte der germanischen Stämme um das Jahr 100 nach Ztr. (von F. Mentelle und P. G. Chanlaire 1795 — Paris) kann man erkennen, daß zu jener Zeit unsere Vorfahren im Nordwesten etwa bis zur Maas (Germania Inferior) bis in die Höhe von Mainz, dann in einer Linie nördlich der Mittelgebirge Odenwald-Rhön-Harz gesessen haben, Böhmen und die Slovakei/ Mähren besiedelt hatten (die Markomannen und Quaden), und dann an der oberen Oder in einer Linie bis zur mittleren Weichsel an die Goten und Heruler anschlossen. Der ganze Norden war germanisch, England und Irland noch keltisch, was im biologischen Sinne keinen sehr großen Unterschied machte, denn noch Caesar konnte die Germanen am Niederrhein nicht genau von den keltischen Stämmen unterscheiden. Zwischen dem Mittelgebirge und dem Süden lag der große Markwald (Grenzwald), in der Edda noch Myrkwid genannt.

Die Bojer, die Sueben und Semnonen bildeten die Hauptstämme, zu denen wohl auch die Langobarden gehören, in der Mitte dieses Gesamtgebietes.

Als dann die große Unruhe einsetzte und die jungen Mannschaften auszogen, um neues Siedlungsland zu gewinnen, — da offenbar das alte für die Ernährung aller zu arm, karg und klein geworden war, lösten sich die hergebrachten Bindungen langsam auf. Die Goten, welche ursprünglich in Schweden saßen, waren schon anfangs des zweiten Jahrhundertz zum Teil an die Weichselmündung übergesiedelt und erwarteten dort den Zuzug ihrer Stammesgenossen, bis sie stark genug waren, um den großen Zug nach Südosten, bis ans Schwarze Meer und in die Krim zu unternehmen.

Ebenso rückten die semnonischen Stämme (Sueben, Langobarden u. a.) mit großen Teilen ihrer jungen Mannschaft nach Westen und Süden und eroberten in der Folge das Elsaß; die Burgunder drangen noch weiter nach Süden vor und haben der ehemals keltischen Landschaft Burgund den Namen gegeben.

Die ersten Züge ausgesprochener Nordstämme waren schon anfangs des zweiten Jahrhunderts bis nach Italien und Süd-

frankreich gelangt (Cimbern und Teutonen) und dort im Kampfe gegen das noch starke Römertum im wesentlichen zugrunde gegangen. Der tiefe Süden war immer Schicksal und Verhängnis unserer Menschenart.

Diese Bestimmung gilt auch für die Goten, als sie, von den Ostvölkern gedrängt, nach hundertjähriger Siedlung am Schwarzen Meer wieder in Rumänien, auf dem Balkan, in Italien, Frankreich und Spanien erschienen, wo sie — mit den Vandalen zusammen, schließlich ihr Schicksal, das Wanderschicksal aus der Heimat und in den Süden, erreichte.

Diese Vorbemerkung kann erhellen, warum es überhaupt dem Christentum gelang, in den germanischen Glauben einzubrechen und ihm für tausend Jahre ein scheinbares Ende zu bereiten.

Völkerwanderung und Christianisierung waren die Götterdämmerung des altgermanischen Glaubens. Aber nach dieser Weltzeit kommt eine neue...

55.

Die ersten christlichen Jahrhunderte

Der Teppichmacher Saulus aus Tarsus stammte aus einer strengen Pharisäerfamilie und hatte, nach der wunderbaren Erzählung der Apostelgeschichte 9. ff., ein Gesicht, eine Vision, als er auf dem Wege nach Damaskus war. Bis dahin hatte er die Anhänger der Sekte der Christen verfolgt und sie den Römern ausgeliefert. Nunmehr hörte er eine Stimme vom Himmel und sah den „Herrn in seiner Herrlichkeit", und dieser berief ihn, von Jesus Christus als dem Sohne Gottes zu zeugen. Dieser Bekehrte (man würde heute sagen: Renegat) widmete jetzt sein Leben dem Aufbau einer christlichen Organisation in den Ländern, wo es Juden im Mittelmeergebiet gab, und predigte dort von seinem Erlebnis und daß Christus der Erlöser der Menschheit sei. Da er in Krämpfe gefallen war, blind und taub wurde, ward er von Ananias geheilt und wieder sehend. Jetzt sah er alles im Lichte seiner religiösen „Erweckung". Er ist sozusagen der Prototyp aller Erleuchteten und Erweckten, die einen neuen Glauben gefunden haben. Dieser Mann wurde zum geschicktesten Propagandisten der neuen Kirche und schuf, darüber hinaus, ein System von Glaubenssätzen und Lehrmeinungen, welches das Dogma der katholischen Kirche erst begründet hat. Hierzu gehören die Lehre vom Sündenfall der Menschheit, die Notwendigkeit der Erlösung durch Jesu Kreuzestod, die unbe-

fleckte Empfängnis Mariae, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, Vater, Sohn und Heiliger Geist, die Behauptung der Fleischsünde, die Himmelfahrtslehre und das Auferstehungsdogma. Ein wichtiger Bestandteil seiner Anschauungen ist der Taufbefehl, der sich an alle Menschen und Völker richtet und der als Pflicht der Kirche für die ganze Menschheit gilt. (Gültigkeitsanspruch des Christentums ohne Rücksicht auf Blut, Volk, Abstammung, Entwicklungsstufe, Kulturfähigkeit und seelische Beschaffenheit des Bekehrungsobjektes).
Siehe Apostelgeschichte 22 ff.
Man kann sagen, daß durch Saulus-Paulus erst eine Kirche wurde, ja, daß der G e d a n k e der Kirche, die Idee einer weltumspannenden Gemeinschaft christlicher Autorität, erst durch Paulus geschaffen wurde. Durch weite Reisen in Kleinasien, Griechenland und Italien breitete er seine Lehre aus, bis er, — auf Betreiben der konservativen Juden, die die Lehre von Christus ablehnten, — im Jahre 64 unter dem Kaiser Nero in Rom hingerichtet wurde.
Die Römer sahen die Christengemeinden als Mittelpunkte der geistig-seelisch-religiösen Zerstörung ihres Staatswesens und ihrer eigenen Glaubensauffassung an und verfolgten daher gelegentlich diese Sekte, wenn sie sich zu weit hervorwagte. In den Zeiten der Bedrängnis durch die Staatsgewalt verbargen sich die Angehörigen der christlichen Gemeinden in Rom in den Katakomben und lieferten so ein erstes typisches Beispiel für eine „Untergrundbewegung", die schließlich am Ende der griechisch-heidnischen Kulturperiode die großstädtischen Massen für sich gewann (allgemeine „Erlösungssehnsucht!") und dann zur Staatsreligion wurde.

56.

Petrus, der „Fels der Kirche"

Zur gleichen Zeit soll merkwürdigerweise auch der zweite sogenannte Apostel, der Fischer Simon aus Kapernaum, genannt Petrus (der Fels), im gleichen Rom, im selben Jahr hingerichtet worden sein, ohne daß von dieser Zweiheit Paulus-Petrus irgendetwas Authentisches berichtet würde. Das muß einigermaßen seltsam berühren, zumal die Kirche von diesem Petrus den angeblichen Auftrag Jesu abgeleitet hat, der Herr der Christenheit zu sein. Alles kommt hier zusammen, was die heilige Kirche brauchte: Petrus sei der erste Zeuge der Auferstehung Christi gewesen, damit ist diese Legende in das Licht der bezeugten Wahrheit gerückt; Petrus sei der „Fels", auf den

Jesus seine Gemeinde gebaut habe, und Petrus habe den Märtyrertod just in der Stadt erlitten, die seine Nachfolger als Sitz des Herrn der Kirche, den des Papstes, ausgewählt haben. Welch ein „Fels" dieser Petrus gewesen ist, haben wir schon bei der Verleugnungsszene gesehen (Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen), und nun ist er gar noch zum Ersten Apostel Christi geworden, der „des Himmelreichs Schlüssel" in der Hand hält und die Gewalt hat zu lösen und zu binden. Weil dieses Märchen zu den sichtbarsten Zweckerfindungen der christlichen Überlieferung gehört, soll die Stelle bei Matthäus angeführt werden, welche natürlich eine spätere Einfügung in den ohnehin zweifelhaften Text des Evangelisten ist. (Sie findet sich daher auch nirgend sonst, da sie in ihrer Zweckbezogenheit zu deutlich als später Zusatz zu erkennen ist.)

Matthäus 18, 18:

> Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwinden.

19:

> Und will des Himmelreichs Schlüssel geben: alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.

Sowohl der sprachliche Ausdruck (binden und lösen als religiöse Machtausübung) als auch die Gedankenverknüpfung mit dem Bilde des Schlüssels des Himmelreiches sind völlig ungewöhnlich und weichen von der überlieferten Sprachwelt des Nazareners ab. Sie verraten einen viel späteren Geist, der mit einer Organisation (einer festen Gemeinde) rechnet, einer Kirche also, von der nach den sonstigen Ausdruckszeugnissen der Evangelisten keiner weiß, nicht einer an Ähnliches gedacht hat, weil die Gewißheit des Jüngsten Gerichtes für Jesus eine solche Einrichtung überflüssig, ja sinnlos gemacht hätte.
Wir haben nur deshalb auf diese Geschichte zurückgegriffen, weil mit ihr die Entstellung jener Lehre fortgesetzt wird, die in den Evangelien von Jesus Christus verkündet worden sein soll. Diese Entstellung beginnt aber schon mit dem anderen Apostel Paulus, indem dieser systematisch aus dem lockeren Gefüge der überlieferten Aussprüche des Predigers aus Galiläa einen festen Kodex kirchlicher Dogmen gemacht hat, auf den man wirklich ein M a c h t g e b i l d e geistiger Art gründen und bauen konnte, wie es die weltumspannende, bindende und lösende Kirche dann auch in den folgenden Jahrhunderten getan hat. Wir lassen die Möglichkeit der Hinrich-

tung des Paulus in Rom offen, halten aber die Doublette Petrus als Märtyrer zur selben Zeit in Rom für eine jener Erscheinungen, die wir als Ausschmückung und Übertreibung so oft schon in den Evangelien gefunden haben: Zwecklegenden der nach Macht strebenden Christen-Organisation.

Wir sind eine kleine Strecke vorausgeeilt und beschäftigen uns nun mit den Vorgängen auf einem der ersten „Konzile" der christlichen Gemeinden, im Jahre 325 nach Christi angeblichem Kreuzestode, wo sogleich Glaubensstreitigkeiten im Mittelpunkte der Sitzungen standen.

57.

Der Betrug der Konstantinischen Schenkung

Nachdem die Kirche in den ersten Jahrhunderten nach dem sagenhaften Ende ihres Propheten ihr System aufgebaut hatte, wozu Paulus das meiste beigetragen hat, gab es über alle möglichen Punkte des neuen Glaubens Streitigkeiten über Streitigkeiten. Die einzelnen Gemeinden in Armenien, Syrien, Griechenland und Italien, die zuerst nur aus Juden, später dann auch aus bekehrten „Heiden" bestanden, waren sich über viele Fragen nicht einig, wie es bei der vielfältigen, überall angefochtenen und sich widersprechenden Überlieferung nicht anders sein konnte. Die staatliche Gewalt, verkörpert durch die römischen Kaiser und deren Beauftragte, Könige und Landpfleger, beobachtete den christlichen Glauben aufmerksam, bekämpfte ihn zuerst vielfach scharf, lenkte dann aber immer wieder ein, je größer die Zahl der Anhänger der neuen Sekte wurde. Daneben bestand der alte Götterkult weiter, der an einigen Stellen die Herrscher zu Gottheiten erhob (Nero in Rom, Claudius, „Ich Kaiser und Gott!"); außerdem gab es in dieser Zeit der auslaufenden Antike den mächtigen Mithraskult, die Verehrung der Großen Mutter, (Magna Mater) und viele andere Gemeinschaften und Sekten, die alle den Anspruch erhoben, den Menschen zu erlösen und ihm die richtige Gottheit nahe zu bringen. Es bedurfte nur noch des Eingriffes der staatlichen Macht, um die Waage der Religion, die zwischen Mithras und Christ ungefähr gleich stand, zugunsten des einen oder anderen steigen oder sinken zu lassen.

Diese Rolle hat das Schicksal dem römischen Kaiser Konstantin (Flavius Valerius Constantinus, 306—337) zugeteilt, der im Mithrasglauben aufgewachsen war, aber schon 311 die Duldung des Christentums aussprach und 313 im Mailänder Edikt die

Gleichstellung des christlichen Glaubens mit den anderen Kulten verkündete.
Er bahnte so der Religion des Paulus, Christianismus von den Zeitgenossen genannt, den Weg zur Alleinherrschaft, er berief das Konzil von Nikäa, um den Glaubenskonflikten innerhalb der Gemeinden ein Ende zu bereiten, und ließ sich auf dem Sterbebett taufen, nachdem das Christentum zur Staatsreligion erhoben worden war.
Die Kirche hat ihm diese wohlwollende, schließlich zustimmende und endlich verbindliche Haltung mit einem Betrug gelohnt, indem sie die Lüge von der Konstantinischen Schenkung aufbrachte, welche dem römischen Bischof (dem Haupt der Christengemeinde) die Herrschaft über das weströmische Reich in religiöser Beziehung zusprach. Die gefälschte Urkunde ist wahrscheinlich um 756 in Rom entstanden, wurde von dem deutschen Kaiser Otto III. angefochten und im 15. Jahrhundert von Lorenzo Valla und Nicolaus Cusanus als Fälschung nachgewiesen. Das Papsttum jedoch, nunmehr im Besitze eines Scheinrechtes, machte das Lügen-Dokument zur Stütze seiner geistigen Weltherrschaft und kümmerte sich nicht um Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Betrug nach dem abgewandelten Spruche Veritas Ecclesiae veritas mundi. (Die Engländer sagten später in ähnlicher Weise: Right or wrong my country, und das bedeutet für alle Fälle allein: Gleich ob Wahrheit oder Lüge, Recht oder Unrecht, — mein Eigeninteresse geht allem andern voran!) Wir nennen dies Unmoral und die Quelle allen Übels in der Welt, zumal wenn sie von religiös-sein-wollender Seite aus erfolgt. So ist der Weg der Kirche und des Christentums von Anfang an von Entstellung der ursprünglichen Überlieferung (Paulus) begleitet, über den Mißbrauch der geistlichen Macht bis zur Lüge und Unwahrheit und bis zum körperlichen Zwang des Andersgläubigen, zu seiner Verketzerung und Vernichtung nach dem Spruche: Nulla salus extra ecclesiam, das ist: es gibt kein Heil außerhalb der Kirche.

58.

Das Konzil von Nikäa

Zum Jahre 325 (n. Ztr.) wurde das Konzil von Nikäa (Nicäa) einberufen, welches die Streitigkeiten der einzelnen jüdisch-christlichen Gemeinden über Glaubensfragen klären und entscheiden sollte.
Einer der wichtigsten Streitpunkte war die Frage, ob Christus als Sohn Gottes diesem „wesensgleich" oder nur „wesensähn-

lich" sei. Uns Heutige mag diese Unterscheidung wenig berühren. Jedenfalls erregt sie weder unser Gemüt noch unseren Verstand. Für die damalige Zeit aber war das Problem riesengroß. Alle vom Germanentum ausgehenden religiösen Strebungen neigten dazu, den Sohn nur als wesensähnlich zu empfinden, eben weil er auf die Erde niedergestiegen und sich in menschlicher Gestalt gezeigt, so gelebt habe und so gestorben sei.

Jesus-Christus als gottähnlicher Mensch war eine Vorstellung, die sowohl dem antiken Religionsverständnis wie im besonderen dem germanischen Gefühl sehr nahe und begreifbar war. Daher waren auch die meisten Germanen Anhänger dieser Lehre, die man nach einem Bischof Arius die „arianische" nannte. (Arianismus)

Daß Jesus ein gottbeseelter Mensch mit einem (sozusagen) göttlichen Auftrag gewesen sei, daß er sich „Sohn Gottes" nur in symbolischer Redewendung genannt habe, das leuchtete den natürlich denkenden germanischen Menschen jener Zeit ein. Sie konnten sich Gott selber nicht als auf der Erde wandelnd vorstellen, und schon gar nicht konnten sie annehmen, daß ein solcher Gott eines schmählichen Todes starb, ohne seine Macht zu zeigen und seine Feinde zu zerschmettern. Daher lag ihnen der Gedanke und die Meinung nahe, diesen Sohn Gottes als „wesensähnlich" mit dem Vater zu betrachten und nicht als wesensgleich.

Der Gegner dieses Standpunktes war der Bischof Athanasius, welcher lehrte, daß Jesus Christus als Sohn Gottes diesem wesensgleich sei (Wesensgleich = Homoousia). Es ist für uns schwer zu verstehen, was man sich darunter vorstellen soll, daß ein Teil von Gott dem ganzen Gott gegenüber „wesengleich" sein soll, das heißt doch: alle Eigenschaften besitzen soll, die der Vater hat und doch nur als ein Mensch zur Welt gekommen und als Verbrecher hingerichtet und gestorben sei. Aber der Orient f ü h l t hier und denkt hier anders. („Bei Gott ist kein Ding unmöglich!") Gott ist für das Morgenland schlechthin über aller Natur, über allen Naturgesetzen, er kann gegen alle Naturgesetze handeln und tut das ja auch im Alten und Neuen Testament ständig und immerzu. Es ist also für den Orientalen durchaus glaubens-möglich, daß der Sohn Gottes dem Vater gleich sei, ja, es ist für ihn ein Zwang, dieses zu glauben, weil sein Gottesbegriff so gänzlich anders geartet ist als der europäisch-germanische.

Da die Mehrzahl der in Nikäa zusammengekommenen Bischöfe aber aus dem Osten stammten, Orientalen oder Halb-Morgenländer waren, vielfach jüdischer Herkunft, was in diesem Zu-

sammenhang bedeutet, daß sie den Wunder-Gott als den ihren betrachteten, — ist es nicht allzu erstaunlich, daß die Lehre von der Wesensgleichheit Christi mit Gott als die alleingültige angenommen wurde. Der Arianismus wurde als Ketzerei verdammt und seitdem verfolgt. Gleichwohl blieben einige Germanenstämme wie die Goten, Vandalen und Franken noch lange Zeit Anhänger der arianischen Lehre, die in ihrem Herzen eine Stätte des nahen religiösen Verständnisses fand. (Seltsam ist auch und sehr bezeichnend, daß ihr Wortführer, der Bischof A r i u s, gerade diesen Namen trug.)

Zum mindesten erleichtert es uns das Verständnis der arianisch-athanasianischen Auseinandersetzung.

Diese Entscheidung des Konzils von Nicäa war eine Entscheidung g e g e n das Germanentum in der christlichen Kirche. Der Kampf um die Durchsetzung der orthodoxen (angeblich „rechtgläubigen") Lehre hat denn auch Jahrhunderte gedauert, bis die germanischen Bestandteile innerhalb der Kirche nachgaben, teils verstrickt und verführt von der Machtpolitik, die sich mit der Kirche verknüpfte, teils weil die Übermacht des Ostens und Südens in der Kirche noch lange erhalten blieb.

Wichtiger aber als die historische Tatsache, daß das germanische Element sich unbewußt hier gegen ein wesensfremdes Dogma regte, ist die Tatsache, daß das Seelenerbe Unserer Art auch in der kirchlichen Dogmatik schon ganz früh zu anderen Lösungen drängte, als sie die offizielle Kirche erlaubte. Diese Tatsache erhärtet den Standpunkt, daß es sich bei der Auseinandersetzung der germanischen Seele mit dem Christentum um einen Vorgang handelt, der nicht nur in den Bereichen des Denkens, der Logik, der rationalen Lehre vor sich geht, sondern der tief eingreift in das Gefüge des Dogmas, wie es die Kirche als Machtinstrument einer fremden Wesensart dem Abendland aufgezwungen hat. Zugleich bietet die Verquickung mit der weltlichen Macht, die schon zu Konstantins Lebzeiten begann, den Schlüssel dafür, daß das germanische Gemüt, unbewußt wie es damals sich auswirkte, und der germanische religiöse Verstand, ungeschult wie er damals noch war, der überlegenen Dialektik des rabulistisch gebildeten Südmenschen unterliegen mußte. Es fehlten ihm damals noch alle intellektuellen Hilfsmittel, um sich seiner eigenen religiösen Haltung als Germane und Nordmensch bewußt zu werden und diese Haltung in Glaubensform und -Bekenntnis auszudrücken.

59.

Der Arianismus als Testpunkt

Die Bedeutung dieses Kirchenstreites muß als Testpunkt für die verschiedenen Bestrebungen im frühen Christentum hervorgehoben werden. So hat auch der berühmte protestantische Gelehrte Adolf von Harnack, der als der bedeutendste Theologe der evangelischen Lehre von 1900 bis 1920 gilt, versucht, die tieferen Gründe dieses Disputes klar zu machen, und wir wollen ihn hier zitieren, um den Wendepunkt ganz zu begreifen, den die Kirche nahm, als sie den athanasianischen Standpunkt für allein gültig und alles andere als Ketzerei erklärte. Wir zitieren nach der Encyklopädie Britannica (englisch) Band 2, S. 360 a:

„Ist das Göttliche, welches auf Erden erschien und seine Gegenwart kraftvoll spürbar machte (actively felt), identisch (wesensgleich) mit dem im höchsten Sinne (supremely) Göttlichen, welches Himmel und Erde regiert? Trat das Göttliche, welches auf Erden erschien, ein in eine nahe und dauernde Verbindung (union = Einheit) mit der menschlichen Natur, so daß es diese (die menschliche Natur) tatsächlich umwandelte und sie bis zur Stufe des Ewigen erhob?"

Wenn wir hier einmal davon absehen, daß ein religiös Empfundenes (die Gottheit) zum Gegenstand logischer Denktätigkeit und zerlegender Analyse gemacht wird, dann liegt in dieser Fragestellung Harnacks bereits, wie uns scheint, ein leiser Zweifel, ob solch ein Vorgang: Das absolut Göttliche wird zum relativ-Menschlichen: erlebnis- und glaubensmöglich sei.

Daß er denkmöglich ist, vorstellungsmöglich, — soll nicht bezweifelt werden, aber real-möglich und erlebbar scheint er uns für die germanische Seele nicht zu sein.

Darüber wollen wir noch einmal näher die Aussage der Arianer selber hören, wie sie sich Gottes Sohn im Verhältnis zum Vater vorstellten. Nach dem großen Brockhaus (Bd. 1, S. 398 b/ 399 a) hatte Arius behauptet, Christus sei ein aus dem Nichts von Gott geschaffenes Wesen, er sei also, in englischer Formulierung, ein „created Being", was bedeutet, daß er wie alle Menschen nur eine nachträgliche Schöpfung des Höchsten sei. Oder, wenn wir den Großen Duden befragen (Bd. 1, S. 325 Mittelspalte), dann ist nach Arius „der Sohn dem Vater nicht wesensgleich, vielmehr ein einzigartiges, überirdisches Geschöpf, Mittlerwesen (Logos) zwischen Gott und Welt; durch die Menschwerdung mußte der Sohn die ihm gewährte Vorrangstellung der Schöpfung nachträglich verdienen".

Wenn man mit feinen Ohren und wachem Verstande all diesen, in jedem Sprachausdruck ein wenig verschiedenen Formulierungen nachgeht, so wird einem bald klar, daß hier etwas versucht wird, was überhaupt und grundsätzlich dem germanischen Denken und Gefühl unverständlich und unvollziehbar ist, nämlich die Definierung der Eigenschaften des Göttlichen, beziehungsweise des göttlichen Ersatzes durch Jesus Christus. Hier soll ein Bild der Gottheit, des letzten Wesens, das angebilch die Welt regiert und erhält (usw.), gegeben werden mit den Mitteln der Logik und der Begriffszerfaserung. Im gesamten Indogermanischen Glaubensbereich gibt es das nicht. Es ist orientalisch, logizistisch, rationalistisch, spitzfindig und intellektuell. Unserem Empfinden nach kann das Göttliche nur in B i l d e r n erfaßt werden, das heißt: mythisch, aber nicht in den Formulierungen des Sprachdenkens, denn dieses ist selber nur eine Funktion der Seele des betreffenden Volkes und Menschen. So offenbart sich in der Rabulistik der theologischen Gottes-Tüftelei der Süden und das Morgenland, deutsch und germanisch ist sie nicht.

Wenn wir trotzdem die Auslegung des Arius als germanischer empfinden als die Behauptung des Athanasius mit seiner alleinrechtgläubigen These von der völligen Gottgleichheit des Vaters und des Sohnes, so taten wir es, um anzudeuten, daß in der Menschenähnlichkeit des „Erlösers", des „Heilandes", des „Retters" und Befreiers von der Sünde wenigstens noch etwas, ein kleiner Funke vom indogermanischen Gefühl steckt, welches versuchte, sich innerhalb der Kirche zu behaupten und seinen (Seelen- und) Geistesbegriff und -Anspruch als gleichberechtigt durchzusetzen. Der Kampf darum ging für Jahrzehnte weiter, er wogte hin und her. Konstantin selbst hat mehrmals seine Stellung gewechselt, aber schließlich siegte die orthodoxe Lehre des Athanasius, und die andere, freiere, volkstümlichere wurde verdammt und als ketzerisch verleumdet und verfolgt. Schon v o r dem Konzil von Nikäa wurde Arius 318 von seinem Bischof exkummuniziert, aber es gelang der Kirchenmacht erst spät, die Arianer zum Schweigen zu bringen. Erst im 5. und 6. Jahrhundert hatte sich die Kirche in diesem Punkte durchgesetzt. Der reine Wunderglaube hatte gesiegt, und der geistige Orient triumphierte über die germanischen Völker. Die Franken nahmen zuerst die „rechtgläubige" Lehre an, weil sie sich bei ihren politischen Manövern und ihren auf Bündnisse zielenden Heiraten Vorteile von der „Treue zur alleinseligmachenden Kirche" versprachen. Genau wie bei Konstantin wurde der Politik, dem Machtspiel der Völker und Fürsten, der Glaube geopfert, und so trat Nordeuropa (mit einigen kleinen Unregelmäßigkeiten,

welche die irischen Mönche verursachten) in den Bekehrungskampf gegen die germanischen Völker ein, bewaffnet mit einem Gottesbegriff, der zur völligen Unterwerfung des Verstandes und der Vernunft unter das Dogma zurechtgemacht war. Dies ist die wahre Bedeutung der Entscheidung des Konzils von Nikäa.

60.

Letztes Auflehnen innerhalb der Kirche

In den folgenden Jahrzehnten ist die Kirche trotz des nunmehr angenommenen „Nicäanischen Bekenntnisses" nicht zur Ruhe gekommen. Es war noch nicht völlig entschieden, ob sich auch in den Gemeinden Kleinasiens oder Mazedoniens der orthodoxe Standpunkt durchsetzen oder ob die arianische Auslegung der Gottähnlichkeit des Sohnes mehr Raum gewinnen würde. Diese kam dem Gefühl vieler Europäer näher als der abstrakte Wunderstandpunkt, daß es Gott zweimal gebe, in doppelter Gestalt sozusagen, und daß dieser Gott auf der Erde als Mensch gelebt habe. Anderseits muß auch gesagt werden, daß der letztere Standpunkt — Gott als Mensch — in manchen heidnischen Kulten und Lehren eine Stütze fand, wie zum Beispiel in dem Brauch, den Kaiser zu „vergotten", ihn zum Caesar et Deus (Kaiser und Gott) zu erklären und so in einer Person den Menschen und den Himmlischen zugleich zu verehren. Nach vielen inneren Kämpfen, die an Gehässigkeit und Unchristlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, neigte sich die Waage schließlich dem orthodoxen Dogma zu, und schon der Nachfolger von Konstantin dem „Großen" (das ist ein christlicher Titel!) begünstigte allein diejenige Lehre, welche ihm politisch am dienlichsten war. Hinzu kam, daß seit Konstantin der Mittelpunkt des römischen Reiches nach Byzanz verlegt wurde, welches nunmehr Konstantinopel genannt ward. Hiermit waren den östlichen Einflüssen stärkere Möglichkeiten eröffnet. Das westliche Abendland war sowieso noch heidnisch und keine Stätte der heiligen Kirche: dies wurde die Aufgabe der kommenden Jahrhunderte, die „Heiden" dort zu bekehren, und die Geschichte der Völkerbewegungen selber wies der Kirche den Weg nach Westeuropa. Denn die Goten waren, von den Hunnen gedrängt, aus ihren Sitzen am Schwarzen Meer aufgebrochen und wurden von jetzt an Gegenstand und Ziel des christlichen Bekehrungseifers und religiösen Allein-Geltungs-Anspruches. Sie neigten, als sie mit dem Christentum in Berührung kamen, — wie schon gesagt — zum arianischen Bekenntnis, weil ihnen

die dialektische und intellektuelle Auslegung eines völlig abstrakten Gottesbegriffes fremd war und für lange Zeit fremd blieb.

Bevor wir auf die besondere Rolle zu sprechen kommen, die den Germanen in der Auseinandersetzung mit der jetzt erstandenen christlichen Kirche zukam, müssen wir noch einen Blick auf die Welt des anfänglichen 4. Jahrhunderts zwischen Palästina, Kleinasien, Griechenland und Italien werfen. Hier hatten sich Kultgemeinden außer den jüdisch-christlichen Gruppen gebildet, die alle damals möglichen Sekten, Anbetungsformen und Götterverehrungen umfaßten. Seit Alexander dem Großen war der Orient von Indien über Persien tief in das Bewußtsein des südlichen Osteuropa eingedrungen und hatte alle seine Religionsformen mitgebracht. Besonders der Mithraskult war es, der dem christlichen Bekenntnis die größte Konkurrenz machte, und vor Konstantin (dem „Großen") war es noch keineswegs sicher gewesen, ob dieser oder der christliche Glaube den Sieg davontragen würde.

Mithras, eine indo-iranische Göttergestalt, war der Kämpfer und Verkörperer des Lichts gegen die Finsternis, des Guten gegen das Böse, des „Aufbauenden gegen das Zerstörende" und kommt so auch dem germanischen Bewußtsein sehr nahe, welches im Kampf der Götter (Asen) gegen die Riesen den Sinn des Weltgeschehens sah. Der Mithraskult war schon bis nach Germanien, Franken und Gallien gedrungen, bevor das Christentum dorthin seine ersten Sendboten (Missionare) schickte. So war auch Konstantin ein Mithrasanhänger gewesen, und der erste große Kronzeuge des neuen Heidentums und zugleich der letzte heidnische römische Kaiser, Julian, war ebenfalls im Mithrasglauben aufgewachsen.

Man erkennt leicht, daß die Mithras-Religion eine Frühform des späteren Zoroastrismus (der Zarathustra-Religion) des 6. Jahrhunderts nach Ztwd. ist und daß beide den alten indogermanischen Gedanken des ewigen Kampfes von Sonnenhelle und Nachtfinsternis, ins Sittliche und Metaphysische gewandt, wieder aufnehmen.

So hatte es das Christentum nicht leicht, sich in diesem vielfältigen Streit der Glaubensinhalte und Formen zu behaupten oder gar durchzusetzen. Außerdem litt es unter inneren Schwierigkeiten der dogmatischen Formulierungen, die in fast jedem Landesteil andere waren. Die kleinasiatischen und armenischen Unterkirchen gingen früh ihre Sonderwege, und die Neigung, das Göttliche wie eine philosophische Begriffswelt zu zergliedern und rational zu fassen, bzw. zu begründen, führte eher zu

neuen Auseinandersetzungen, als daß es die Konflikte beseitigt oder aufgelöst hätte.
Hier konnte nur die staatliche Gewalt Abhilfe schaffen, und nur durch diese, als Nachfolgerin der Macht des Römischen Reiches, hat das Christentum in der autoritären, vom Kaiser gewünschten und gebilligten Form des Nicäanischen Bekenntnisses den Sieg davongetragen, während alle anderen Religionsformen, auf sich selbst gestellt, in religiöser Freiheit gewachsen, allein ihre Glaubensinhalte vertreten und überzeugend darstellen mußten. Daher kommt es auch nicht überraschend, daß der erste Gegenschlag, der gegen das Christentum als Staatsreligion geführt wurde, eben von derselben Seite kommt, die das Christentum als Staatsreligion eingeführt und durchgesetzt hatte, nämlich vom Kaiser selbst.
Denn die inneren Antriebe, die seelischen und geistigen Bedürfnisse, welche die Antike befriedigt hatte, waren in aristokratischen Naturen noch nicht erloschen. Sie fanden in dem Augenblick eine Auferstehung und Wiedergeburt, wo ein Caesar Augustus sich ihrer annahm und sie noch einmal in den Rang des offiziellen Glaubens erhob.

61.

Kaiser Julian der Heide

Nach dem Tode des Konstantius, eines Nachfolgers Konstantins, wurde dessen Neffe, Flavius Claudius Julianus, 360 zum Caesar und 361 zum Alleinherrscher ausgerufen. Mit ihm war ein hochgebildeter, in den Traditionen der Antike erzogener Mann zum Kaiser gewählt, der sich schon in Gallien als Feldherr und Verwalter bewährt hatte. Sein Reich, das noch eine Einheit war, reichte von Spanien und Gallien bis nach Kleinasien und Rumänien. Er hielt amtlich den Kurs der Toleranz gegenüber allen Religionsformen aufrecht, machte aber der Begünstigung des Christentums ein Ende. Er war zu der Erkenntnis gekommen, daß der heidnische Glaube der Antike vornehmer, wesensentsprechender, humaner und kulturfördernder sei als die Lehren der Galiläer oder Christianer, wie man damals die Anhänger der neuen Verkündigung vom Heil der Welt und von der Erlösung durch Jesus Christus nannte.
In der berühmten Encycopädia Britannica wird diese Haltung folgendermaßen zusammengefaßt: (Bd. 13, S. 177 a ff)
„Julian war im Bekenntnis der christlichen Religion unterrichtet worden; aber er wurde früh vom Alten Glauben angezogen oder

vielmehr von der idealisierten Mischung von Heidentum und Philosophie, welche unter seinen Lehrern üblich war, den Rhetorikern. Die alte hellenische Welt hatte eine unwiderstehliche Anziehungskraft für ihn. Die Liebe für ihre Kultur war in Julians Geist verbunden mit der Treue zu ihrer Religion."

Besonders hatten den heranwachsenden Jüngling die Ausschreitungen und Plünderungen abgeschreckt und angewidert, welche die Christen da begingen, wo sie sich in der Mehrheit der Volksmassen fühlten. Da die christliche Mission nach Markus' Text der Bergpredigt erfolgte und sich an die Armen schlechthin wandte, hatten sich große Teile des großstädtischen Pöbels der neuen Lehre angeschlossen und benutzten jede Gelegenheit, sich an den schutzlosen heidnischen Heiligtümern des Alten Glaubens gütlich zu tun. Es war geplündert und geraubt worden, die Schätze gestohlen, die Weihgeschenke für die Götter entführt und zu barem Gelde gemacht, Tempel geschändet, Statuen von unermeßlichem Kunstwert umgestürzt und zertrümmert, jede Art von unwiderbringlicher Schönheit entstellt und verunreinigt. (Denn dies war ja alles in den Augen der christlichen Intoleranz Götzendienst und falscher Glaube.)

Dieses Treiben hatte Julian schon in Kleinasien beobachtet. Unter seinem Oheim Konstantin war es nicht besser geworden, und der junge, gebildete und von Schönheit und Harmonie träumende Schüler der Antike wünschte sich nur eins: den Alten Glauben wiederherzustellen und das Reich der Gerechtigkeit und Duldung, das Leben in echten Werten und Maßen zu erneuern, weil es ihm schien, er könnte es noch retten vor der heranbrausenden Flut der Niedrigkeit, Lebensfeindlichkeit und orientalischen Wundergläubigkeit, die sich in diesem vierten Jahrhundert aufgetan hatte.

Die Encyclopedia Britannica sagt hierzu, Bd. 13, S. 177 weiter:

In his reign Julian had already made a public avowal of paganism of which he had been a secret adherent at the age of 20... He issued an edict of universal toleration; but in many respects he used his imperial influence to advance the work of restoration.

In seiner Regierungszeit hatte Julian bereits ein öffentliches Bekenntnis zum Heidentum abgelegt, dessen heimlicher Anhänger er schon im Alter von 20 Jahren gewesen war... Er gab (nun) ein Edikt der allgemeinen Toleranz heraus; aber in vieler Beziehung benutzte er seinen Kaiserlichen Einfluß, um das Werk der Wiederherstellung (des Alten Glaubens) zu fördern.

Diese Äußerung eines englischen Gelehrten über Julian ist verhältnismäßig sachlich gehalten. Im allgemeinen wird dieser letzte heidnische Kaiser nicht gerade gerecht und wohlwollend von den christlichen Geschichtsschreibern beurteilt, was man auch nicht verlangen kann. Nur da, wo die Darstellung Julians allzusehr von der überlieferten Wahrheit abweicht, muß ein sachlicher und unvoreingenommenr Chronist Einspruch erheben gegen die Verzerrung des Bildes dieses großen idealistischen letzten antiken Geistes, der das Verderben erkannte, welches der Welt beschieden sein würde, wenn die Gesinnung der Intoleranz, des „allein-richtigen Glaubens" zur Parole in Europa würde. Die Geschichte hat seine Sorge und Furcht gerechtfertigt: es folgten tausend Jahre der gleichen „heidnischen" Kriege, der gleichen (und ewigen) egoistischen Gesinnung der „Menschheit" und, ob Christentum oder nicht, es blieb praktisch alles beim Alten, nur daß es noch ärger und auswegloser wurde durch die Anmaßung einer einzigen heiligen allgemeinen und glaubensrichtigen Kirche.
Auch die englischen Darsteller des Charakters und der Regierungszeit Julians können ihm nicht die Ehre verweigern, ein nach Gerechtigkeit strebender *edler* Mensch, der letzte Vertreter antiker Gesinnung auf dem Kaiserthron in Europa, gewesen zu sein.

62.

Julians Charakter und Regierung

Diese Wertschätzung wird ihm in der Beurteilung der Encyclopedia Britannica zuteil, wie auch in dem großen biographischen Werke des französischen Gelehrten Joseph Bidez: Julian (der Abtrünnige) deutsch bei Georg D. W. Callwey, München 1940. In der Enc. Brit. heißt es auf S. 178, Band 13, wie folgt:

In other respects Julian was no unworthy successor of the Antonines. Though brought up in a studious solicitude, he was no sooner called to the Government of Gaul than he displayed all the energy, the hardihood and the practical sagacity of an old Roman.
As he understood it, he was In temperance, self - control and zeal for the public - control

In anderer Beziehung war Julian kein unwürdiger Nachfolger der Antonier. Obwohl er in studiengefüllter Einsamkeit aufgezogen worden war, wurde er kaum in die Regierung Galliens berufen, als er alle Tatkraft, Kühnheit und praktische Weisheit eines alten Römers entfaltete.
Hinsichtlich der Mäßigung, Selbstbeherrschung und des Ei-

unsurpassed. To these Roman qualities he added the culture, literary instincts and speculative curiosity of the Greek. One of the most remarkable features of his public life was the perfect ease and mastery with which he associated the cares of war and statesmanship with the assiduous cultivation of literature and philosophy.	fers für das allgemeine Wohlergehen, wie er es verstand, war er unübertroffen. Diesen römischen Eigenschaften fügte er noch die Bildung, den literarischen Geschmack und die philosophische Wißbegier der Griechen hinzu.

„Einer der bemerkenswertesten Züge seines öffentlichen Lebens war die vollendete Leichtigkeit und Überlegenheit, mit welchen er die Sorgen um den Krieg und die Staatsführung mit der beharrlichen Pflege der Wissenschaften und der Philosophie verband."

Und bei diesem allen plante er ein gewaltiges Werk, nämlich die Wiedererrichtung der Religion der klassischen Antike in den Herzen der Römer und Hellenen, und er wäre gewiß der Mann gewesen, die jungen Germanenvölker zu verstehen und richtig zu behandeln, welche in religiöser Beziehung mit ihrer Duldsamkeit und ihrem Götterhimmel ihm weit näher standen als die kleinasiatischen Bischöfe mit ihren domatischen Streitereien um Wesen und Person Gottes und Christi. Er hat viel Spott über die christliche Lehre von der Sündenvergebung ausgegossen oder über die Methode der einfachen Leute, sich von allen Sünden gereinigt zu fühlen, wenn sie nur den Namen ihres „Erlösers" beschwörend aussprachen. Für uns sind seine kritischen Äußerungen über die christliche Lehre von größter Bedeutung, weil sie aus einer Zeitnähe stammen, die uns absichtlich und gezielt alles zu verbergen versucht hat, was es damals an Ablehnung des „Galiläertums" und des „Christentums" gab. Aber noch bedeutsamer sind uns seine positiven Bemühungen um die Erneuerung des Alten Glaubens, von denen das Werk „Die Religion in Geschichte und Gegenwart" III. Auflage, 3. Band, S. 1060 sagt:

„Er wollte vom Formelhaften zur Bewußtheit eines heidnischen Bekenntnisses gelangen, sein Fernziel war die Errichtung einer neuplatonisch bestimmten Heidenkirche."

Julian hat in einer berühmt gewordenen Schrift „Gegen die Christianer", auch „Gegen die Galiläer" genannt, seine Gründe für die Verwerfung des Christentums niedergelegt.
Die griechische Originalbezeichnung dieser Schrift ist: Katá Christianon, was der erstgenannten Formulierung (Gegen die

Christianer) entspricht. Mit dieser Fehdeschrift gegen das Christentum hat es eine eigene Bewandtnis. Sie ist verschwunden, wie so viele Quellen, die uns Aufschluß geben könnten, wie die damalige Zeit über die christliche Lehre und über die Verhaltensweise ihrer Anhänger gedacht und geurteilt hat. Wahrscheinlich ist die Schrift Julians die schärfste dieser Art gewesen. Sie muß der heiligen Kirche ein Greuel gewesen sein. Daher braucht es uns nicht wundern, daß sie abbhanden gekommen ist. Jedoch hatte sie einen solchen Widerhall in der damaligen gebildeten Welt erweckt, daß andere Autoren wie Ammianus Marcellinus und Libanius uns in ihren Kritiken und Gegenkritiken einige Teile der Originalschrift aufbewahrt und überliefert haben.

Bei dieser Gelegenheit soll noch einmal daran erinnert werden, daß die Geschichte der letzten tausend Jahre in Europa eine gefilterte Geschichte ist. Wir würden heute sagen, die Geschichtsschreibung ist „manipuliert", und das in einem Ausmaße, das nur dem Nicht-Christen völlig klar wird, weil er allein aus neuer und anderer Sicht die Lücken oder Entstellungen entdecken kann, die in dieser überprüften, genormten und gebilligten (von der Kirche gebilligten) Historienliteratur stecken. Es ist kaum zu ermessen, wieviel dem unbefangenen Historiker entgangen ist, nachdem das meiste gegen die Kirche und ihre Vertreter sprechende Material entweder beseitigt oder mit frommem Betrug (pia fraus) umgeschrieben und umgelogen wurde. So haben wir uns bei Julians Kampf gegen das Christentum mit Fetzen und Brocken, Bruchstücken und Überbleibseln abzufinden, aus denen seine eigenen Ansichten nicht im vollen Maße deutlich werden, wenn sie auch hier und da überzeugend hervorleuchten.

63.

Julian und die christliche Lehre

Julian betrachtet in seiner Schrift Katà Christianon die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments ebenso als Mythus und Legende (oder Märchen) wie die heidnisch-griechischen Erzählungen von Kronos, Zeus und Dionysos und vergleicht ihren Vernunftgehalt mit der altjüdischen Vorstellung Gottes. Es ist bezeichnend, daß der Kaiser und Philosoph auf die gleichen Mängel aufmerksam macht, die auch für uns Moderne der Bericht über Gottes Weisheit von Anfang an hat. Wir geben von dieser Kritik nur einige Teile, welche für uns von besonderem Interesse sind wieder, das sind die Schöpfungsgeschichte, Adam

und Eva und der Sündenfall. In der Ausgabe der Classical Library (Loeb) The Works of the Emperor Julian (III. Band, S. 325 ff.) steht folgende Betrachtung:

Compared with them the myths of Kronos, Zeus, and Dionysos) the Jewish doctrine how the garden was planted by God and Adam was fashioned by Him and next, for Adam, woman came to be. For God said, „It is not good that the man should be alone. Let us make him a help mate like him." Yet so far she was from helping him at all that she deceived him, and was in part the cause of his and her own fall from their life of ease in the Garden.

Vergleiche mit ihnen (den Mythen von Kronos, Zeus und Dionysos) die jüdische Lehre, wie der Garten geschaffen wurde von Gott, und Adam, von ihm geformt wurde und schließlich, wie das Weib entstand. Denn Gott sagte: „Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei. Laßt uns ihm eine Gehilfin schaffen wie er selbst." Aber sie war so weit entfernt davon, ihm überhaupt zu helfen, daß sie ihn betrog und zum Teil die Ursache war, daß er und sie ihr Leben der Bequemlichkeit im Paradies verloren.

This is wholly fabulous. For is it probable that God did not know that the being he was creating as a help mate would prove to be not so much a blessing as a misfortune to him who received her? Again, what sort of language are we to say that the serpent used when he talked with Eve? Was it the language of human beings? And in what do such legends as these differ from the myths that were invented by the Hellenes?

Dies ist gänzlich märchenhaft. Denn ist es wahrscheinlich, daß Gott nicht wußte, daß das Wesen, welches er gerade schuf, — als Gehilfin!? — sich nicht so sehr als Segen denn als Unglück für den erweisen würde, der sie annahm? Außerdem, welche Sprache sollen wir annehmen, die die Schlange gebrauchte, als sie mit Eva sprach? War es die Sprache menschlicher Wesen?
Und worin unterscheiden sich solche Legenden wie diese von den Mythen, die von den Hellenen erfunden wurden?

Moreover, is it not excessively strange that God should deny to the human beings whom he had fashioned the power to distinguish between good (s. 326) and evil? What

Überdies, ist es nicht äußerst seltsam, daß Gott den Menschen, die er erschaffen hatte, die Fähigkeit verweigert hätte, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden?

could be more foolish than a being unable to distingunsh good from bad?

Was könnte närrischer sein als ein Wesen, welches unfähig ist, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden?

Furthermore. their (der Juden) God must be called envious. For when he saw that the man had attained to a share of wisdom, that he might not, God said, taste of the tree of life, he cast him out of the garden, saying in so many words: „Behold, Adam has become as one of us, because he knows good from bad; and now let him not put forth his hand and take also of the tree of life and eat and thus live for ever.

Schließlich muß man ihren (der Juden) Gott **neidisch** nennen. Denn als er sah, daß der Mensch einen Anteil am Wissen erlangt hatte, daß er nicht vom Baum des Lebens essen durfte, warf er ihn aus dem Garten Eden und sagte in so vielen Wendungen: „Siehe, Adam ist einer von uns geworden, da er gut von böse scheiden kann; und nun laß ihn nicht seine Hand ausstrecken und auch von dem Baum des Lebens essen und so für immer leben."

Die erste Kritik Julians richtet sich in diesem Abschnitt gegen die Unlogik und Unvernunft Gottes, einen Menschen zu schaffen, der nicht, wie er es wollte, eine Gehilfin und beste Gefährtin des Mannes ist, sondern sein und ihr Verderben zugleich. Die Frage, warum Gott dies „zugelassen" oder „gewollt" hat, ist berechtigt. Sie bleibt offen, weil es keine Antwort darauf gibt als die, daß Gott n i c h t allmächtig ist, oder die andere (die im Grunde dasselbe bedeutet), daß er das nicht fertig bringt, was er selber beabsichtigt hat. Heute wird auch diese Erklärung wegerklärt: Gott habe mit Absicht die Menschen so geschaffen, wie er sie nun mal geschaffen hat, um sie zu prüfen. Aber auch dann hätte er wissen müssen (denn er ist ja allmächtig!), daß sie so handeln würden, wie sie gehandelt haben.

Alle diese Wegerklärungsversuche führen zu nichts. Sie sind heute wie damals (360 nach Ztwd.) durchschaut als Gespinste der orientalischen Fantasie, sich einen Gott vorzustellen, der unvorstellbar ist; Versuche, die sogenannte „Sünde" zu erklären, — nachdem man diesen Begriff erst geschaffen hat; Versuche, das Böse im Menschen als fahrlässigen Abfall von „Gottes Geboten" zu deuten, wo doch dieses in uns allen steckende Element des Menschlichen und Wesenhaften überhaupt nichts anderes ist als ein Rest unentwickelten Lebensdranges, eines im Rahmen einer jeglichen Gemeinschaft nicht zu befriedigenden Urverlangens nach Mehr-Wissen oder Eigen-Kraft, nach Macht über andere oder Trieb, sich auszuleben, ganz abgesehen von

den Folgen für sich oder andere Mitglieder der humanen Gemeinschaft. Schließlich gibt es noch die Möglichkeit, das Urböse in uns als einen Versuch, als ein Experiment der Entwicklung aus dem Tierreich zu betrachten, um auszuprobieren, zu welchen Resultaten es wohl führen könnte. Auch der Begriff krankhafte oder Fehlentwicklung wäre, evolutionsmäßig gesehen, hier möglich. Aber es im Rahmen der altjüdischen Schöpfungsgeschichte zu betrachten und diese Lösung als die gelungenste anzusehen, wäre eine Selbstaufgabe europäischer Geisteshaltung. Wir haben uns als Früheuropäer zwar auch unsere Götter als vielfältig und zum Teil auch zwiespältig vorgestellt (Wodan z. B.), haben aber nie geleugnet, daß sie vielfältig und zwiespältig *sind*, eben weil sie Kräfte des Lebens darstellen, die nicht in das logische Schubfach passen. Aber man kann nicht in einem behaupten, daß Gott allmächtig und weise ist, und dann solch eine Geschichte von Gott erfinden, welche das Gegenteil von Weisheit und Allmacht klarlegt und diesen Schöpfer zu einer Farce macht.

64.

Julian fragt:
Warum gab Gott (der Altjüdische) nicht den Menschen die Fähigkeit, Gut und Böse zu unterscheiden?

Dies ist die zweite Frage, die Julian hier stellt. In der Tat bleibt diese Frage ungelöst. Wenn Gott nämlich allmächtig ist, allgütig und allweise, — wie es die Bibel annimmt und voraussetzt, dann hätte er ein so unvollkommenes Geschöpf nicht schaffen können und dürfen. Und wenn er es nun — aus irgendeinem anderen Grunde, den wir hier nicht erkennen können, — doch so gemacht hätte, einen so kümmerlichen Menschen (sein eigenes Werk!) ohne rechten Verstand und ohne Urteilskraft zu schaffen, dann hätte er doch wissen müssen, daß dieses Wesen prompt das ihm Naheliegende, im Sinne Gottes „*Falsche*", wählen würde. Dafür hätte er es aber dann nicht strafen können, denn er straft damit je sein eigenes Werk, das er selber unvollkommen gemacht hat. — Wir sehen also, aus der Zwangslogik, die sich hier ergibt, kommt man nicht heraus, ohne an dem allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gott zu zweifeln.
Am Rande sei noch bemerkt, um auf einen Einwand einzugehen, der im volkstümlichen Gespräch — nach priesterlicher Nahelegung — oft gemacht wird, daß die Ausflucht, Gott habe den Menschen *prüfen* wollen, eben so töricht ist wie die Tatsache, daß der Mensch unter der Schöpferhand Gottes leider

ein recht törichtes Produkt geworden ist. Denn Gott mußte ja im voraus wissen, wie sein dummes Geschöpf reagieren würde. Wozu soll er es da noch prüfen, wenn das Ergebnis der Prüfung im voraus zu erkennen ist: nämlich „Prüfung nicht bestanden". Dasselbe Geschöpf dann aber mit so harten und ungerechten Strafen zu belegen, Ausstreibung aus dem Paradies und, nach altjüdischer Vorstellung: der fast ebenso schlimmen, nämlich arbeiten zu müssen, — (Mit Schweiß sollst du dein Brot verdienen!), diese Verhaltensweise verdient nicht, göttlich, gottähnlich oder gott-angemessen genannt zu werden, sie ist eher ungerecht, unbegründet und unmenschlich zu nennen.

Jedoch gibt es für den Erfinder dieser Geschichte eine Erklärung: Er hat dieses Gottesbild und diese Paradies-Geschichte ganz einfach nach der üblichen Tradition seiner Zeit und seines Volkes geschaffen: Und damals war „GOTT" ein Begriff, ein Machtbereich, eine Über-Vorstellung des menschlichen Gehirns, welche das „Nicht-Menschliche", das „Nicht-Verstehbare" das „Nicht-Logische" schlechthin ausdrückte. Also konnte man auch dem (selbstgeschaffenen) Gottesbilde alle möglichen und unmöglichen Eigenschaften zusprechen und andichten, die über alles Verstehbare, sinnvoll-Zusammenhängende hinausgingen, das Unsinnige schlechthin und überhaupt. So ist dieser altjüdische Gottesbegriff des Alten Testaments die Summe alles für den Menschen nicht Faßbaren, für seinen Verstand nicht Erklärbaren, für sein Gefühl über jedes Gültige Hinausgehenden und für seine Urteilskraft nicht mehr Zugänglichen, er ist die verkörperte Übervernunft, zugleich Unvernunft und Außerhalb-aller-Vernunft. Daher rührt wohl noch der späte Nachklang im Neuen Testament von Gott als „Über aller Vernunft" stehend, was dann freilich jede menschliche Aussage, jede logische Verbindung des Denkens und Folgerns ausschließen, aber auch jede Forderung hinsichtlich der menschlichen Haltung zwecklos, sinnlos, vergeblich und überflüssig machen würde. Wenn man zu einem Gott gelangt, der jenseits aller Logik (das heißt jeder Faßbarkeit des Denkens und Folgerns) steht, dann hebt sich dieser Gott für den Menschen von selbst auf. Er ist das absolut sinnlose Herrschen der Unvernunft im All geworden.

Julian hat den Ansatz zu dieser nicht-sinnhaften Formulierung Gottes im Alten Testament empfunden. Schade ist, daß wir eine gründliche Ausführung hierüber von ihm nicht erhalten haben.

65.

Julian sagt: Gott ist neidisch

Im dritten Abschnitt (S. 327, Zeile 11, ff.) sagt Julian, daß man Gott „neidisch" nennen muß. Denn er fügt hinzu: „Adam ist einer von uns" — (von den Göttern!) „geworden, da er gut von böse scheiden kann", und dies darf nach Gottes Wort und Willen nicht sein. — Nicht umsonst heißt der Baum des Lebens auch der Baum der Erkenntnis, und der davon ißt, wird „sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Das aber will Gott auf keinen Fall zulassen, und doch gelingt es Adam, vom Baume zu essen, weil Eva offensichtlich gegen Gottes Befehle handeln *kann*, was bei einem so unvollkommenen Geschöpf eigentlich gar nicht angehen könnte. Aber hier, in dem Wirrsal aller menschlichen Logik, ist eben alles möglich. Der Gott aber, welcher nicht zulassen will, daß dem Menschen *Erkenntnis* wird, ist in Wahrheit ein *böser* Gott, denn Erkenntnis ist das höchste Streben der Menschheit, das diese vom Tier unterscheidet, ebenso wie die Gabe, zu wissen, was gut ist und was schlecht ist. Wenn Gott also dem Menschen, den er selbst „nach seinem Bilde" geschaffen hat, die Erkenntnis verweigert und ihn am liebsten im tierischen Zustande des bloßen Instinktes verbleiben lassen will, dann wissen wir überhaupt nicht mehr, was wir von einem solchen Gottesbild halten sollen. Ein auf die Menschen neidischer Gott, wie er hier geschildert wird, ist ein Klein-Dämon der Vorzeit, aber kein schöpferisches Sinnbild letzter kosmischer Größe, Weisheit, Überlegenheit und Einsicht. Auch dies hat Julian empfunden, wenn er diese Gottesvorstellung mit den überlieferten altgriechischen verglichen hat und dabei herausfand, daß die sogenannten „heidnischen" Götter alle noch vernünftiger, überschaubarer, verständlicher, liebevoller und im Charakterbild geordneter waren als diese alttestamentarische Schöpferfigur des Widerspruchs, der inneren Gegensätze, des Neides, der Kleinsucht und der Hilflosigkeit gegenüber seinen von ihm geschaffenen Wesen.

66.

Julian gegen die Christianer

But now it has come to pass that like leeches you have sucked the worst blood from that source and left the purer.

Aber nun ist es geschehen, daß Ihr wie Blutegel das schlechteste Blut aus jener Quelle gesaugt habt und das reinere im

Yet Jesus who won over the least worthy of you, has been known by name for but little more than three hundred years: and during his lifetime he accomplished nothing worth hearing of, unless anyone thinks that to heel crooked and blind men and to exorcise those who were possessed by evil demons in the villages of Bethsaida and Bethany can be classed as a mighty achievement.

Stich gelassen. Aber Jesus, der den Geringsten von Euch für sich gewonnen hat, ist für wenig mehr als dreihundert Jahre dem Namen nach bekannt geworden, und während seiner Lebenszeit vollbrachte er nichts, was des Hörens wert gewesen wäre, falls nicht jemand glaubt, daß Kranke zu heilen und Blinde sehen zu machen und den Teufel aus denen auszutreiben, die von bösen Geistern besessen sind, — in den Dörfern Bethsaida und Bethania — daß das als ein großartiges Werk zu bezeichnen sei.

As for purity of life you do not know whether he so much as mentioned it; but you emulate the rages and the bitterness of the Jews, overturning temples and altars, and you slaughtered not only those of us who remained true to the teachings of their fathers, but also men who were as much astray as yourselves, heretics, because they did not wail over the corpse in the same fashion as yourselves.

Und was nun die Reinheit des Lebens anbetrifft, wißt Ihr nicht einmal, ob er so etwas überhaupt e r w ä h n t hat; aber Ihr wetteifert mit dem Wüten und der Erbitterung der Juden, indem Ihr Tempel und Altäre umstürzt, und Ihr habt nicht nur diejenigen von uns („Heiden") abgeschlachtet, welche den Lehren ihrer Väter treu blieben, sondern ebenso Menschen, die ebenso viel vom Wege abirrten wie Ihr selbst, Ketzer, weil sie nicht ebenso viel jammerten über den Leichnam wie Ihr selbst.

(The Works of the Emperor Julian III, S. 377, London William Heinemann)

Um diese Stelle zu verstehen, muß man einiges ergänzen, was hier ungesagt mitschwingt, was aber jedem Zeitgenossen Julians bekannt war. Der Kaiser und Philosoph wendet sich gegen die Sekte der Christianer, die seit Konstantin bevorzugt worden war und praktisch einen großen Teil der öffentlichen Macht darstellte, indem er ihnen vorwirft, sie hätten aus Jesu Lehre nur das Schlechteste aufgenommen und auch aus dem alten Judentum nur die minderwertigen Züge entlehnt und verwen-

det. Alles Gute und Reine aber dieser Vorgänger und Vorbilder hätten sie im Stich gelassen. Und von Jesus sagt er, daß bei ihm keine Reinigungsgebote zu finden seien, wie sie damals in der ganzen heidnisch-antiken Welt üblich waren. Sonst wisse man nichts von dem Gründer der Sekte zu sagen, als die im Orient üblichen Erzählungen von Blinden-Heilungen und Kranken-Gesundmachen, von Teufelsaustreibungen, wie sie als großartiges Werk kaum zu bezeichnen wären. Obwohl nun die Christianer nichts Gescheites von ihren Vorgängern gelernt hätten, so seien sie doch ebenso unduldsam und erbittert gegen andere Religionen und deren Heiligtümer und rissen Tempel nieder und stürzten Altäre um, schlachteten sogar ihre Gegner — die religiös Andersdenkenden — ab, die nichts weiter getan hätten, als den Gesetzen ihrer Väter und Ahnen treu zu bleiben, und desgleichen diejenigen, welche auch nur vom Wege der allgemeinen Religionsauffassung abgewichen seien wie Sie selbst.
Das ist ein vernichtender Spruch. Und dies zu einer Zeit, welche uns das Christentum gerade erst im Anfang seiner allgemeinen „Gültigkeit" und Geltung zeigt, kurz nach dem Tode Konstantins, der der Sekte der Christen die Macht des Staates lieh, welche sie derart und sofort zur Unduldsamkeit mißbrauchten.
Dieses Letztere ist das Schlimmste. Ein Glaube, der nach den Aussagen seiner Verkünder und Schriftgelehrten eine neue höhere Sittlichkeit bringen sollte, Menschenliebe, Achtung des Nächsten und Duldung anderer religiöser Auffassungen, entartet bereits in den ersten Jahrhunderten, ja, kaum nach der Gewinnung staatlichen Einflusses. Er übt nunmehr nicht die Gebote aus, die ihn sein Gründer angeblich gelehrt hat, sondern wendet sich mit Raub und Brand, Zerstörung und Totschlag gegen diejenige Kultur, die er vorfindet und aus der er selber kommt. Haßgefühle des bisher Unterdrückten, Pöbelgefühle gegen eine vornehme Lebensauffassung, Unverständnis gegenüber den herrlichen Denkmälern der Schönheit und Gottesverehrung anderer, Schändung der Heiligtümer und Diebstahl der großen Schätze, die als Opfergaben überall aufgehäuft waren, sind als Antriebe und Tatsächlichkeiten zu erkennen, und wir verstehen es mit Trauer, daß ein großer Dichter unseres deutschen Volkes in einem seiner letzten Werke sagte:

> „Weh! auf des Syrers Gebot
> stürzte die Lichtwelt in Nacht!"
> (Stefan George, Das Neue Reich Hyperion, S. 16)

Dafür ist Julian selbst Zeuge gewesen. Er hat den Aufstand der christlichen Unterwelt erlebt, welcher so viele herrliche Bauten und Kunstwerke, die schönsten Statuen der Welt, vernichtet hat, ein Kulturerbe Europas, das unwiderbringlich dahin ist und

dessen traurige Reste wir nun zusammenstückeln, um einen schwachen Abglanz von dem zu erhalten, was einst leuchtende Wirklichkeit, alltäglicher Gegenstand innigster Verehrung war, ständige Atem-Luft einer antikischen Lebensführung, die nun dem düsteren Sündenbewußtsein einer gequälten und mit sich nicht einigen Menschenseele wich.
Dies waren die Anblicke, welche den jungen Kaiser Julian zu dem Entschlusse hinführten, das eben noch Geglaubte, eben noch Gelebte wiederzuerwecken, zu erneuern und ins Dasein zurückzurufen.

67.

So waren alle Christen, die ersten wie die letzten, — sagt Julian

Die vorher geschilderten schlechten Sitten, die Raubgier und Unduldsamkeit, Zerstörungswut und der Haß gegen die hohe Kultur der anderen, — das hatten die Christianer allein gelernt von den Hebräern, sagt Julian, S. 391 ff. des angegebenen Textes:

This, in fact, is the only thing that you have drawn from this source; for in all other respects you and the Jews have nothing in common. Nay, it is from the newfangled teaching of the Hebrews that you have seized upon this blasphemy of the gods who are honoured among us; but the reverence for every higher nature, characteristic of our religious worship, combined with the love of the traditions of our forefathers, you have cast off... But to tell the truth, you have taken pride in outdoing our vulgarity... and you thought that you must adapt your ways to the lives of the baser sort, shopkeepers, taxgatherers, dancers and libertines.

Dies ist in der Tat die einzige Sache, die Ihr aus dieser (der jüdischen) Quelle entnommen habt; denn in allen anderen Hinsichten habt Ihr und die Juden nichts gemeinsam. Nein, es kommt von den neuerungssüchtigen Lehren der Hebräer, daß Ihr auf diese Verächtlichmachung der Götter verfallen seid, die unter uns geehrt werden; aber Ihr habt die Ehrfurcht für jede höhere Natur, die bezeichnend für unsere religiöse Verehrung ist, verbunden mit der Liebe zu den Überlieferungen unserer Vorfahren, weggeworfen...Aber, um die Wahrheit zu sagen, Ihr habt Euren Stolz dareingesetzt, unsere Gewöhnlichkeit noch zu übertreffen, und Ihr habt gedacht, Ihr müßtet Eure Lebensart der Lebensart der niederen Bevölkerung anpassen, den Händlern, Steuer-Eintreibern, Tänzern und Wüstlingen.

Hier offenbart sich bei Julian ein Zug in der Ablehnung der Christen-Sekte, den später Friedrich Nietzsche besonders hervorgehoben hat: Die Vertreter dieses frühen Christentums sind g e w ö h n l i c h, gemein, ungebildet, pöbelhaft. Sie sind u n v o r n e h m, und das ist es, was der aristokratische Kaiser, der hochgebildete Kenner der antiken Philosophie und Ethik, verabscheut und was er den Christen nicht vergeben kann, gemein und gewöhnlich zu sein und weder Bildung noch vornehme Haltung, weder Duldung anderer noch Ehrfurcht vor ihren Heiligtümern zu haben. Mit Recht hebt Julian hervor, daß die antike Sittlichkeit in der Achtung und Duldung der religiösen Vorstellungen anderer Menschen, auch Völker und Kulturen, ihren besonderen und sie heraushebenden hohen Gesittungswert aufweist. Aber nichts davon haben die Christen. Das hat Paulus selbst gesagt, fährt Julian fort:

But that not only the Galilaens of our earliest time, those who were the first to receive the teaching from Paul, were men of this sort, is evident from the testimony of Paul himself in a letter addressed to them. For unless he actually knew that they had committed all these disgraceful acts, he was not, I think, so impudent as to those men themselves concerning their conduct in language for which... he ought to have blushed.

Aber daß nicht nur die Galiläer unserer Tage, sondern auch alle jene der frühesten Zeit, diejenigen, welche die ersten waren, die Lehre des Paulus zu empfangen, Menschen dieser Sorte (s. o.) waren, geht aus dem Zeugnis des Paulus selbst in einem Briefe hervor, den er an sie richtete. Denn wenn er nicht wirklich wußte, daß sie alle jene entehrenden Taten begangen hatten, dann wäre er nicht so unverschämt gewesen, jenen Leuten selbst über ihre Lebensführung zu schreiben, und zwar in einer Sprache, wegen der er hätte erröten müssen.

But the following are the very words that Paul wrote concerning those who had heard his teaching, and were addressed to the men themselves: „Be not deceived neither idolators, nor adulterers, nor effeminate, nor abusers of themselves with men, nor thieves, nor covetous, nor drunkards, nor revilers, nor

Aber die folgenden sind die wirklichen Worte, welche Paulus schrieb, diejenigen betreffend, welche seine Lehre gehört hatten, und sie wurden an die Menschen selbst gerichtet: „Irret Euch nicht: weder Götzendiener noch Ehebrecher noch Weichlinge, weder Homosexuelle noch Diebe, noch Lüsterne, weder Trunkenbolde noch

extortioners, shall inherit the kingdom of God. And of this ye are not ignorant, brethren, that such were you also. . ." And baptism does not take away his leprosy from the leper, or scabs, or pimples, or warts, or gout, or dysentery, or dropsy, or a witlow, in fact no disorder of the body, great or small, nor shall it do away with adultery and theft and in short all the transgressions of the soul?

Schimpflinge noch Erpresser werden das Reich Gottes erben. Und über diese Dinge seid Ihr nicht unwissend, meine Brüder, daß Ihr auch solche seid. Und die Taufe nimmt dem Aussätzigen nicht seinen Aussatz fort, oder Krätze oder die Blattern oder Warzen oder Gicht oder Ruhr oder Wassersucht oder die Klauenseuche, — tatsächlich, sie nimmt keine Krankheit des Körpers hinweg, groß oder klein, noch wird sie ein Ende machen mit Ehebruch und Diebstahl und kurzgesagt, mit irgend einer Schande der Seele.

Julian sagt mit dieser Zitierung des Paulus, daß dieser seine christlichen Brüder wohl kannte. Er kannte sie als Götzenanbeter, das heißt, sie sicherten sich noch durch die Anbetung anderer Götter, denn man konnte ja nie wissen, welcher von den Göttern der stärkere, bessere, helfendere sein würde, weil dies in dem Gewimmel der damaligen Gottheiten noch nicht entschieden war.
„Rückversicherer", die nach jeder Seite hin sich die Gunst erhalten wollten, gab es also schon damals, auch unter den Christen, die angeblich den einzig richtigen Gott hatten. Aber auch Ehebrecher und Lüstlinge, Homosexuelle und Trunkenbolde waren unter der großen Anzahl derer, die Paulus ansprach. Erpresser, Schmähsüchtige und Diebe fehlten nicht: kurz, es war eine Blütenlese schöner Gestalten, welche die damaligen christlichen Gemeinden bevölkerten. Natürlich werden auch ordentliche Leute und anständige Bürger unter ihnen gewesen sein. Doch findet es Paulus nötig, die Untugenden und Laster seiner Glaubensbrüder besonders anzusprechen, er wird wissen, warum er soviel Eifer diesen Vertretern gewidmet hat.
Nun droht Paulus allen diesen, läßt ihnen aber in Hinblick auf die Güte und Gnade Gottes die Pforte offen, ihr Leben zu ändern und doch noch Kinder Gottes zu werden, falls sie Barmherzigkeit bei dem Vater im Himmel finden.
Der Katalog der Asozialen und Untermenschlichen könnte kaum größer sein, als ihn Paulus hier gibt. Für Julian waren die Gemeinden des Herrn Jesus daher wahrlich keine leuchtenden Beispiele eines sauberen, vornehmen, staatsbürgerlichen und menschlichen Wandels.

68.

Julian über die Herkunft Jesu

For the words „A prophet shall the Lord your God raise up unto you of your brethren, like unto me; to him shall ye harken", were certainly not said of the son of Mary. And even though, to please you, one should concede that they were said of him, Moses says that a prophet will be like him and not like God, a prophet like himself and born of men, not of a god. And the words „The sceptre shall not depart from Judah, nor a leader from his loins" were most certainly not said of the son of Mary, but of the royal house of David, which, you observe, came to an end with king Zedekiah. And certainly the Scripture can be interpreted in two ways when it says „until there comes what is reserved for him"; but you have wrongly interpreted it „until he comes for whom it is reserved". But it is very clear that not one of these sayings relates to Jesus; for he is not even from Judah.

How could he be when according to you he was not born of Joseph but of the Holy Spirit? For though in your genealogies you trace Joseph back to Judah, you could not invent even this

Denn die Worte: „Einen Propheten wird der Herr Dein Gott aus Deinen Brüdern erstehen lassen, wie für mich, auf ihn sollt Ihr hören", waren ganz gewiß nicht über den Sohn Marias gesagt. Und selbst wenn man, um euch einen Gefallen zu tun, zugestehen würde, daß sie von ihm gesagt seien, sagt Moses, daß der Prophet ihm selbst gleich sein wird und nicht gleich Gott, ein Prophet wie er selbst und von Menschen geboren, nicht von Gott. Und die Worte: „Das Zepter soll nicht fort von Juda gehen, noch soll ein Führer aus seinen Lenden kommen" wurden ganz gewiß nicht vom Sohne Marias ausgesagt, sondern vom königlichen Hause Davids, welches, wie Ihr wißt, mit König Zedekia endete. Und sicherlich kann die Schrift auf zwei Arten ausgelegt werden, wenn sie sagt: „Von dort kommt, was für ihn vorbehalten ist"; aber ihr habt es falsch ausgelegt: „Von da er kommt, für den es vorbehalten ist". Aber es ist ganz klar, daß sich nicht einer dieser Aussprüche auf Jesus bezieht; denn dieser stammt nicht einmal aus Juda. Wie könnte er das sein, wenn er nach euch selbst nicht von Joseph gezeugt ward, sondern vom Heiligen Geist? Denn obwohl Ihr in Euren Stammbäumen Joseph auf Judah zurückführt, konntet Ihr nicht einmal

plausibly. For Matthew and Luke are refuted by the fact that they disagree concerning this genealogy. (See: Matthew 1, 1—17 and Luke 3, 23—38) But granted that he really is „a sceptre from Judah", then he is not „God born of God", as you are in the habit of saying, nor is it true that „all things were made by him; and without him was not any thing made". But, say you, we are told in the Book of Numbers also: „There shall arise a star out of Jacob, and a man out of Israel." It is certainly clear that this relates to David and to his descendants; for David was a son of Jesse.

dies glaubwürdig nachweisen. Denn Matthäus und Lukas werden durch die Tatsache widerlegt, daß sie hinsichtlich seines Stammbaumes nicht übereinstimmen. (Siehe: Matth. 1, 1—17 und Lukas 3, 23—38)
Aber, selbst angenommen, daß daß er wirklich „ein Zepter von Juda" ist, dann ist er nicht „Gott, von Gott geboren", wie Ihr zu sagen pflegt, noch ist es wahr, daß alle Dinge von ihm gemacht" sind; und daß ohne ihn kein einziges Ding gemacht wurde. Aber, sagt Ihr, uns wird in dem Buch Numeri auch verkündet: „Es ist völlig klar, daß sich dieses auf David und auf seine Nachkommen bezieht; denn David war ein Sohn von Jesse."

In dem hier gegebenen Text (The Works of the Emperor Julian with an English Translation by Wilmer Cave Wright. Ph. D., London: William Heinemann, New York: G. P. Putnams Sons, III. Ban, S. 395/397) beschäftigt sich Julian einmal mit den Weissagungen aus dem Alten Testament, die auf Jesus hinweisen sollen, und zum andern mit der Herleitung des Stammbaums von Joseph-Jesus bis auf das Haus David.
Im ersten Falle weist er nach, daß die Worte „Einen Propheten wird Gott aus deinen Brüdern erstehen lassen" keineswegs auf Jesus hindeuten und daß eine solche Auslegung völlig willkürlich und in keiner Weise zwingend ist. Sollte man dies aber doch annehmen wollen (um den Christen einen Gefallen zu tun), dann muß man — wiederum im Gegensatz zur christlichen Lehre — annehmen, daß dieser Sproß Davids nicht von Gott abstammt, also nicht der Sohn Gottes ist, sondern eben aus der natürlichen Stammbaumlinie der Geschlechter Israels. Dann weist Julian noch auf die Auslegungskunststücke hin, welche die Christen mit der Inanspruchnahme Jesu aus dem Hause Davids vollbracht haben, wenn sie ein kleines Wort (e r kommt) einfügten, welches die Herkunft Jesu mit der Prophezeiung als sicher verbinden sollte.
Julian hat hier also die gleichen Mängel, Ausdeutungen und Verfälschungen entdeckt, welche die spätere Theologie eben-

falls festgestellt hat. Das Altertum war sich über die Zweideutigkeit, Vieldeutigkeit und Falschdeutung der Prophzeiungen ebenso klar wie die Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts. Wir haben nicht viel seitdem an Neuem gelernt und erfahren, aber die Kirche hat trotz aller Gegenbeweise und aller Wahrscheinlichkeiten, die gegen ihre „Erklärungen" sprachen, ihr Feld behauptet. Man sieht, daß solcher Glaube mit wissenschaftlicher Erkenntnis und Wahrheit nichts zu tun hat: er ist und bleibt der reine Wunderglaube des Orients, gestützt auf nichts als Annahmen, Ausdeutungen und unbeweisbare Voraussetzungen.

69.

Julian und die beiden Stammbäume Jesu

Im zweiten Falle weist Julian auf die beiden verschiedenen Stammbäume hin, die von Matthäus (1, 1—17) und Lukas (3, 23—38) berichtet werden. Diese beiden Stammbäume scheinen aus ganz verschiedenen Quellen zu stammen. Deshalb wollen wir uns noch einmal zurückgreifend selbst mit ihnen beschäftigen. Und zwar geben wir links den Text von Matthäus, der von Abraham bis Joseph läuft, während rechts der Text nach Lukas steht, der von Joseph (also zeitlich in umgekehrter Folge) bis zu Adam läuft. Man sieht auch hier, daß es Lukas viel besser kann als Matthäus, denn er bringt es fertig, Jesus vom Heiligen Geist bis zu Gott zurück zu verfolgen, eine Leistung, die größte Anerkennung abnötigen muß, wo es doch schon schwer genug war, ein paar Jahrhunderte die jüdische Geschichte zurückzuverfolgen.

Matthäus 1, 1—17: Und zwar fangen wir bei Vers 17 an und gehen zurück bis Abraham:

17 Alle Glieder von Abraham bis David sind vierzehn Glieder. Von David bis auf die babylonische Gefangenschaft sind vierzehn Glieder. Von der babylonischen Gefangenschaft bis auf das Christentum sind vierzehn Glieder.

16: Jakob zeugte Joseph, den Mann Marias, von welcher ist geboren Jesus, der da heißt Christus.

15: Eliud zeugte Eleasar. Eleasar zeugte Matthan. Matthan zeugte Jakob.

Lukas 3, 23—38:

Und Jesus war, da er anfing, ohngefähr dreißig Jahre alt, und ward gehalten für einen Sohn Josephs, welcher war ein Sohn Elis.

24: Der war ein Sohn Matthats,
der war ein Sohn Levis,
der war ein Sohn Melchis,
der war ein Sohn Jannas,
der war ein Sohn Josephs

Hier müssen wir einen Augenblick anhalten und die verschiedenen Aussagen über den heiligen Stammbaum betrachten. Nach Matthäus ist Jakob der Großvater Jesu (wenn man so sagen darf); nach Lukas hat der Großvater schon einen anderen Namen, nämlich Eli. Nach Matthäus ist nun der Urgroßvater Jesu Matthan. Nach Lukas ist Jesu Urgroßvater Matthat. Nehmen wir an, dies sei noch derselbe wie der Matthan des Matthäus. Bei Matthäus ist der Urgroßvater Jesu Elesar. Bei Lukas ist der Urgroßvater Levi.
Wir sehen, daß schon hier mehrfach die Stammbäume, bzw. Namen und Personen auseinandergehen. Schon in der zweiten Generation weichen die Großväter-Namen von einander ab. In der dritten Generation heißt es bei Matthäus Matthan, bei Lukas Matthat, was dasselbe sein dürfte, dann kommt bei Matthäus Eleasar, während bei Lukas Levi folgt. So haben wir bei Lukas bereits zwei Abweichungen in der zweiten und vierten Generation, während merkwürdigerweise in der dritten eine Namensähnlichkeit auftaucht. Es ist, als ob der vom Heiligen Geist inspirierte Schreiber der Texte (oder zwei Schreiber?) die Vorlagen durcheinandergebracht haben.

Aber hören wir noch die nächsten Geschlechterfolgen weiter an:

Matthäus 1, 14:

Asor zeugte Zadok. Zadok zeugte Achim. Achim zeugte Eliud.
1, 13: Serubabel zeugte Abiud. Abiud zeugete Eliakim. Eliakim zeugete Asor.

Lukas: 3, 25:

Der war ein Sohn des Mattathas, der war ein Sohn des Amos, der war ein Sohn Eslis, der war ein Sohn Nanges.

Von der vierten Generation an weichen die Stammbäume der beiden Kronzeugen für Jesu Herkunft (oder besser: Josephs Herkunft) voneinander ab. Von der vierten bis zur 26. Generation braucht es bei Matthäus 22 Geschlechterfolgen, um zu David zu gelangen, während bei Lukas vierzig Geschlechterfolgen geboten werden, um zu David zu kommen. Nun tritt etwas Seltsames ein: Von David bis Abraham laufen jetzt die angegebenen Namen gleichlautend fort. Hier hat also der jüngere Lukas offensichtlich dieselbe Überlieferung (Handschrift?) benutzt wie Matthäus. Dann aber hört bei diesem der Stammbaum auf, während er bei Lukas (der immer alles besser weiß und fabulierend ausschmückt) noch zwanzig weitere Generationen angeboten werden, um bis zu Adam und Gott zu kommen. Damit ist dann bei ihm Jesus' Abkunft genau auf den lieben Schöpfergott hingeführt, von dem er ausgegangen ist.

Aber inzwischen ist etwas sehr Unangenehmes geschehen: David, der große König der Juden, hat seines Feldhauptmannes Uriah Frau mit Gewalt oder Überredung genommen, während der Herr Gemahl im Felde abwesend war (dorthin hatte ihn sein König geschickt!) und hat mit ihr den weisen Salomo gezeugt, also auch einen Urahnen Jesu. Diese Ehebruchsgeschichte ist kein feines Stück in dem Familienstammbaum des Sohnes Gottes, und man weiß nicht recht, wie die christliche Überlieferung mit solchem sittlichen Mißstand in dem von Gott eingegebenen heiligsten Buch der Welt fertig wird. Wir vermerken diesen Fehltritt Davids hier nur, da wir nicht wissen, was sonst noch alles in der rauhen Folge dieser Stammbäume geschehen ist. Es dürfte kaum die einzige unsittliche Geschichte sein, die im Kreise der vielen Frauen und Nebenfrauen der Stammväter Jesu passiert ist.

Jedoch müssen noch manche andere Fragen im Anschluß an die doppelte Stammbaumüberlieferung gestellt werden. Der Kaiser Julian wußte um diese Problematik, und auch der moderne Forscher kann an ihr nicht vorübergehen.

70.

Josephs Stammbaum ist nicht Jesu Stammbaum

Es ist eigentlich unbegreiflich, warum sich Matthäus und Lukas so große Mühe gemacht haben, einen Stammbaum für Joseph-Jesus herauszufinden, der bis Abraham oder bis Adam und Gott zurückführt. Denn Jesu Stammbaum endet ja bereits bei Maria. Sie war Jungfrau — nach christlicher Lehre — als sie Jesus gebar, und ihr Sohn stammt nicht von Joseph ab, der sie nicht „erkannt" hatte, bevor sie das erste Kind bekam. Die Kirchenlehre von der Jungfräulichkeit und „unbefleckten" Empfängnis der Maria verbietet einen anderen Gedanken als den, daß Jesus vom „Heiligen Geist" empfangen, das heißt doch: von diesem auf unirdische Weise gezeugt wurde. Damit ist aber jeder weitere Stammbaum für Jesus überflüssig, ja eigentlich eine Entweihung und Verleugnung der Lehre von der Taube, die herabkam und Maria die Empfängnis vermittelte. Josephs Stammbaum ist also völlig überflüssig und unerheblich, und es muß auf einem Irrtum der Federführer des Gotteswortes beruhen, daß diese sich so anstrengten, für Joseph die Herkunft bis auf Abraham oder David nachzuweisen. Josephs Stammbaum hat mit Jesus nichts zu tun, denn dieser kommt nach dem Dogma der Kirche und nach der allgemeinen Lehre des Christen-

tums direkt und unmittelbar durch die Taube und den Heiligen Geist von Gott.

Wir stehen hier wiederum, — wie so oft, — nicht etwa vor Rätseln, sondern vor der baren Unlogik und vollendeten Widersprüchlichkeit in den Aussagen der Bibel im Verhältnis zur Kirche und ebenso in den verschiedenen Aussagen der testamentarischen Stücke untereinander.

Unlogik und Widersprüchlichkeit sind im Grunde allzu milde Worte für die völligen Unstimmigkeiten, die hier vorliegen und die dem unbefangenen Menschen nur sagen, daß dies alles, eingeschlossen Herkunft und Geburt, Gottes-Sohn-Anspruch und Erlöser-Legende, Erdichtungen einer in vielfältigem Sinne fremden, orientalischen, unlogischen und widerspruchsreichen Fantasie sind.

Zum Abschluß dieser Untersuchung über die Stammbaum-Überlieferung soll noch auf zwei weitere Widersprüche und Seltsamkeiten hingewiesen werden, die sich i n n e r h a l b der Berichte des Neuen Testamentes befinden und auch dann, wenn man annimmt, daß irgendetwas hierin der Wahrheit entspreche, befremdend und unauflöslich erscheinen.

Bei Matthäus 1, 17 heißt es, daß es dreimal vierzehn Glieder von Abraham bis Christus seien. Aber die vierzehn Glieder (eine sakramentale Zahl!) treffen nur zu für die Reihe von Abraham bis David und bestenfalls noch von Salomo bis Jechonia; von hier bis zu Jesus sind es nur zwölf, bzw. wenn man Jesus mit einrechnet 13. Auch hier also stimmt schon etwas nicht. Es scheint ein Glied unterwegs verloren gegangen zu sein. Dies ist das eine.

Das andere aber ist fast noch seltsamer und stimmt nachdenklich: Lukas sagt in 3, 23: „Und Jesus war, da er anfing (zu lehren ist gemeint), ohngefähr dreißig Jahre alt." Dieses muß bedeuten, daß Lukas sein genaues Alter und auch sein genaues Geburtsjahr nicht wußte. Das muß bei einem so ins einzelne gehenden Überlieferer, wie es Lukas ist, bei einem solchen Ausschmücker und genau-Erzähler besonders auffallen. Aber er fügt seiner Ungenauigkeit hinsichtlich des Alters Jesu noch eine weitere böse Bemerkung der Ungewißheit hinzu, die stutzen macht: „. . .und ward gehalten (Jesus!) für einen Sohn Josephs. . ."

Lukas ist also der Meinung, daß man nicht genau wußte oder es nicht sagen konnte, ob Jesus nun der Sohn Josephs war oder nicht. Wir versagen es uns hier, auf alle die Vermutungen, Gerüchte und Herleitungen einzugehen, die sich auf Jesu Herkunft

und Ursprung beziehen. Es genügt zu wissen, daß unter den ersten Evangelisten schon ähnliche Zweifel und Unklarheiten herrschten wie später unter Julian oder in der modernen theologischen Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts. Wir ziehen daraus einen einfachen und naheliegenden Schluß: Jesus war, wenn er überhaupt als eine ähnliche Person jemals gelebt hat, ein Mensch, fraglicher Herkunft, der sich gerade deswegen besonders dazu eignete, als Sohn Gottes von religiös inspirierten Überlieferern erklärt zu werden, je weniger er historischen wahrheitsuchenden Ansprüchen gerecht werden konnte. Der Zweifel Julians hinsichtlich der Abstammung und der Göttlichkeit Jesu ist, wie wir sahen, vollauf gerechtfertigt, da sich in beiden die Überlieferung widerspricht und mehrfach entgegengesetzte Angaben macht. Interessant scheint uns Heutigen dabei, daß schon das vierte nachchristliche Jahrhundert alle die Zweifel, alle die schwachen Stellen kannte, welche die Berichterstattung der Evangelisten und die des Alten Testaments hervorrufen mußte. Wie vieles mag wohl an Einwänden oder gar Gegenbeweisen verloren gegangen sein, wie vieles von der Kirche unterdrückt und beseitigt, wie vieles umgedichtet und verändert, entstellt und beschönigt wiedergegeben! Es muß als ein Wunder betrachtet werden, daß überhaupt dem prüfenden Blick der Traditionsmacher einiges entgangen ist, was nicht in die Linie der Kirche paßte. Doch mahnt der Verlust vieler Werke Julians, wie zum Beispiel des zweiten Buches Contra Galilaeos, daran, daß die Bemühung, deutliche Anklagen gegen das Christentum zu vernichten, indem man sie verschwinden ließ, oft genug Erfolg gehabt hat. Wir wissen daher nicht, wie beweisführend gerade das verloren Gegangene gewesen ist, und können nur bedauern, daß in den Streitschriften anderer Kirchenmänner gegen Julian nicht noch einiges erhalten wurde, indem man es zitierte und bekämpfte.

Und Kaiser Julian wird nicht der einzige gewesen sein, der die Christianer ablehnte und ihre Religion verwarf. Wenn ein Hochgebildeter wie der Kaiser sich an andere Gebildete wenden konnte, die ihn verstanden, so ist daraus zu schließen, daß es viele gab, welche mit ähnlichen oder anderen Argumenten Stellung gegen die neuen Glaubensformen bezogen hatten, denn religiöse und philosophische Auseinandersetzungen waren in dieser Zeit Allgemeingegenstand der Bildung und des wissenschaftlichen Streites. Bescheiden wir uns also mit dem, was Julian in den erhaltenen Teilen seiner Schriften gegen das Christentum anzuführen wußte: es war reichlich genug für ihn, diesen Glauben abzulehnen und ihn für den Staat zu verwerfen!

71.

Julians Bedeutung als Kronzeuge gegen das Christentum

Schon aus dem, was uns erhalten geblieben ist, könnten wir erkennen, daß Julian wesentliche Einwände gegen das Christentum (und gegen die damaligen Christen als Menschen und Charaktere) gemacht hat, die noch heute Geltung besitzen. Es sind die ewigen Fragen und Klagen gegen den christlichen Glauben, der nicht gehalten hat, was sein Verkünder versprach, die, solange diese Religion herrschte, gegen ihn erhoben wurden. Es war also der Antike völlig klar, daß hier ein Anspruch auf eine geistige Weltherrschaft erhoben wurde, der niemals verwirklicht werden konnte in dem Sinne, wie ihn sein angenommener Verkünder gemeint und vielleicht gewollt hatte. Seelische Welten und Abgründe geistiger Redlichkeit, Vernunft und denkmäßiger Folgerung trennen den christlichen Glauben vom antiken Heidentum, von der antiken Gesinnung der Toleranz und von dem feinsinnigen Verständnis des gebildeten Menschen jener Zeit.

Daher ist der Abscheu Julians vor der Zerstörungswut des christlichen Pöbels zu verstehen, der das Herrlichste, was das Altertum geschaffen hatte, in den Staub legte, verbrannte und zerstückelte, beraubte und verschmutzte. Es war eine andere Art von Menschen, die an die Oberfläche gekommen war, eine, wie Nietzsche sagte, unvornehmere Art von Typ und Rasse, von Herkunft und Gesinnung.

So hat Julian schon in seiner Zeit als Kaiser ein öffentliches Bekenntnis zum Alten Glauben abgelegt, und trotzdem hat er in dem Toleranz-Edikt die Gleichheit aller Religionsformen bestätigt, oder besser gesagt, diesen Anspruch wiederum erneut im Sinne der duldsamen religiösen Vornehmheit der Antike. Natürlich wurde ihm und seinem Werk diese Haltung nach seinem Tod mit Undank gelohnt.

Was uns vom Werk Julians überkommen ist, wird nur ein Bruchstück der vollen Anklage gegen das Christentum sein. Und dennoch genügt es, um zu erkennen, daß die Widersprüche und die Unlogik christlicher Thesen, Behauptungen und Beweismittel in jener Zeit bereits von den Gebildeten erkannt worden waren. Die Widersprüchlichkeit in der Schöpfungsgeschichte, daß der angeblich allmächtige Gott ein so unvollkommenes Wesen wie den Menschen schafft, das unbillige, ungerechte und törichte Verlangen, daß sich dieser schlechtgeschaffene Mensch sittlich richtig verhält, ein Wesen, das nicht gut und böse unterscheiden kann, eine erste Menschenfrau, dem Manne zur Freude

und Ergänzung geschaffen, die ihn verführt und sein Elend verursacht, die ungerechte und über alle Maße hinausgehende Strafe der Vertreibung aus dem Paradiese, der zweifelhafte Stammbaum Jesu, der gar nicht ihm, dem Sohne Gottes, gelten kann, sondern bestenfalls dem Joseph, der nicht sein Vater war, — alles das — Legende und Märchen-Erfindung, und zwar schlechte, und später als Dogma behauptet und gelehrt, — das mußte den Philosophen in Kaiser Julian reizen, mit dieser Sektenlehre abzurechnen und sie auf ihren kleinen Rang in der noch antik empfindenden, aber sterbenden Welt des Altertums zu verweisen. Daß dies im vierten Jahrhundert bereits in dieser Klarheit, Folgerichtigkeit und Gründlichkeit geschieht, hätte ein Vorbild für die theologische Forschung der Neuzeit sein sollen. Aber die Kirche hat dafür gesorgt, daß Kritik und Urteil des letzten Heidenkaisers nicht Allgemeingut der Gebildeten, noch weniger des Volkes wurde. Und so sind wir gehalten, diesen Schatz des gesunden Menschenverstandes auszugraben und seine Reste vor die Augen des modernen Menschen zu stellen.
Für die Juden hat Julian viel Verständnis gezeigt. Er ließ den Tempel in Jerusalem wieder herrlich aufbauen, um die Weissagung Jesu zunichte zu machen, daß kein Stein auf dem anderen bleiben solle, bis daß dieses alles geschehe. Julians französischer Biograph sagt dazu in seinem bedeutenden Buch (Verlag Georg D. W. Callwey, München 1940. 2. Auflage) S. 341:

„Seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus war denn auch wirklich von dem berühmten Heiligtum nur eine traurige Ruine geblieben. Baute man aber den Tempel wieder auf, so machte man das Wort des Evangeliums zu Schanden. Von der Niederlage des Christentums hing das Heil des Reiches ab. Es war schon einen Aufwand wert, Christus als falschen Propheten zu entlarven."

Dies war die eine Seite seines Verhältnisses zum Juden-Christentum. Aber die andere ist noch interessanter. Sie wird von Joseph Bidez, dem oben zitierten Biographen folgendermaßen dargestellt:

S. 322:

„Überhaupt hatte der Kaiser für die Juden eine wohlwollende Duldsamkeit." „Sie stimmen mit den Heiden überein", schrieb er, „bis auf die Tatsache, daß sie nur an einen einzigen Gott glauben. Das ist ihre uns fremde Besonderheit. Alles übrige ist uns gemeinsam; Tempel, geheiligte Bezirke, Altäre, Reinigungen und gewisse Vorschriften, hinsichtlich deren wir uns kaum oder gar nicht unterscheiden.„ "Julian sieht in ihrem Allerhöchsten einen ethnarchischen Gott, das heißt, einen Gott, der mit der Leitung der Geschicke eines Volkes betraut ist. Den

entarteten Galiläern (Christen) stellt er die den alten Überlieferungen treu gebliebenen Hebräer gegenüber, verachtet jene und erweist diesen liebevolle Fürsorge."
Julian erkennt also in den Juden ein Volk „völkischer Religion", wie wir heute sagen würden, und fühlt sich aus diesem Grunde ihrem Kult verwandt.
Julian hat einen frühen Tod gefunden. In einem Feldzug gegen die Perser starb er, nachdem er im Kampfe, den er selbst leitete, eine tödliche Lanzenwunde von unbekannter Hand erhalten hatte, im Zelte, eines seiner liebsten Freunde gedenkend und nicht auf sein nahes Ende achtend. Bidez beschreibt die letzten Augenblicke des jungen Heldenkaisers wie folgt:
„...der Anblick dieser Schwäche (seiner Freunde) gibt dem Kaiser seine Festigkeit wieder." „Es ist eine Schande für uns alle, daß ihr einen Fürsten beweint, dessen Seele bald zum Himmel aufsteigen wird und dort in das Feuer der Sterne eingehen wird." "Wieder wird es Stille im Zelt, und der Kaiser beginnt mit Priscus und Maximus über das zukünftige Leben und den unendlichen Adel der Seele zu sprechen. Es ist uns ein Orakelspruch des Helios (des Sonnengottes) überliefert, der dem Kaiser am Sterbelager von seinen geistlichen Freunden mitgeteilt wurde:

„Wenn deinem Zepter du das persische Volk unterworfen,
Und es bis zu Seleukos Stadt mit dem Schwerte gejagt hast,
Dann wird dich zum Olymp der feurige Wagen entrücken,
Der von der Windsbraut Wirbeln im Kreise gen Himmel bewegt wird,
Lösung wird er dir bringen von allen Leiden des Leibes
Und dich führen zur Halle des Vaters im himmlischen Lichte,
Die voreinst du verlassen, um Menschengestalt zu gewinnen."

So fuhr der letzte Genius des antiken Heidentums und Heldentums zu den Göttern, an die er glaubte, und besiegelte so im Tode den Lebensglauben Unserer Art, daß die Seelenkraft unsterblich ist.

72.

Mußte Julians Erneuerung des heidnischen Glaubens scheitern?

Wir erheben hier nicht die Frage, ob eine längere Regierungszeit des Heidenkaisers ausgereicht hätte, um seine Pläne zur Erneuerung des antiken Glaubens durchzuführen. Denn es ist fraglich, ob selbst die stärkste äußere Macht es vermocht hätte, den Lauf der Dinge im vierten Jahrhundert noch zu ändern. Die Gründe für den Untergang der antiken Lebens- und Glaubens-

form liegen tiefer. Daß das Christentum überall in den Provinzen des römischen Reiches um sich griff, muß Ursachen haben, die nicht mit einer staatlichen Erklärung zu Gunsten der alten Religion zu beseitigen waren.

Die alte Volksreligion der Antike, die Götterwelt, die Tempelverehrung und der Kult der Natur- und Geisteskräfte, wie ihn die Bewohner Griechenlands und Kleinasiens, dann auch die des römischen Reiches bis ins dritte Jahrhundert nach Zeitrechnung betrieben, war ursprünglich gebunden gewesen an eine einheitliche (oder mindestens in der Oberschicht führende) Herrenbevölkerung, die mit den indogermanischen Eroberern etwa um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends in das Land gekommen war. Dort hatte sich der Kult und einige der Göttergestalten vermischt mit den vorhandenen Vorstellungen der Ureinwohner und hatte das geschaffen, was wir den griechischen Götterhimmel nennen. Im Anfang waren in den Ureinwohnern die Urelemente der mittelmeerischen Bodenreligion noch überstark gewesen und hatten die Götterwelt der ersten nordischen Scharen aus den Donaugebieten und den nördlich davon gelegenen germanisch-keltischen Bereichen umgefärbt und erdhaft-primitiv gestaltet. Dies dürfte für die jonische und achäische Periode gelten. (2500 bis 1400 vor Ztwd.)

Mit der dorischen Wanderung aber brach die Hochzeit der griechischen Kultur und, im Mittelpunkte, der heidnischen Götterwelt an. Um 800 datiert man die Herkunft Homers, der die Kriege der Festland-Griechen gegen die Kolonisations-Städte der Frühzeit, wie Troja eine war, beschreibt. Hier ist der Götterhimmel der alten Griechen schon völlig ausgebildet. Die Bauwerke, die seit dieser Zeit folgten, offenbaren uns eine Blüte der Kunst und des religiösen Gefühls, des Einklanges mit Natur- und Seelenmächten, der Gestaltung aller Selenmächte aus einem einheitlichen harmonischen- oder wenigstens nach Harmonie strebenden Geiste, der in der europäischen Welt nie mehr erreicht wurde und für immer verloren zu sein scheint. Die Voraussetzung hierfür ist aber eine geschlossene Seelenhaltung innerer Einstimmigkeit mit den Lebens- und Schicksalsmächten, die nur aus der verhältnismäßigen Einheitlichkeit des Volkscharakters dieser Stämme kommen konnte.

Die indogermanischen Stämme der Jonier, Achäer und Dorier, welche Griechenland eroberten und besiedelten, waren aber aristokratisch-demokratisch in ihrem Aufbau gefügt. Dies muß richtig verstanden werden, sonst begreift man nicht, wie solche Kultur zustande kommen und sich über tausend Jahre erhalten, blühen und die herrlichsten Formungen menschlich-europäischen Wesens schaffen konnte.

Aristokratie und Demokratie waren in jener Zeit (bis etwa 500) keine Gegensätze, sondern sich ergänzende und in sich selber ausgewogene Herrschaftsformen einer biologisch fast gleichförmigen Volksgemeinschaft, in der die Herrenschicht dem Range nach nichts anderes war als jeder andere Volksgenosse, der weniger gut wirtschaftlich gestellt war. (Das alte Island ist für diese Volksform ein weiteres Beispiel.)

Der freie Mann und damit die Sippe der Freibauern und Siedler, die alle zuerst Einwanderer und Krieger gewesen waren — und blieben — waren die Grundlage dieser „Staatsform", wenn man von einer solchen sprechen darf. Die mächtigeren Familien hatten sich in Kampf und Volksrat, in Landbau und Ackerverteilung herausgebildet und stellten die unangefochtene herrschende Schicht, die Aristokratie, dar. Das Volk war gleich frei, wie diese Oberschicht und nahm kein fremdes Blut auf: so blieb das körperliche und seelische Gut für Jahrhunderte erhalten und rein bewahrt. Der Anlaß, gleichsam die auslösende Ursache für die Schöpfung der griechischen Kultur mit all dem, was wir an ihr bewundern und lieben, war die Auseinandersetzung mit der vorgefundenen fremdartigen Mittelmeerwelt, von der die griechischen Stämme wohl Anregungen und Stoffe empfingen, zu der sie aber ihr eigenes Bestes, eine Fähigkeit zu künstlerischer schöpferischer Gestaltung dazugeben mußten, damit das Gebilde der klassischen Antike entstehen konnte. — Auch der Glaube war ein Erzeugnis der schaffenden Vorstellungskraft des hellenischen Volkes, welches die Elemente dazu aus dem indogermanischen Bereich mitbrachte, sie vielfach umgestaltete und veränderte, anpaßte und vielleicht auch steigerte, aber nur dadurch, daß sie ihre eigene Seele ganz in das Reich der religiösen und künstlerischen Formung hineingoß und so zum einmaligen Sinnbild heidnisch-europäischer Sehnsucht nach Vollendung und artgemäßer Weltschau machte. Dies mag in der Zeit von 1000 bis 500 vor Ztwd. vor sich gegangen sein. — Es ist die große Zeit der ungebrochenen hellenischen Kultur, deren religiöses Weltbild der Traum vieler großer Europäer geblieben ist.

73.

Exkurs ins Griechentum

Aber diese Einheit von Blutserbe, Seelentum und staatlich-sozialer Gliederung blieb auf die Dauer nicht erhalten. Die Bewirtschaftung der Großgüter erforderte Arbeitskräfte, die aus der unterworfenen Bevölkerung entnommen wurden. Die un-

terste Schicht war der Sklavenstand. Dies dürften meist die Reste der Ureinwohner mittelmeerischer Herkunft gewesen sein, die ihrerseits von einer zweiten Schicht angeleitet und überwacht wurden, dem Periökenstande, welcher an sich auch unfrei war, aber Verwaltungsbefugnisse nach Bewährung und Tüchtigkeit erhielt. In dieser Schicht mögen sich viele befunden haben, die den ersten indogermanischen Einwanderungswellen angehörten und die im Verlaufe der späteren Eroberungszüge der Dorier unterworfen wurden. Ihr rassisches Erbgut muß nicht schlecht gewesen sein, denn sie erlangten im Laufe der Zeit angesehene Stellen und stellten eine Art Halbfreienstand dar, der später zuerst seine (sogenannten) Rechte auf Mitregierung anmelden sollte. Über ihm stand die Herrscherschicht, die wir zuerst erwähnten, die Großfamilien der einstigen Eroberer, die sich in den kleinen Stadtstaaten bald zu Häuptlingen, Fürsten und Königen emporschwangen. Auf dem Lande waren die Grundbesitzer, welche je nach Landschaft und Boden, Gemeindeverteilung und Machtanspruch größere oder kleinere Güter innehatten und teils ein reines Landleben führten, teils auch mit Staatsgeschäften den Fürsten in den Burgen und Städten halfen. Solche Verhältnisse sind deutlich in der Schilderung Homers: Odysseus in Ithaka mit den Landgütern, den Schweineherden, den fürstlichen Mädchen, die waschen gehen und dem ganzen patriarchischen Gepränge und rührenden Landvolkidyllen, welche zu dieser Art bäuerlicher Gemeinschaft gehören und den Normaltypus indogermanischer Lebensweise darstellen.

Das zweite Merkmal dieser aufwachsenden Frühkultur ist die Besiedlung der Inseln und Gegenküsten Griechenlands, welche sehr bald eine immer mehr um sich greifende Verwandlung der ursprünglichen Gesellschaftsform bewirkte. Schon Troja war eine Kolonie aus der frühen indogermanischen Besiedlungswelle gewesen, und die anderen berühmten Städte auf den Inseln wie Delos oder Ägina oder in Kleinasien wie Rhodos, Ephesos und Milet und viele andere hatten einen dauernden und einträglichen Handel herbeigeführt, der von Korinth und Athen hin und her durch das ganze Mittelmeer ging. Dies führte zur Vergrößerung der Städte, die mehr und mehr die Mittelpunkte der Politik und der Macht wurden. Damit aber war ein Bevölkerungszuwachs verbunden, auch ein Hinfluten fremder Volksteile, Händler aus aller Welt, Hafenarbeiter, Kleinbürger und was sich alles in der Großstadt ansiedelte. Diese Anhäufung von Menschen verschiedener Herkunft, anderer Sitten und fremder Glaubens- und Lebensformen mußte allmählich das Gefüge der Einheit von Volk und Religion, Kultur und Sitte aufweichen, verändern und schließlich untergraben und zer-

stören. Dieser Prozeß dauerte etwa fünfhundert Jahre. Er ist am deutlichsten aus der Geschichte Spartas abzulesen, wo die dorische Lebensform des Kriegsstaates am längsten aufrechterhalten wurde, in dem „Preußen" Griechenlands. Aber auch Athen und Korinth und alle anderen zu größeren Städten heranwachsenden Handelsgemeinden wie Saloniki oder Patras, Chalkis und Nauplion mit ihren Hinterland-Haupt-Orten Sparta, Argos, Theben oder Olympia waren die Sammelplätze einer sich vermehrenden Bevölkerungsmasse, die mit dem alten Griechentum immer weniger zu tun hatte.

Bei diesem Zug zur Vermehrung und Vermassung blieb der Schrei nach „Demokratie" nicht aus. Je mehr sich die herrschende Schicht durch Handel und Politik vermischte mit fremdem Blut, je größer die Masse der städtischen Bevölkerung wurde, desto geringer wurden die alten Seelenantriebe verspürt, desto weniger wurde der alte Glaube geglaubt.

Der Höhepunkt der äußeren Kultur im 5. und 4. Jahrhundert vor Ztwd. ist schon der Wendepunkt der inneren Festigkeit, Eindeutigkeit, sittlichen Stärke und ungebrochenen Hellenität dieses Volkes. Die Anzeichen dafür, für diesen Wandel und den Beginn der Zerstörung der ursprünglichen Wesensbande, sind unschwer zu erkennen: der philosophische Versuch, mit rationalen Mitteln das Dasein zu bewältigen, deutet stets auf einen Verlust letzter Glaubensgewißheiten hin. Glaubensgewißheiten aber sind Gefühlsgewißheiten, die nicht diskutiert zu werden brauchen.

Ihr Zeichen ist, daß sie „g e l t e n", nicht, daß sie im logischen Sinne „w a h r" sind; so ist das Auftreten des Sokrates und seiner Methode der „Erörterung" und rationalen Gewißmachung der Anfang vom Ende, das deutliche Symptom einer nicht mehr glaubenden Zeit, der Beweis, daß die Sicherheit einer unproblematischen Lebensführung und ihrer inneren Werte geschwunden ist und nun einer zergliedernden, in Bestandteile auflösenden, logisch folgernden und mit Verstandes-Argumenten arbeitenden Denk- und Fühlweise gewichen ist. Sokrates' Schüler Platon hat zwar die Methode (die philosophische Arbeitsweise) seines Lehrers übernommen; er versucht aber noch einmal, die Gesamtheit des griechischen Lebensbildes im überlieferten Sinne in einem System zu retten, indem er die erste europäische Philosophie erfindet, welche freilich die mythischen und transzendenten Bestandteile des alten Glaubens noch in sich enthält. Sokrates mußte 399 vor Ztwd. den Giftbecher trinken, „wegen Unfrömmigkeit und Verführung der Jugend", wie der Urteilsspruch lautete, (der im Sinne der altgriechischen Werte gerecht und richtig war), und Platon (427 geb.) starb 347

in Athen und hinterließ der europäischen Welt die tiefste Philosophie, die es von da an bis heute in unserem Kulturkreise gegeben hat. Er leitete damit freilich zugleich die Rationalisierung unseres Denkens und Fühlens ein, die unser Schicksal geworden ist.

74.

Niedergang des Altheidnischen Glaubens

Das äußere, politische Anzeichen der Wandlung der inneren, sozialen und biologischen Verhältnisse war die immer stärker sich auswirkende „Demokratisierung" des städtischen und staatlichen Lebens. Indem die bisher nicht ratsfähigen Bevölkerungsteile nach oben drängten, die Unterschiede zwischen den drei Ständen sich verwischten und die Teilnahme an Wahlen und Abstimmungen von unten nach oben immer stärker wurde, gingen mit den selbstverständlichen Vorrechten der Herrenschicht auch Urteilsfähigkeit, Vornehmheit und religiöse Überlieferung immer mehr verloren. Nietzsche hat den Typ des Sokrates als Plebejer gedeutet, das heißt, als einen Menschen, der nicht mehr von Instinkt und eingeborenem Empfinden aus unmittelbar urteilen und seiner sittlichen Gradlinigkeit bewußt werden konnte, sondern der dazu erst den Umweg über verstandesmäßige Erwägung, Überlegung und „Kritik" brauchte. So kam die Dialektik (die geistreiche Diskussion einer problematischen Frage) und die Rhetorik (die rednerische Auseinanderlegung eines Sachverhaltes) an die Stelle des urteilenden Spruches der Gefühlsgewißheit, wie sie ererbter Instinkt und traditionelle Übung durch die Jahrhunderte verleihen. Die Infragestellung aller Werte begann. Hiervon wurden die Vorstellungen von den Göttern zuerst betroffen. Die geglaubten und gefühlten Mächte der Natur und des Schicksals, welche die Personen der Götter dargestellt hatten, wie sie das „Volk" — das heißt: die Gemeinschaft der blutsgleichen Freien, in ihrer Fantasie gebildet hatte, wichen den rationalen Überlegungen, was diese Kräfte „in Wirklichkeit" seien.

Das heißt, daß das als wirkende Kraft bisher Gefühlte nunmehr nach Ursache und Wirkung untersucht (Anfang moderner Betrachtung der Natur) und schließlich zum bloßen Gedankenspiel gemacht wurde.

Dasselbe geschah mit den Werten. Gut und Böse oder schlecht, tapfer und feige, vornehm und gemein, sogar schön und häßlich sind Setzungen eines Instinktes, eines Grundgefühls, welches dieses anerkennt und jenes verwirft. Sie brau-

chen und sie dürfen nicht diskutiert werden. Sie gelten entweder, oder aber sie „gelten" nicht mehr. Man kann sie nicht beweisen und nicht widerlegen. Sie beruhen auf den letzten inneren, sittlichen oder schönheitlichen Entscheidungen des Gefühls, des Gemütes und der instinktiven Urteilskraft einer Gemeinschaft. Sie wurden unter anderen Himmeln anders formuliert, manchmal gegenteilig, manchmal auch ähnlich oder gar übereinstimmend. Solange solche Instinkturteile Wertungen sind, werden sie diskussionslos gebraucht, angenommen, produziert und verteidigt, wenn dies nötig ist, gegen andere und fremde Wertungen. Wenn aber die Seele einer Gruppe von Menschen sich gewandelt hat, wandeln sich auch die Werte und Urteile: diese sind ja nur der Ausdruck eines ursprünglich gemeinsam vorhandenen Unbewußten, welches solche Menschenschar innerlich verbindet und dadurch von der Gleichartigkeit ihres Wesens Zeugnis ablegt.
Bei Sokrates ist es ganz klar, daß hier die altgriechischen Werte diskutiert werden sollen, geprüft, zerlegt, erörtert, in Frage gestellt oder auch angenommen. Der geheime Vorgang des Wertens wird hiermit ans Licht gezogen und zur Diskussion gestellt: das hier ist der Beginn der Auflösung, weil hierdurch die selbstverständliche Fraglosigkeit des Urteils (der anerkannten und verbindlichen Wertung) gebrochen, ins rein Verstandesmäßige gezogen und schließlich in rationale Bestandteile aufgelöst wird. Diese Tendenz, die Neigung und das Bestreben, alles zu „erklären" und jedem „Denkenden" logisch faßbar zu machen, ist das Kennzeichen aller Revolutionäre alter Traditionen: indem sie „erklären", zersetzen sie und machen sie den wirkenden Gemütswert zu einem diskutablen Argument.

Die drei geschilderten Vorgänge arbeiteten ineinander und bewirkten letzten Endes die Auflösung der Naivität der alten Gesittung.
Um es noch einmal kurz zusammenzufassen: Es war erstens die Verwischung der Unterschiede der gesellschaftlichen Schichten von Herrschenden und „Dienenden"; zweitens die damit verbundene Blutmischung mit fremder Art, Sitte und Rasse (Urbevölkerung und Zuwanderung) und drittens die offizielle Demokratisierung, welche eine rationalistische Zergliederung der geltenden Werte zur Folge hatte.

Damit waren die Grundlagen des Götterglaubens, der antikgriechischen mythischen Vorstellungen und der instinktiv sicheren sittlichen Wertungen zerstört, und die „Moderne" konnte ihren Einzug halten.

Eine Leere der Empfindungen und Urteile, eine Fragwürdigkeit des gesamten Daseins, eine Haltlosigkeit der Jugend, da ihr die

geltenden Wertungen relativiert worden waren, brachen ein und hinterließen ein Chaos der Zersetztheit, welches sich in den Gedankenspielen der Rhetor-Schulen ausdrückte. Dort konnte man sorglos und genußreich alles zerpflücken, was bisher Geltung und Würde gehabt, das Leben und den Staat zusammengehalten und die Gemeinschaft des Volkes begründet und gesichert hatte.

Aber die Kräfte der Tradition hielten sich, wenn auch angefochten, kritisiert und überall in Frage gestellt, noch Jahrhunderte lang am Leben. Noch wurden herrliche Tempel geschaffen, wenn auch die Götter längst nicht mehr als bestimmende alleinige Macht empfunden wurden; noch wurde geopfert, noch wurden Weihegaben gespendet, und die sterbende Antike bietet ein großartiges Bild einer langsam vergehenden, sich selbst auflösenden Kunst und Gesittung, die noch im Scheiden die herrlichsten Werke schafft, obschon diese bereits den Stempel der letzten überzüchteten Vollendung tragen. (Als solch ein Beispiel ist dem Verfasser immer die aus dem Bade steigende Venus (Aphrodite) von Rhodos erschienen.)

> Weh! ruft der Tausende Schrei.
> Daß dies mußt untergehn!
> Daß nach dem furchtbaren Fug
> Leben am Leben erstirbt;
> Weh! auf des Syrers Gebot
> Stürzte die Lichtwelt
> In Nacht...

So klagt der große Dichter Stefan George über den Untergang der Antike. Der Syrer ist hier P a u l u s, welcher der letzte Auslöser dieses Unterganges ist.

Vor ihm aber war ein Ereignis eingetreten, welches, geschichtlich gesehen, auch den Sieg des Christentums erst ermöglicht hat, nämlich die Mischung aller Religionen des Orients und Okzidents infolge des ungeheuren Eroberungszuges Alexanders des Großen. Aus Kleinasien, dem Iran (Persien) und Indien strömten infolge dieses Zuges die Kulte und Göttergestalten nach Europa und schufen dort ihre eigenen Religionsformen, unter denen die Mithras-Religion die wirksamste wurde, welche dem Christentum als ein ernsthafter Konkurrent lange zu schaffen gemacht hat. (Julian war dem Mithras-Kult besonders zugeneigt.) Erlöser-Gestalten tauchten auf, Prediger von Sekten und Geheim-Orden wurden überall gehört, die Verehrung der Magna Mater (der Großen Mutter) wachte aus dem Mittelmeer-Raum wieder auf, ägyptische Einflüsse der Iris- und Osiris-Lehren traten neben die Zurückkunft der Stier- und Fruchtbarkeits-

Symbole, — kurz, es war ein Chaos von Möglichkeiten und Behauptungen, Erlösungs-Verkündungen und Heils-Mythen, die sich jedem in der Folgezeit (300—100 vor Ztwd.) anboten, unter denen das Christentum nur eine besondere Verlockung vorzuzeigen hatte: die Behauptung, sie sei die einzig richtige Religion und sie habe den einzig richtigen Gott, der alle Menschen erlösen wollte und könnte.

75.

Unmöglichkeit der Umkehr

In dieser geistigen Lage der Zeit mußte eine Religion, die der Masse „Erlösung" versprach, schnell an Boden gewinnen, zumal alle alten Herschaftsformen in Frage gestellt waren, die Volksschichten vermischt, der Mittelmeerbereich eine Stätte des „weltverbindenden Handels" geworden und alle Glaubensmythen durcheinander gingen, Anhänger fanden und Heilande und Erlöser hervorbrachten. Diejenige Religion, welche am günstigsten den seelischen Bedürfnissen einer solchen irrenden und suchenden Zeit entgegenkam, zudem das tiefe Bedürfnis nach Wunder, Magie, Unerhörtem und befreiendem Himmelsversprechen erfüllte, würde den Sieg über alle Mitbewerber erringen.

Hinzu kam eines, das den meisten anderen Angeboten fehlte: eine entwickelte Lehre, die alles „bewies", eine angebliche Überlieferung, die auf das älteste Volk zurückging (die Juden), und die Anpreisung, daß das letzte Wunder hier — für diese besondere Glaubensform — stattgehabt hatte, die Geburt des Gottessohnes, sein Leben, seine Predigt, sein sagenhafter und mystischer Kreuzestod, seine Auferstehung in der Himmelfahrt und sein Fürspruch für alle Sünder bei dem einigen, einzigen und allein richtigen Gott.

Dies Angebot war überwältigend. Es wurde propagiert von Einzelnen, von ganzen Gemeinden und schließlich vom „großen Kaiser" Konstantin selber. So standen die Chancen des neuen Glaubens in einem unübertreffbaren Verhältnis gegenüber den anderen Sekten, welche weniger zu bieten hatten, keine Überlieferung vorwiesen, keinen Sohn-Heiland und Erlöser zu behaupten und keine drei- und vierfach beglaubigte „schriftliche Tradition" ihr Eigentum nennen konnten.

Wenn diese Gründe in besonderem Maße für die einfachen Volksschichten galten, so hatte der vorgenannte andere Grund Geltung für die Gebildeten und Vornehmen, für die Aristokra-

ten in den Städten, für Philosophen und Rhetoren, die damals das Feld der öffentlichen religiösen Diskussion beherrschten, nämlich die Tatsache, daß der Alte Glaube seine innere Annehmbarkeit verloren hatte. Intellektuelle Zerfaserung, was man schon damals Wissenschaft nannte, die Zergliederung einfacher Gefühlsurteile und Wertungen, eine rationalistische Auflösung des Mythus der Götter hatten die überlieferte Verehrung zur bloßen äußeren Form gemacht, wobei der Seelenanteil immer geringer geworden war und oft nur noch das aesthetische Wohlgefallen an dieser Welt göttlicher Gestalten und Märchen den Anreiz zum Kult geboten hatte.

Wenn ein Glaube seine ursprünglichen Erlebnis-Inhalte verloren hat, kann ihn keiner mehr retten oder wiederherstellen. Es ehrt Julian, daß er diesen vergeblichen Versuch machte, denn es erweist ihn als Aristokraten, welcher der Pöbelgesinnung im tiefsten abgeneigt war. Aber das Unternehmen, die Antike zurückzuholen und das Alte wiederherzustellen, mußte tragisch ausgehen, selbst wenn er als Kaiser noch lange geherrscht hätte. Das Zeitalter der Götter war für ein Äon vorüber. Die Astrologen würden sagen: Die Sonne sei in das Tierkreiszeichen der Fische eingetreten, und das bedeute eine neue, eine andere Weltzeit mit einer anderen Seelenhaltung, anderen sittlichen und religiösen Vorstellungen, einem anderen G l a u b e n und anderen Herrschaftsformen des Geistes wie des Staates. Der Fischer-Ring Petri, der das Symbol des Papstes wurde, bekräftigt diese magische Sinnbildhaftigkeit: Jesus und seine Jünger, die Fischer, waren ausgezogen, um alle in das Netz des Erlösers, der neuen Religion, zu treiben. So begann das christliche Zeitalter, das heute zu Ende geht, wo die Sonne in das Zeichen des Wassermanns eingetreten ist, — wenn die Sprüche der Sterndeuter irgend einen Sinn haben sollten.

Das geschichtliche Schicksal mußte seinen Lauf nehmen. Wir sagen nicht, daß es sinnvoll war, nicht auch, daß es notwendig war. Man hätte sich den weiteren Gang der Geschichte auch anders denken können. Wir glauben nicht an ein Gesetz in der Geschichte, nicht an Regeln und Notwendigkeiten. Die Unwägbarkeit der menschlichen Person verbietet es, für die sogenannte Entwicklung Formeln aufzustellen, die überall gültig sind. Wie aber die Verhätlnisse sich nach Paulus, Konstantin und Julian gestaltet hatten, war an eine Umkehr zum religiösen Heidentum nicht zu denken, da das Christentum gegenüber einer fassungslosen, verwirrten und nach Erleichterung und Lösung strebenden Welt alle Trümpfe der Beruhigung, der Zukunftshoffnung (— auch wenn diese nur in der Erlösung im Himmelreiche bestand —) der Heilsgewißheit, (eine unbewie-

sene, aber sehr anziehende Behauptung) in der Hand hielt und diese eifrig und gezielt benutzte, um die geängstigten und verworrenen Geister unter ihr Joch zu beugen, in ihren Schoß aufzunehmen und mit dem Versprechen der Seligkeit — nach getaner Buße — zu locken.

Die Stunde der Antike war gekommen. Das Volk, das einst die Götter geschaffen hatte, als Abbilder der eigenen Kraft, des eigenen Harmoniestrebens inmitten der Spannungen zwischen Leib und Seele, Geist und Gemüt, — war nicht mehr das gleiche wie zuvor. Wenn der Körper einer Menschengruppe sich entscheidend wandelt, muß auch der Geist und die Seele sich ändern. Das Übergewicht der Mittelmeervölker, die Einflüsse von Süd und Ost, Ägypten, Kleinasien und Indien hatten Strenge und Reinheit hellenischen Daseinsgefühls als einer schöpferischen, die ganze Gesamtheit umfassenden Gestaltungskraft ausgelöscht. Nur in einzelnen blieb noch die Spur der antiken Größe und Schönheit erhalten. Mit dem Auftreten der Germanen in der europäischen Geistesgeschichte wurde ein neues Kapitel begonnen. Mit ihm mußte sich die herrschende Kirche auseinandersetzen.

IV. KAPITEL

Von der „Gotenbekehrung" bis zum Ende des europäischen Altglaubens

76.

Vorschau der Möglichkeiten

Zwischen dem Ende der hellenisch-griechischen Welt und der Periode der Durchsetzung einer bestimmten „neuen" Religionsart liegen über drei Jahrhunderte, in denen die Waage des Schicksals Europas hin und her schwankte, auf- und niederging, ohne daß es gewiß war, welche Religion, welche innere oder äußere Macht dieses Großland von Gibraltar bis zum Ural und von Island bis Nordafrika bezwingen, beherrschen, sich geistig und politisch zu eigen machen würde.
Viele Religionsarten rangen hier um den Sieg. Mit den Legionen des römischen Reiches drang zum Beispiel der Mithras-Glaube tief in Europa ein. Seine Altäre und Weihestätten werden noch heute erkannt und ausgegraben, und es schien fast so, als ob diese Form eines indogermanischen Glaubens die größte Aussicht hatte, die Herrscherin auf geistig-religiösem Gebiet zu werden. Der Sonnen- und Feuer-Gott kämpfte in dieser Religion gegen die Mächte der Finsternis, und dieser Kampf spiegelte sich im Herzen jedes Anbeters und Anhängers in der Pflicht, für das Rechte und Schöne, das Aufbauende und Gute einzutreten. Wie nahe war das dem germanischen Empfinden! Fast schien es so, als ob die eigene Gläubigkeit sich in diesen Grundsätzen spiegelte und ausdrückte. Sicherlich ist der große Anklang, den diese Glaubensform fand, stark genährt worden von der Artseele der germanischen Völker und Soldaten, die überall im römischen Reiche als Söldner oder freie Hilfskrieger dienten. Aber im Geiste und bewußten Verstande des nordentstammten Menschen war diese Ähnlichkeit mit dem eigenen Glaubensgefühl noch nicht klar geworden, weil er die Stufe der religiösen Dialektik und lehrmäßigen Formulierung noch nicht erreicht hatte.
Hier setzte die Lehre des Christianertums nach dem Konzil von Nikäa ein. Sie hatte ein System zu bieten, ein Dogma vorzuweisen, welche Religion die allein-richtige war, und sie kam einem tiefen Bedürfnis der durcheinandergeratenen Welt entgegen, nämlich dem, in der allgemeinen Unruhe der beginnenden Völkerzüge und des Unterganges des altrömischen Staates

Frieden für Seele und Körper zu versprechen, die mühevolle Welt zu fliehen und den Hunderttausenden umherirrenden und wandernden Volksangehörigen der in Bewegung geratenen Stämme „Einkehr in Gott" und „Erlösung vom Leid" als himmlischen Lohn für ein „frommes Leben", — wie sie es verstand — darzubieten und als einzigen Sinn des Lebens sicherzustellen.

Dieser Lehre und dieser Hoffnung schlossen sich alle Entwurzelten und Enterbten an, alle Schwachen und Hilflosen, alle Unterdrückten und Sklaven, viele Frauen, die nach Sicherheit für ihre Kinder verlangten, — und diese alle zusammen waren meist die Mehrheiten in dem sich auflösenden Gefüge der alten Stammeseinheiten und Gefolgschaftsverbände.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß es einem Halbblut, der all diese Unruhe in sich trug und keine feste letzthinnige Bindung mehr kannte, — hin- und herschwankend zwischen den verschiedenen Seelenteilen seines inneren Erbes, — gelang, als Missionar, als „Sendling" des neuen Glaubens aufzutreten und Teile des Gotenstammes zuerst für das Christentum zu gewinnen.

77.

Die Bekehrung der Goten

Die Bekehrungsgeschichte der Goten bietet ein typisches Bild dar, unter welchen Umständen und Voraussetzungen im allgemeinen die Christianisierung eines bis dahin freien und in seinem Glauben lebenden Volksstammes möglich wurde.

Die Goten, das heißt offenbar nur: ein Teil ihrer jungen Mannschaft, waren im 2. Jahrhundert nach Ztwd. von Südschweden und Gotland aufgebrochen und zu Schiff in die Weichselniederung vorgedrungen. Dort siedelten sie sich als Vortrupp für etwa fünfzig Jahre an. Sie holten nach und nach ihre Gesippen und Freunde aus dem schwedischen Heimatland herüber und mögen so etwa zu einer Anzahl von 200 000 angewachsen sein. Was sie bewogen hatte, auszuwandern, war nicht etwa Abenteuerlust, sondern dringende Notwendigkeit. Der Boden ernährte nicht mehr die steigende Volkszahl. Dies muß auf eine geringfügige Klimaverschlechterung zurückzuführen sein, welche es nicht erlaubte, die Gesamtmasse des Volkes zu ernähren. Diese Ursache dürfte bei den meisten Germanenwanderungen gegeben gewesen sein, denn mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Großteil der Bevölkerung, die älteren Leute und die weniger Wagemutigen, zuhause blieben und sich nunmehr auf dem dünner bewohnten Boden wieder besser ernähren konnten.

Auch dürften die Züge der Auswanderer vorher langfristig geplant und gut organisiert gewesen sein, denn es wurden alle notwendigen Ackergeräte, Tiere, Samen und die meisten jungen Frauen mit auf den Zug genommen, die sich freiwillig oder durch die Sippe gebunden angeschlossen hatten. Erst als die notwendige Menge an Menschen, und besonders an Kriegern, zusammen war, konnte der Landnahme-Marsch beginnen. Er ging durch Polen, Galizien, die Ukraine nach dem Schwarzen Meere, wo die „schwarze Erde" zum Siedeln lockte und neue Wohn- und Daseinsbedingungen versprach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Leiter des Zuges, gewählte Herzöge auf Zeit, vorher erkundet hatten, welchen Weg man nehmen konnte und welches Ziel man erreichen wollte. Auch dürften Verträge mit den auf diesem Wege befindlichen Völkern und Stämmen abgeschlossen worden sein, damit es nicht zu unsinnigen Zusammenstößen kam und die Kraft des auswandernden Volkes schon am Anfang erschöpft wurde. Der Zug ging in Etappen vor sich, und die Masse des jungen Gotenvolkes wird etwa 50 Jahre gebraucht haben, bis sie in die Landschaft kam, die ihr für eine Neusiedlung am geeignesten erschien. Wenn wir rechnen, daß die Goten, zunächst noch nicht in zwei Völkerschaften, bzw. Stämme getrennt, um 150 oder 100 nach Ztwd. am Schwarzen Meer ankamen, so haben sie dort mindestens fünf Generationen gesessen, gesiedelt, das Land bebaut, Häuser errichtet, Rechtspflege getrieben, sich, wie zuhause, staatlich oder stammlich organisiert und dem Lande den Stempel aufgedrückt. (Es ist bekannt, daß noch im 17. Jahrhundert Reste der Krimgoten eine Gesandtschaft nach Byzanz schickten, die mit dem Kaiser verhandelte.)
Zum Unglück für das ausgewanderte Volk kam um diese Zeit, also etwa um 275 bis 300, die gelbe Flut aus der Mongolei angebraust, ein Vorgang, der den Aufbruch vieler weiterer Völkerschaften der Germanen verursacht hat und den man gemeinhin mit „Völkerwanderung" bezeichnet. Man setzt ihn in der Geschichte mit 375 an; doch ist dieses Datum viel zu spät berechnet, denn die Goten bekamen den Druck der „Hunnen" schon über hundert Jahre vorher zu spüren.

Sie hatten sich inzwischen, wohl infolge stärkerer Vermehrung in dem fruchtbaren Lande, in die beiden Stämme der Ost- und West-Goten gegliedert, so daß die Ostgoten zuerst den gewaltigen Andrang der gelben Völker aufhalten mußten und dabei langsam nach Westen in Bewegung kamen.

Die Erörterung dieser Verhältnisse ist notwendig, um zu verstehen, unter welchen Bedingungen die Goten schließlich auf dem Balkan ankamen und warum sie den christlichen Lockungen

zu einem neuen Glauben überhaupt Gehör schenken konnten. Unter dem Druck der Hunnen drängten zuerst die Ostgoten nach Westen und bewegten die Brüder, die Westgoten, weiterzuziehen. Diese nahmen den vorgezeichneten Weg über das heutige Rumänien, Mazedonien, Serbien und Kroatien (wo heute noch viele blonde Menschen von ihrem einstigen Durchzug zeugen) nach Italien. Die Geschichte Alarichs ist bekannt, aus Italien zogen die Westgoten weiter nach Burgund, Frankreich und schließlich nach Spanien, wo sie ein Reich gründeten, das über hundert Jahre erhalten blieb.

Die Ostgoten, die zunächst den Hunnen Widerstand geleistet hatten, mußten nun auch dem immer stärker werdenden Drucke der Mongolen weichen und zogen dieselbe Bahn, welche die Westgoten gegangen waren. Auf dem Balkan stießen sie auf die ersten christlichen Sendboten, etwa in der Mitte des vierten Jahrhunderts. Bis zu Kaiser Julian hatten die Herrscher des Römischen Reiches den Germanen gegenüber eine friedliche Politik betrieben, hatten ihnen Land gegeben, Verträge mit ihnen abgeschlossen und sie als Kolonen (das heißt: anerkannte Siedler) betrachtet, hatten auch gern die Dienste ihrer Krieger in Anspruch genommen, wenn diese sich erboten, für eine gewisse Zeit dem römischen Kaiser zu dienen. — So waren auch in dem Heere, in dem Julian kämpfend fiel, germanische Soldaten gewesen, die treu ihrer Verpflichtung ihren Dienst taten und als Söldner bei den Römern hochgeachtet waren. Ein solcher gotischer Söldner im Heere der Römer wird auch der Vater des Ulfilas gewesen sein, der mit einer Frau aus Kappadozien in Kleinasien den Sohn zeugte, welcher der sogenannte „Bischof und Bekehrer der Goten“ werden sollte. Ulfilas (Wulfila = Wölfchen) war also ein Mischling aus einer Verbindung eines Goten mit einer Kleinasiatin. Dies mag die Bekehrungssucht des halbgotischen christlichen Sendlings erklären.

* Anmerkung: Julian von den Christen genannt der „Abtrünnige“, weil er noch einmal als heidnisch-religiöser Herrscher über die röm. Reiche herrschte.

78.

Ulfilas der Halbgote

Als Ulfilas anfing, den Goten „das Evangelium“ zu predigen, wie man das heute nennt, also die „Frohe Botschaft“ von der Erlösung im Himmel und von dem einzigen Sohne Gottes, der ein Mensch war (denn Ulfilas brachte die den Germanen näherstehende arianische Botschaft), waren die Goten seit 250 Jahren auf der Wanderung. Kurze Zeit, vielleicht 3 Generationen, hat-

ten sie am Schwarzen Meer gesiedelt, vorher waren sie 50 Jahre gewandert und in Unruhe der Erwartung verblieben, und nun stießen sie auf den Anspruch und die Verkündigung, daß es mit allem Erdenleid ein Ende habe, wenn man den richtigen Glauben besitze. Einst war die junge Mannschaft ausgezogen, um neues Siedlungsland zu finden. Dieser Wunsch und der Inhalt aller ihrer Träume hatte sich nicht erfüllt. Zweihundert Jahre lang waren sie umhergestoßen worden und hatten sich nur mit dem Schwerte für kurze Zeit Ruhe und Rast, Acker und Sippengemeinschaft erkämpfen können. Die alten Heiligtümer hatten sie verlassen, nur wenige weise Führer aus ihrem Volke waren ihnen Ratgeber und Begleiter gewesen, der feste Glaube an die Gerechtigkeit der heimischen Götter war geschwunden, Volk und Frauen, Männer und Krieger, Kinder und mitgeführte Diener, heute Sklaven genannt, alles war wurzellos geworden, in Unordnung gekommen, hatte die gefügte Tradition des Lebens verlassen; mit einem Wort: dies Volk war nicht mehr das gleiche, das einmal ausgewandert war, — „nur sich selber gleich", wie Tacitus sagt. Sondern es war zerrüttet, im Innersten erschüttert und aus der heiligen Ordnung ihres heimatgebundenen Daseins aufgeschreckt, verstört und verwirrt. Nur die Krieger mochten noch an die einstige Strenge, an die großen Werte der Treue und Tapferkeit glauben, an Führer und Gefolgschaft, weil ohne sie ihre Existenz aufgehört hätte.

Schon hatten in der langen Wanderzeit Mischehen eingesetzt, weil es an Frauen des eigenen Stammes und der eigenen Art fehlte, wie das Beispiel des Ulfilas selbst zeigt. Fremde Frauen waren genommen worden, und Mischehen hatten sich verbreitet, welche den klaren Ursprung des Nordens verdunkelten, im wörtlichen Sinne, welche das „Blut" veränderten und das Aussehen des wandernden Volkes zu Ungunsten der früheren Einheit verdarben. Dies Volk war heimatlos geworden. Wer aber seine Heimat verliert, verliert seinen Urgrund, reißt die geheime Verbindung zwischen Mensch und Boden entzwei und schneidet sich selbst die Wurzeln seines Wesens ab.

Auf solch ein Volk stieß Ulfilas, der Bekehrungseifrige, er selbst ein Beispiel der Mischung und Entwurzelung im Glauben. Bei den Sklaven, den Mischlingen und bei den Frauen, vor allem bei denen, die selbst schon fremdes Blut getragen hatten, stieß er auf eine Bereitschaft, eine Lehre anzunehmen, die Lösung und Erlösung vom Los der Wanderschaft, der Unsicherheit und des ewigen Kampfes verhieß. Hier fand er die ersten Anhänger, die den Verführertönen der idealen Lockung verfielen, die auf die Vergeblichkeit des immerwährenden Umherziehens ververwiesen, die nichts mehr wollten als Ruhe, Frieden und Festig-

keit ihres Lebens. Denn der Hang zur Heimat als Sehnsucht des Herzens nach Erfüllung in Boden und Siedlung war in allen geblieben, und die christliche Lehre schien sie zu gewähren. Denn so lange die Germanen „Heiden" blieben, wurden sie nicht für voll genommen als Bürger des Reiches. Wenn sie aber den Glauben des Staates annahmen, hatten sie bei der sonstigen Duldsamkeit gegenüber andersrassigen Kolonisten das Recht, auf Dauer zu bleiben und nun Vollglied des Imperiums zu werden. Dieser Gesichtspunkt, der Politisches mit dem Wunsch nach Frieden und Ruhe mischte, wurde zum starken Beförderer der Christianisierung des ersten germanischen Stammes. Daß Ulfilas dabei Unruhe und Zweifel, Verwirrung und Spaltung in die Reihen seines Volkes trug, ist sicher; aber was machte das dem fanatischen Bekehrer aus, wenn er nur seinen Auftrag erfüllte, die Goten „für Christus" zu gewinnen.

Jedoch ist der geheime und offene Widerstand gegen den fremden Glauben noch lange bei den Goten zu spüren. Und selbst wenn sie Christen geworden waren, Nennchristen und „Bekenntnischristen", so konnten sie doch keine Tatchristen sein, denn die Not des Volkes brannte den führenden Schichten auf den Nägeln, und es hieß — trotz der Friedensverheißungen des „Bischofs Ulfilas" — immer noch, sich selbst zu behaupten oder unterzugehen. Denn die Römer fingen in dieser Zeit an, ihre Politik gegenüber den Germanen zu ändern und eine feindliche Haltung den jungen Völkern gegenüber einzunehmen, wohl in dem unsicheren Gefühl, daß diese neuen Menschen, die da aus dem Osten kamen, bald eine mächtige Rolle in ihrem Staate spielen würden. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Trotz der teilweisen Verchristlichung des Gotenvolkes war die Stärke des Heeres noch groß. Der Troß freilich war verdorben, wie die Etappe ja meist der Quell der Unordnung mit seiner Neigung zu Unruhe und Revolte ist; aber die Gliederung der Kämpfenden gehorchte immer noch den alten Gesetzen der Ehre, der Treue, der Tapferkeit, der ungebrochenen Mannhaftigkeit, des Mutes und der Todesverachtung. Hier fand der Christianismus noch wenig Eingang, und wenn es nicht zugunsten einer Frau war, daß ein Krieger den Schein des neuen Glaubens annahm, so wurde die Weichheit, Unmännlichkeit, die Volkslosigkeit und Himmelssehnsucht der Christen verachtet und verhöhnt, denn sie wurde als das genaue Gegenteil aller der Tugenden empfunden, die den Helden, das Urbild des Nordens, den Krieger, den Bauern und den kühnen Seefahrer ausmachten: diese Ideale unserer Art galten immer noch im Heere. Ulfilas fand wenig Kämpfer, die für das Himmelreich statt für ihre Existenz auf der Erde ihr Leben einsetzen wollten.

79.

Des Ulfilas unverdientes Verdienst

Der Christenprediger und Teilbekehrer Ulfilas hatte es erreicht, einen Zwiespalt in das Gotenvolk zu tragen und es in der Einheit von Glaube und Sitte, Volkstum und Überlieferung irre zu machen und zu verwirren. Er hatte außerdem dem Pápa — (so hieß der Papst auf römisch) — in Rom den Gefallen getan, die Goten in den Konflikt zwischen politisch und religiös einzuschalten, wobei von nun an die religiöse Überzeugung, bezw. der Scheinglaube als Argument für die Staatsdinge verwandt wurde. Die unselige Verquickung von Religion und Politik nimmt hier für die germanischen Völker ihren Anfang, und wir sind bis auf den heutigen Tag davon nicht losgekommen. Der Fluch, das tiefste Gefühl des Menschen, seine Stellung und Bindung zum Göttlichen, mit den Fragen und Gemeinheiten der M a c h t zu verbinden, ist seitdem nicht erloschen. Er wird erst aufhören, wirksam zu sein, — jedenfalls in der Staats- und Völkerpolitik, — wenn jede Verbindung zwischen staatlicher Macht und dem Glauben des Volkes gelöst ist. Erst dann, wenn der Glaube nur aus sich selber lebt und wenn die tragende Gemeinschaft des Glaubens, ob man sie Kirche oder anders nennt, völlig frei ist von jeder Begünstigung oder Bedrohung durch den Staat, erst dann wird das religiöse Gefühl frei sein in seiner Entfaltung und wird d e m in Achtung und Hingabe gewidmet sein, was wir den Inbegriff des Seins, das Göttliche, nennen.

Wir sehen also in der Teilbekehrung des Gotenvolkes durch Ulfilas weder eine lobenswerte Tat noch einen kulturellen oder geschichtlichen „Fortschritt", sondern allein eines jener Ereignisse, mit denen sich der Geschichtsschreiber und der betrachtende Mensch abzufinden hat, weil es „nun einmal nicht anders gekommen ist". Einen Sinn oder ein besonderes Verdienst darin zu erkennen, ist uns versagt.

Aber dieser Gotenbekehrer hat ein unverdientes Verdienst für sich zu buchen, das er gewiß am letzten gewünscht oder erwartet hätte: er hat die gotische Sprache uns auf einer Zeitstufe überliefert, wo sie für die spätere Sprachwissenschaft von unschätzbarer Bedeutung ist: er hat sie für die Zukunft durch seine Bibelübersetzung gerettet. Dies ist ein unpersönliches Verdienst, das wir Heutigen ihm nicht hoch genug anrechnen könnten, wenn es nicht verbunden wäre mit einer fragwürdigen und von uns verurteilten Handlungsweise, nämlich ein Volk aus seinen Bindungen zu reißen, die ihm den letzten Halt in einer Zeit der Umwälzung und allgemeinen Umschichtung geben konnten.

(Wir werden das Problem des Endes des altgermanischen Glaubens später gründlicher behandeln.)
Das Gotische erscheint uns so und von da an als die älteste uns überlieferte germanische Sprache, die uns ein vollständiges Bild vom grammatischen Aufbau, ein sehr reiches Bild des Wortschatzes und ein äußerst willkommenes Bild zum Vergleich mit späteren germanischen Sprachen und Sprachstufen bietet. Die Erhaltung der gotischen Sprachform ist auf diese Weise ein Geschenk, welches einzig dasteht und der Wissenschaft eine Vielzahl von Schlüssen und Aufschlüssen erlaubt hat, indem sie diese Sprachstufe mit den späteren vergleichen und so den Zusammenhang der verschiedenen Spracharten des Germanischen fast völlig klären konnte.
Außerdem ist bei dieser Bibelübersetzung noch ein anderes Problem abgefallen, das bis heute die wissenschaftlichen Geister bewegt hat, nämlich die Frage, welche Schriftart der von Ulfilas gewählten Form seiner Buchstaben zugrunde liegt, und das weitere Problem, ob und wieweit der Übersetzer die Runenschrift mitverwendet hat, um sein Alphabet zu schaffen. Beide Punkte, Sprache und Schriftform sind seitdem im wissenschaftlichen Gespräch geblieben; sie sind geeignet, ein bestimmtes Licht auf gewisse Fragen der alten Kultur zu werfen. In den Worten der gotischen Sprache, die Ulfilas verwenden mußte, da er ein religiöses Werk, die Bibel, übersetzte, kommen notwendigerweise solche Ausdrücke und Bezeichnungen ans Tageslicht, welche uns zugleich Aufschluß geben können über das Wesen der germanischen Frömmigkeit. Denn der „Gotenbischof" war ja gezwungen, aus dem Vorstellungsschatz des gotischen Volkes heraus zu denken und zu übertragen. Er mußte Bilder, Gleichnisse, Symbole verwenden, die dem Germanen etwas Religiöses zu sagen hatten, und dabei konnte er nicht umhin, diejenigen Geistesinhalte zu berühren, welche in dem Gotenvolke als Glaubenswerte vorhanden waren. So hat er uns unbewußt und ungewollt Sprachsinnbilder erhalten, an denen wir sehen, wie anders geartet im Grunde die germanische Frömmigkeit war als die christliche. Dies wird an einem Beispiel deutlich, das ich hier zum Schluß anführen will. Es ist das sogenannte „Gotische Vaterunser".

Matth. VI, 9—13:

Atta unsar (Vater unser oder auf deutsch: Unser Vater) thu in himinam (du in den Himmeln) weihnai namo thein (geheiligt möge sein dein Name) wairthai wilja theins, es werde dein Wille), quimai thiudinassus theins (es möge kommen dein Königreich), swe in himina jah ana airthai (wie im Himmel so auch

auf der Erde), hlaif unsarana thana sinteinan (Brot unseres das tägliche) gif uns himma daga (gib uns am heutigen Tage) jah aflet uns (und erlaß uns = vergib uns) thatei skulans sijaima (daß wir Schuldige sein mögen) swaswe jah weis afletam (wie auch wir vergeben) thaim skulam unsaraim (den uns Schuldigen); jah ni bringais uns in fraistubnjai (und bringe uns nicht in Versuchung), ak lausei uns af thamma ubilin (sondern löse uns von diesem Übel) unte theina ist thiudangardi (denn dein ist das Königreich) jah mahts (und die Macht) jah wulthus (und die Herrlichkeit) in aiweins (in Ewigkeit) — Amen. (So sei es.)

In dieser sicherlich sehr guten Übertragung kommt eine Menge von dem zum Ausdruck, was Ulfilas gefühlt und bewirkt hat, als er die Goten zu Christen machen wollte. Das Wort thiudinassus ist verräterisch, es heißt Königreich. Thiuda heißt Volk, dazu gehört auch der größte Gotenkönig Thiudareiks (genannt fälschlich Theoderich welches bedeutet: der durch das Volk Mächtige. Hier kommt bei Ulfilas zum Ausdruck, daß er über die germanische Vorstellung nicht hinwegkam — rein sprachlich nicht — daß es ein Reich nur mit einem König gebe, und daß ein König nur von der Gefolgschaft leben und handeln könne. Dies ist ein sehr schönes Beispiel für germanische Gesinnung, hier nun übertragen auf das himmlische Reich. Schon daran möge man ersehen, welche geistige Verkrampfung es ergeben mußte, die realen Lebensvorstellungen auf himmlische Hinter- und Überwelten umzustellen. Ebenso ist Thiudangardi eigentlich der für das Volk umhegte Bereich (= Gardi/Garten). Mahts ja wulthus klangen den Goten gut in den Ohren: Macht und Herrlichkeit (es ist das englische Wort in Common-wealth!), das waren Begriffe und Vorstellungen, die sie gern annahmen, und so erwarteten sie auch vom Christentum Macht und Herrlichkeit. Aber wie sehr hatten sie sich getäuscht! Was ihrer wartete, war Vernichtung und Untergang. Nach dem umfassenden Reich Theoderichs des Großen, der Franken und Thüringer, Langobarden und Schwaben unter seiner Herrschaft vereinte, kam der Todeskampf für beide Völker, für Ost- wie Westgoten. Kein Vaterunser und kein Christentum hat sie davor gerettet, niedergeschlagen, zersprengt und in alle Welt verstreut zu werden; im Gegenteil: das christliche Ostrom bereitete ihnen den Untergang. Das war der Lohn dafür, daß sie die Lehre vom Heil der Welt im künftigen Himmelreich angenommen hatten.

80.

Die sogenannte „Völkerwanderung"

Das Wort Völkerwanderung vermittelt einen unrichtigen Eindruck und eine falsche Vorstellung von den tatsächlichen Ereignissen und deren tieferen Ursachen. Es wird daher hier in Anführungsstriche gesetzt, damit man jederzeit sich bewußt macht, daß andere Gründe als etwa Wanderlust und Abenteuersinn vorliegen müssen, wenn ganze Völker oder doch wenigstens große Teile von ihnen Hof und Heimat verlassen und in eine unbekannte Fremde mit Kind und Kegel, Frauen und alten Menschen ziehen. Auch das Datum, welches die gewöhnliche Geschichtsschreibung für die Bewegungen und Umschichtungen unter den europäischen Stämmen ansetzt, ist nicht zutreffend. Denn längst vor 375, wie das Datum der Geschichtsbücher lautet, begann die Unruhe und der darauf folgende Aufbruch ganzer Menschengruppen vor sich zu gehen. Wir haben schon am Beispiele der Goten erfahren, daß die Anstöße zu dem Verlassen der neugefundenen Krim- und Schwarzmeer-Heimat die mongolischen Völkerschaften waren, die auf den Ostteil des Gotenvolkes zu drücken begannen.

Dieser asiatische Druck ging aus vom Fernen Osten und dauerte rund 250 Jahre. Er war eine kriegerische Unternehmung zur Eroberung Europas und richtete sich gezielt auf alle Gebiete vom Balkan bis nach Frankreich. Dort fand im Jahre 452 die Entscheidungsschlacht um den Besitz des Kontinents statt. Wir greifen in der Darstellung absichtlich vor, um den gesamten Vorgang deutlich zu machen, der zusammenhängend und strategisch geplant war. Auf den „Katalaunischen Gefilden" (das heißt in der Ebene des heutigen Chalons) stieß Attila, der Hunnenherrscher auf ein römisch-gallisch-germanisches Heer unter dem General Aëtius. Auch auf der Seite der Hunnen standen Germanen, ein Teil der Ostgoten, die sich halb gezwungen und halb freiwillig den Asiaten angeschlossen hatten, und Teile anderer germanischer Völkerschaften, die in Bewegung geraten waren und nun hofften, im Gefolge des mächtigen Kriegsherren aus dem Osten neue Wohnsitze zu finden. So standen sich Germanen einander gegenüber, und der blutigste Teil der Zweitageschlacht wurde von Kriegern unserer Art und unseres Blutes ausgetragen. (Nach dem alten Spruch: Germanen können nur von Germanen besiegt werden!)

Aber die Schlacht blieb unentschieden. Es gelang dem Hunnenkönig nicht („Huneo truchtin" aus dem Hildebrandslied: gleich der Herr der Hunnen), das weströmisch-germanische Heer zu

schlagen oder vom Platze zu verdrängen. Die Standhaftigkeit der Eingesessenen trug tatsächlich den Sieg über die Eindringlinge davon. Attila, die „Gottesgeißel", wie er von den Christen genannt wurde, zog schließlich ab und führte sein Heer nach Ungarn zurück, während auf dem Wege dahin manche der Stämme, die ihn begleitet hatten, abfielen und zurückblieben, da seine große Rolle ausgespielt schien.

Was hat dieser Gesamtvorgang mit dem religiösen Wesen der Germanen zu tun? Er zeigt dem schärfer hinblickenden Auge folgendes: Die germanischen Einzelstämme wie Goten, Burgunder, Vandalen, Franken, Skiren, Rugier, Thüringer und andere waren alle durcheinandergeschüttelt, ohne Heimat, auf dem Wege, treibend in dem großen Strom, den die Hunnen ausgelöst hatten, als sie von Asien her Europa überfluteten. Dieses durcheinander wirbelnde Chaos von Stämmen und Einzelnen, Häuptlingen, gewählten Herzögen und selbsternannten Not-Führern hatte keine innere Einheit mehr. Mit der landschaftlichen Heimat war die innere Heimat verschwunden, welche die Bebauung des Bodens, der Dienst an den Heiligtümern, die Verehrung der alten Götter gebildet hatte. Diese Stämme, aufgewühlt und ausweglos, waren reif für das Christentum geworden, weil sie ihren Eigenglauben verloren hatten, verwässert, verbraucht, zerschlissen, überfremdet und schließlich der formulierten Lehre vom einzigen Erlöser aus all dieser Not erlegen. Mit den heimatlosen, wandernden Germanen war kein Staat mehr zu machen.

Ihre Seele war angebrochen und ausgehöhlt. Was übrig geblieben war, war die kriegerische Tüchtigkeit, der Kampfesmut, die Gefolgschaft gegenüber dem erkorenen Führer bis in den Tod, die Standhaftigkeit im Aushalten der Angriffe der beweglichen Reiterschwärme der Hunnen und die wilde Angriffskraft, welche die Germanen immer noch zeigten und die dem Hunnenherrscher Grauen einflößte, wenn er an die massenhafte Feigheit der eigenen Leute dachte, die den Paniken gefährlicher Augenblicke leicht erlagen, wenn ihr erster Ansturm vergeblich gewesen war. Aber die innere Einheit von Volk und Glaube, die einst die unerschütterliche Grundlage des germanischen Wesens war, konnte man in den Reststämmen der großen Völker, die auf dem Kriegszuge herumstreiften, nicht mehr finden. So ist es fast noch ein Wunder zu nennen, wenn die Ostgoten in Italien ihr Reich unter ihrem größten König Thiudareiks (Theoderich) aufrichteten und an hundert Jahre hielten, wenn die Westgoten in Spanien ebensolange einen Staat gebaut hatten, wenn die Vandalen in Nordafrika bis 500 der Schrecken des Mittelmeeres wurden und die Angeln und Sachsen in England eine Reihe von

Kleinkönigen schufen, die bis in die Wikingerzeit hinein Bestand hatten und noch heute in ihrer Bevölkerungszusammensetzung den wesentlichen Teil des englischen Volkes bilden.
Aber die Seele des germanischen Menschen war erschüttert, besonders in all den Stämmen, die in Bewegung geraten waren und kein neues Siedlungsland für die Dauer gefunden hatten. Daher kommt es, daß die christliche Mission in all diesen Gebieten verhältnismäßig leichtes Spiel hatte, wo Mischbevölkerungen infolge der Züge und Wanderungen, der Schlachten und asiatischen Einflüsse entstanden waren. Dagegen stieß der fremde Glaube auf Eisen, wo er sich an die bodenständig gebliebenen Stämme heranwagte. Hessen, Thüringer und Sachsen und gar die Nordvölker konnten nur mit anderen Mitteln gezwungen werden, die Lehre von der Erlösung durch Jesus Christus anzunehmen.

31.

Franken Hessen Thüringer

Das Schicksal der germanischen Wandervölker zeigt, daß sie nach Aufgabe ihrer Heimat ruhelos und friedlos durch Europa zogen, dem ersten Ansturm der christlichen Missionare bald erlagen und früh in der Fremde (im Elend, wie das Mittelalter sagte) untergingen. Entwurzelt, von den heimischen Göttern und den überlieferten Lebensbräuchen abgeschnitten, bald vielfach vermischt, da Frauen fehlten, tausend anderen Einflüssen ausgesetzt, wurden sie nach und nach eine Beute abartiger Gewohnheiten und schädlicher Einwirkungen, die ihre Kraft und Gesundheit aufzehrten und schließlich vernichteten. Es ist verständlich, daß dieser Vorgang sich mit unabwendbarer Schicksalhaftigkeit vollzog, denn die Wandernden und Landsuchenden waren eine kleine Minderheit unter den fremden Völkern. Doch bleibt es erstaunlich, daß die Vandalen immerhin etwa hundert Jahre im fremden Afrika ausdauerten, bis sie als staatliches und volkliches Gebilde verschwanden; daß die Westgoten in Spanien etwa die gleiche Zeit ein organisiertes Gemeinschaftsleben führen konnten und daß die Ostgoten sogar in Italien ein Großreich schufen, das erst im 6. Jahrhundert den Byzantinern (Oströmern) erlag. Hierbei spielte die Tatsache eine wichtige Rolle, daß die Germanen fast alle Arianer *) geworden waren, während die offizielle Kirche sie als Ketzer

---

*) Arianer nach dem Bischof Arius (Kleinasien) welcher lehrte, daß Christus „gottähnlich" sei, nicht „gottgleich".

verfolgte. Schrittweise verfiel so der alte Glaube und mit ihm die seelische Geschlossenheit des Germanentums; erst mit der Not der Wanderschaft mit Vermischung und Schwund der Tradition, dann mit der Annahme eines fremden Glaubens, bis alle diese einzelnen Züge die Kraft der Seele aufgezehrt und die alte Lebensart ganz zerstört hatten. Es kommt einem geschichtlichen und organischen Lebensgesetz gleich, wenn man sagt, daß der Germane mit Notwendigkeit nach dem Auszug aus seiner Heimat zugrunde gehen mußte; ob früher oder später, ist dabei unwesentlich. Dies Früher oder Später hing ab von der bewahrten Substanz des seelisch-körperlichen Erbes, welches nach und nach aufgebraucht wurde, und dies um so schneller, je tiefer die Einflüsse der Fremde (der geistigen, religiösen und klimatischen) auf die verbliebenen Reste der überlieferten Volks- und Daseinsform einwirkten.

Der gleiche Vorgang spielt sich — in leicht variierter Form — nun auch bei denjenigen Stämmen ab, die in der Heimat zwar verblieben, aber in fernere oder nähere Beziehung zum Süden traten, sowohl in politischer Beziehung (zum römischen Reich wie die Bayern und Rheinländer) als auch zur christlichen Religion wie die Schwaben, Hessen und Franken. Das sterbende Römische Reich hat den germanischen Stämmen nicht nur Gutes und Heilsames hinterlassen. Es hat sie mit der großstädtischen Verkommenheit der spätrömischen Kultur (sprich: Zivilisation) bekannt gemacht, mit der Religionsvermischung aller Sekten und Heilsverkünder des Orients, was man „synkretistisch" nennt, und schließlich mit dem Eingott-Anspruch der anspruchsvollsten Glaubensform des vorderen Morgenlandes, dem Christentum.

Die Franken waren die ersten (d. h. die nach Frankreich ausgewanderten), welche die athanasianische *) Form der christlichen Lehre annahmen, weil diese die amtliche, geltende und am meisten politischen Erfolg versprechende war. So fielen sie den anderen germanischen Stämmen in den Rücken, die an der arianischen Form (Christus ist nur gott-ähnlich!) festhielten. Von da an spielte die politisch-religiöse Gebundenheit eine entscheidende Rolle, und dieses Moment darf bei der ganzen sogenannten „Heidenbekehrung" nicht übersehen werden. Man wurde als Germane erst als politischer Partner hoffähig, wenn man den „richtigen" Glauben hatte, und die schlauen Fürsten der Einzelstämme beeilten sich bald, auf der richtigen religiösen Seite zu stehen.

---

*) Anm. Athanasius, Bischof: „Christus ist gottgleich", „orthodoxe" = „rechtgläubige" Lehre der Kath. Kirche.

Die Franken waren darin führend. Als sie im fünften Jahrhundert von ihren Sitzen um den Niederrhein (Ripuarfranken) nach Westen weiter vordrängten und allmählich das alte Gallien zu durchdringen begannen, waren sie, die schon aus verschiedenen Volksstämmen bestanden, einem Vermischungsprozeß ausgesetzt (wir sagen heute dazu „Integration"—), der den keltischen Bestandteil der Gallier, den römischen der fünfhundert Jahre dauernden Besetzungszeit und den Bastardisierungsanteil aller dort hingeführten Legionen des Weltreiches einschloß. So entstand eine fränkisch-keltisch-römische Bevölkerung, die zuerst willig war, das Christentum anzunehmen (weil sie keine innere seelische Einheit mehr bildete), und dann unter Führung der Könige die athanasianische Form des Glaubens annahm, welche mehr Möglichkeiten zu politischen Vorteilen bot als die dem Germanen näherstehende arianische Bekenntnisweise.

Bei einer derart gemischten, uneinheitlichen und zum Teil gegensätzlichen Zusammensetzung der Bewohner Westfrankens (Frankreichs) ist es kein Wunder, wenn die Reste alter Sitte, die Reste der Gebundenheit an germanischen Brauch und an die strenge Sippenordnung bald verschwanden und an die Stelle einst geglaubter und betätigter Sittlichkeit die Verwahrlosung aller ethischen Begriffe trat, wie sie das Merowingerreich bald ausweisen sollte.

Es ist ein Gesetz der „Bekehrung" zu einem neuen Glauben, daß ein Hohlraum des seelischen und sittlichen Gefüges eintritt, der zur Auflösung aller bisherigen geltenden Normen führen muß und damit in den nächsten Generationen Entartungserscheinungen verursacht, welche vom Christentum gern den bösen heidnischen Bräuchen und der „Götzenanbetung" der Bekehrten zugeschrieben werden, in Wirklichkeit aber die unmittelbare und notwendige Folge der Christianisierung selbst sind. Denn wenn man die überlieferten Ehr- und Sittenbegriffe ausrottet, verachtet, schmäht und verteufelt, dann muß eine Leere im Herzen und in der Seele der also „Bekehrten" eintreten, welche alle Ausbruchskräfte des Gemütes und Gefühls, der Leidenschaften und sonst durch inneres Gesetz gezügelten Triebe in Bewegung setzt. Diese sittliche Auflösung ist überall da zu beobachten, wo das Christentum alte, überlieferte und Jahrtausende geglaubte religiöse Formen beseitigt hat. Auch in der späteren Wikingerzeit zeigen sich solche Züge; auch in der Zwangsbekehrung der nord- und mittelamerikanischen Indianer zeigen sich die gleichen Erscheinungen. In Hawii hat sie James Michener in seinem großartigen Buche gleichen Namens (Hawaii) dargestellt, und bei den bekehrten Farbigen unserer



Zeit ist es nicht anders, wie das Beispiel Afrikas in tausend abstoßenden Entsittlichungsfällen bewiesen hat. So war es auch bei den Franken im 5. und 6. Jahrhundert. Die Herrschaft der christlichen Merowinger kann mit ihren Machtkämpfen nur als abschreckendes Beispiel für die Auflösung aller sittlichen Begriffe genannt werden. Könige, Brüder und Verwandte, die sich gegenseitig morden, Frauen, die ihre Nebenbuhlerinnen zwischen zwei Pferden zerreißen lassen, Bastarde, die aus den königlichen Betten stiegen und, gemischten Blutes, wie sie waren, ein weiteres zur Verrohung des staatlichen und Familienlebens beitrugen, — die Reihe der Untaten und Mordgeschichten geht bis zu Karl dem Westfranken, der ebenfalls aus einer nicht-ebenbürtigen Mischung stammt.
Wir fragen: Was war hier das Christentum? W o war hier das Christentum? Es war ein Schleier, ein Deckmantel, ein tarnendes Gewand für Raub, Mord und Machtgier, die entfesselt worden war, nachdem die alte Sitte durch eben dies Christentum auf- und abgelöst, verketzert und entweiht worden war. — Die Franken waren die Wortführer Europas geworden. Wahrlich, es war ein schlechter Anfang für eine humane Religion, als welche das Christentum sich doch glaubte, dem Heidentum überlegen fühlen zu dürfen.

82.

Bonifatius, der Zerstörer der heiligen Donar-Eiche

Die Hessen waren die nächsten, welche „bekehrt" werden sollten. In ihr Land wurde der Experte für Germanenbekehrung geschickt, welcher schon in Bayern, Mainfranken, Thüringen und Friesland — meist vergeblich — „gewirkt" hatte. Wir setzen hier vielsagende Anführungsstriche vor „Bekehrung" und „Wirken", weil diese Worte und Begriffe alle aus dem christlichen Vokabular stammen. Für die Heiden hatten sie eine gegensätzliche Bedeutung, nämlich Unterwerfung und Schändung der uralten Heiligtümer, Zerstörung ihrer religiösen Tradition und Entwurzelung („Heraus-Erlösung" gemäß Paulus) aus Volk und Art, Sitte und Glaube.
Dies darf man keinen Augenblick lang vergessen, wenn man den germanischen Widerstand gerecht beurteilen will. Die deutschen Stämme waren in ihrem natürlichen R e c h t, wenn sie die sitte-zerstörenden Sendlinge Roms ablehnten. Leider waren sie zu tolerant, um sie ganz und gar aus ihrem Lande zu verbannen und fernzuhalten. Aber die weltliche Gewalt sorgte meist dafür, daß die Missionare dahin gehen konnten, wo sie ihr „Bekehrungswerk" ausüben wollten, nach einem Plan, der

in Rom entworfen wurde und dazu diente,die bisher noch störrischen deutschen Stämme religiös gefügig zu machen und unter die Oberhoheit des Papstes zu beugen. — Bonifatius soll ein Angelsachse mit Namen Winfried gewesen sein. Win-fried heißt Freund der Liebe oder auch des Friedens. Der Name deutet darauf hin, daß schon seine Eltern in England Christen waren und ihn dem Papst als Missionar zur Verfügung gestellt hatten. Er soll 673 in Wessex geboren sein, in dem Lande, welches zuerst das Christentum in England annahm, durch das Beispiel des Gaukönigs Aethelbert und seiner „milden" Frau zum neuen Glauben veranlaßt. Er wurde in Rom ausgebildet und dort mit der psychologischen Schulung versehen, auf die einfache Völker leicht hereinfielen, weil ihnen die Praktiken und Kniffe einer überreifen städtischen Südkultur nicht bekannt waren. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Fällung des hessischen Heiligtums, der Donareiche, zu begreifen. Mit der einfachen und trügerischen Formel: „Laßt uns sehen, wessen Gott stärker ist", sollte die Fällung des Baumes als Beweis für die überragende Macht des Christengottes durchschlagende Wirkung erzielen. Und um diese Tat sollte eine Legende gewoben werden, welche die Christianisierung der Hessen in das Licht der Überzeugtheit und Freiwilligkeit rückte.

Wenn man dieser Legende nun nüchtern und realdenkend nachgeht, so fällt an ihr so vieles auf, das nicht stimmen kann, so vieles, das jeder normalen Überlegung widerspricht und die ganze sogenannte Beweiskraft der „glaubensmutigen Tat" des römischen Sendlings aufhebt. Wer jemals eine Axt in der Hand gehabt hat und vor einem großen alten Baume stand — etwa einer tausendjährigen Eiche —, weiß, wie vergeblich es für einen einzelnen Menschen ist, solch einen Giganten ,etwa in einem Tage zu fällen, indes Stunde um Stunde Hunderte umherstehen und zuschauen, ob dem Missionar das Werk auch gelingen möge. Der Gedanke daran ist so absurd, daß er nur einer Kirche, welcher das Credo quia absurdum (Ich glaube, w e i l es unsinnig ist) geläufig ist, einfallen kann, für wahr, glaubhaft und wirklich vollziehbar gehalten zu werden.

Wenn überhaupt die Donar-Eiche, der Baum, in dem nach Tacitus für die Germanen die Gottheit zeitweilig ihren Sitz nimmt, gefällt worden ist, so erstens nur von einer Schar von Fanatikern, die gemeinsam an dieses religiöse Heiligtum herangingen, und zweitens dies nur tun konnten, weil sie unter dem militärischen Schutz einer Macht standen, die ihnen Sicherheit an Leib und Leben garantierte. Die Franken als Besatzungsmacht eigneten sich vortrefflich für die Ausübung dieser Schutzfunktion für die Heiligtums-Schänder.

Ohnmächtig und zornbebend müssen die Hessen dabei gestanden haben, und nur die schon „Bekehrten", Sklaven, Diener und Unterworfene, werden gejohlt haben, als der herrliche Baum, wie er in der Edda gepriesen worden ist, fiel, denn er war für sie das Zeichen der H e r r e n, der Edelinge, der alten Überlieferung, die der Pöbel aller Zeiten stets gern in Schmutz zieht, auf die Erde herabgezogen, nachdem sie als Sinnbild der führenden Volksschichten und als Verehrungsbild des alten Glaubens jahrhundertelang gedient, den Göttern und dem Volke gedient hatte.
So ist vieleicht der Vorgang zu deuten. Daß die Kirche ihren Heiligen- und Märtyrerlegenden einen schönen Mantel der frommen Lüge umgehängt hat, wäre kein Einzelfall. Aber wir dürfen diese Untat heute unter dem tieferen Verständnis für Volksglauben und seelische Kultschätze der Vergangenheit sehen, und da bleibt nichts von Heroismus und Beglückung der germanischen Menschheit übrig, sondern nur bittere Klage, daß die heiligen Stätten unseres Volkes dem römischen Priesterspruch einer Religion unterworfen wurden, die das „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" in einer seltsamen Verirrung umwandelte zu dem Befehl: Zerstöre das Teuerste Deines Volksbruders, — „um seine Seele zu retten".
Wir können daher das Ende des Bonifatius-Gutatem (denn das bedeutet das lateinische Wort!), der den Tod bei den Friesen fand, als er auch ihre Heiligtümer angreifen und in den Staub ziehen wollte, nur gerecht finden. Er fand den Lohn bei einem Stamme, der sich nicht wehrlos entehren ließ und den alten Göttern die Treue hielt, bis das Ende auch für sie kam.
Was H. M. Hammerbacher in seinem Buch Donareiche, Orion-Verlag Heusenstamm 1968, S. 75 ff. berichtet, ist daher nicht zu scharf oder voreingenommen zu nennen, sondern eher zu milde in der Beurteilung des Hergangs, des Wahrheitsgehaltes und der Bekehrungsumstände jener Zeit. Siehe auch sein Zitat auf S. 79 oben, wo Bonifatius zugibt, daß er bei den Deutschen nichts ohne den Schutz der Franken-Fürsten ausrichten könne.

83.

Die Thüringer und die Irminsul

Die Thüringer sind die Erben der Schnurkeramiker der jüngeren Steinzeit. Sie sind der gleichen Art wie sie und können als ihre unmittelbaren Nachkommen betrachtet werden. Im „grünen Herzen" Deutschlands nehmen sie eine Zentralstellung zwischen Nord und Süd ein und sind daher stets den stärksten

Angriffen von beiden Seiten ausgesetzt gewesen. Als germanischer Stamm sind sie ein Kernvolk ähnlich wie die Sachsen, wenn auch stärker durchmischt von slavischen Bestandteilen. Dies mag für die frühen Zeiten noch keine Geltung gehabt haben, aber heute kann man deutlich den stark germanisch-nordischen Bestandteil von dem slavisch-ostisch gefärbten unterscheiden. Oft spalteten sich beide Erblinien in einer Familie, so daß die Frauen (etwa) nach der slavischen Seite, die männlichen Glieder der Sippe nach der germanischen ausschlagen, — oder umgekehrt. Auch im Charakter ist der Unterschied deutlich zu erkennen.

Der großzügige, freimütige, trotzige, autorität-verachtende nordische Teil steht in seltsamem Gegensatz zu dem eher sich beugenden, peinlich sparsamen und etwas engherzigen Slaventyp, ohne daß diese Charakterkritik völlig durchgehend wäre oder ein Werturteil enthalten sollte.

Wahrscheinlich sind schon in der frühen Bronzezeit kräftige Wanderungszüge von Thüringen ausgegangen, und die Möglichkeit muß beachtet werden, daß die Wortwurzel Thur = Dor dieselbe ist wie zwischen Thüringern und Doriern. Dann wäre der Hauptzug der hellenischen kulturbildenden Völker aus dem Herzen Deutschlands gekommen, wie das zum Beispiel der Anthropologe und Historiker Günther anzunehmen geneigt ist. Die schnurkeramische Bevölkerung jedenfalls darf als eine sehr einheitliche Volksmasse gedacht werden, da die Bodenhinterlassenschaft für lange Zeiträume und gleichartige Wesenseigenschaften spricht.

Diese Gleichmäßigkeit der alten Bevölkerung Thüringens hat in der Jungsteinzeit zu der Verehrung heimischer Göttergestalten geführt, denen man die Herkunft aus einem bäuerlichen Land ansieht. Die Wanen-Religion hat ihren festesten Sitz in diesem Zentralland deutschen Bodens. Die Fruchtbarkeitsgottheiten wie Thor-Donar, Balder-Apollo (Phol), Freya-Hera-Juno, die chthonischen und gäischen (Erd- und Mutter-Gottheiten) entstammen der jahrhunderte- oder jahrtausendealten Kultur eines Bauernvolkes und haben sich sowohl in Griechenland wie in Italien wie später auch in Germanien lange gehalten, selbst als der Odin-Wodansglaube der neueren Zeit (etwa von 2000 ab) die kriegerischen Tugenden und damit die Kriegsgötter stärker in den Vordergrund zu stellen begann. Wie wir wissen, ist erst aus dem Zusammenfluß der wanischen Lebensgötter mit den asischen Kriegs- und Schicksalsgottheiten der eigentliche germanische Glaube erwachsen, der beide Elemente in sich vereinigt, das friedliche Leben des Hüters und Wahrers der Erde und der Tiere



und das auf Sieg, Ausgriff und Angriff gestellte Wesen der Erobererovölker, als welche die Indogermanen schon zum Teil aufgetreten waren, wenn sie — aus welchen Gründen auch immer — in die Ferne und Fremde zogen und dort neues Land fanden, in dem sie Kultur schufen und schließlich untergingen.

Als solch ein Volk haben die Thüringer auch einen bestimmten Anteil an der Auseinandersetzung der germanischen Seele mit dem Christentum. Auch bei ihnen hat es lange gedauert, bis die Sendboten des Papstes gewisse äußere Erfolge erzielen konnten. Noch 536 nach Ztwd. wird uns berichtet, daß in einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Sachsen, in der die Thüringer siegreich blieben, diese eine Irminsul in ihrem Lager errichteten, um den Sieg zu feiern, den ihnen die Asengötter gegeben hatten, Wodan und Ziu (Odin und Tyr im Nordischen), die alten großen Entscheider der Völkerschicksale. Die Säule des Göttlichen, der ewige Himmelsbaum, das Sinnbild für das lebentragende All und die Gesetzlichkeit alles Seins war also nicht nur das Zeichen friedlicher Wahrung der Daseins- und Bodenkräfte, sondern es war auch das Symbol für das kämpfende, siegende und überwältigende All-Leben, in dem das Starke und Machtvolle das Schwächere überwindet. So konnte man den Göttern für den Sieg danken, indem man die ewige Esche zum Gleichnis für Tapferkeit, Heimattreue und Opfergesinnung machte. Denn das Leben erhält und überwindet sich stets nur durch die Hingabe an die höchsten Tugenden, und diese waren dem Thüringer der frühgermanischen Zeit, wie allen seinen Artverwandten, die Eigenschaften der Ehre, der Bereitschaft, des Gemeinsinnes und des völkischen Stolzes, welche die Freiheit der eigenen Lebensgestaltung verbürgten.

Nur unter dem Drucke der fränkischen Herren, die alsbald mit der Mission zusammen das thüringische Volk bedrängten, gelang es, diesen freien und eigenwilligen Stamm unter das Joch des Einheitsstaates zu beugen und ihm das zweite Joch der Seele und des Geistes aufzuerlegen, welches der neue Glaube war. In Thüringen wie in Hessen haben sich bis auf den heutigen Tag unter der christlichen Maske noch viele alte Bräuche erhalten, die das wirkliche heidnische Denken und Fühlen der Bevölkerung zeigen. Diese Symbole sind in und an Kirchen zu finden, wo der Lebensbaum etwa unauslöschbar das Geheimnis germanischer Weltdeutung verkündet und wo der Jahreskreis als eines der häufigsten Motive der künstlerischen Gestaltung an gotischen Spitzbögen wie an romanischen Rundbögen wiederkehrt. Raute und Mondgöttin, christlich umdeutend oder heidnisch nur noch ornamental ausgedrückt, weisen immer noch in die Zeit, wo das grüne Herz des Mittellandes Europas im Ein-



klang schlug mit der Volksseele, wo Volk, Staat und Glaube nur die verschiedene Widerspiegelung des einen Geheimnisvollen war, das in unserem Innern aus göttlicher Kraft Gestaltung, Ordnung und Gesittung schafft und erhält.

84.

Widerstand und Ende der freien Sachsen

Der letzte Stamm auf deutschem Boden, der den römischen Missions-Trägern und dem Einheits-Reichs-Anspruch Widerstand leistete, waren die Sachsen. Das „Schwert Gottes", das heißt also das Schwert der römischen Kirche, war der Frankenkönig Karl, der sich zum Träger und Ausführer des christlichen Glaubensbefehls machte und damit den Zwang zum Einheitsreich verband. Beide Motive sind nicht zu trennen. Sie wirkten ineinander und aufeinander zu; sie ergänzen und rechtfertigen sich gegenseitig. Daher ist auch der staatliche Schuldanteil den Sachsen gegenüber vom christlichen Schuldanteil an der unbarmherzigen Niederwerfung und gewaltsamen „Bekehrung" nicht zu sondern und zu unterscheiden. Eins wurde durch das andere bewerkstelligt, und die Christianisierung diente ebenso der staatlichen Reichseinheit, wie die machtpolitische Niederwerfung der unfreiwilligen „Bekehrung" diente.
Ein Krieg von dreißig Jahren war nötig, um den stolzesten und stärksten Stamm der Deutschen zu beugen, seine Adelsschicht weitgehend auszurotten, ganze Bevölkerungsteile zu verpflanzen, Frauen und Kinder vom Mann zu trennen, die Sippen zu brechen und die Schutzlosen der Gewalt der fränkischen Söldner auszusetzen. Am Rhein, in Südfrankreich, in den Alpen siedelte Karl als glänzendes christliches Vorbild für alle „displaced-persons", für die Aussiedlungs- und Umsiedlungs-Experimente der Weltgeschichte die vertriebenen Sachsen an, um die Familienbindungen zu zerstören, die Sippentreue zu vernichten, den Mann, der im Kampfe stand, innerlich heimatlos zu machen und Kinder und Frauen einer ungewissen Zukunft und Umgebung auszuliefern. — Wer dies betrachtet und als Methode einer Unterwerfung, als Musterbeispiel römisch-abendländischer Politik zu würdigen versteht, kann nicht mehr erstaunt sein, daß diese Probe aufs Exempel so viele erfolgreiche Nachahmer in älterer und neuester Zeit gefunden hat. Neu daran ist für uns Heutige nur das Ausmaß, sozusagen der Zahlenindex, der jetzt in die Millionen geht, wo er früher „nur" Zehntausende betraf. Im Prinzip aber sind beide Vorgänge dasselbe: sie bedeuten Unmenschlichkeit und Völkermord in jenem Sinne, den das



Christentum offiziell und der L e h r e nach so sehr verurteilt, während es die Ausführung in die Praxis hundertmal begünstigt, wenn nicht herbeigeführt, auf keinen Fall aber verhindert hat, wie es die Pflicht einer sich auf die Humanität berufenden Religion gewesen wäre.

Wir verfolgen hier um des aufrechten und harten Widerstandes der Sachsen willen diesen grausigen Vorgang, der uns zugleich eine Lehre darüber erteilt, zu welchen Endlösungen politische Tücke und religiöser Fanatismus — hier wie dort — führen können, wenn es auf der einen Seite um die vorgebliche „staatliche Einheit" und auf der anderen Seite um die ebenso fadenscheinige Errettung für das Himmelreich und die Gewinnung für den „einzig-richtigen" Glauben geht.

Nach dem Tode seines Bruders Karlman (771) wurde er der alleinige Herrscher des Frankenreiches. Beide Ereignisse kamen ihm gleich gelegen. Er war der Sohn Pipins des Kleinen und am 2. April 742 geboren, wie die Legende berichtet, von einer unebenbürtigen Mutter, das heißt also von einer Sklavin, Hörigen oder Zweitfrau stammend. (Das Mittelalter nannte solche Herkunft die eines Gauchs, das bedeutet in unserm Sprachgebrauch: eines Bastards). Wie sein Geburtsmonat ausweist, gehört er zu den Macht- und Gewaltmenschen der Weltgeschichte, und so trat er seine vorgezeichnete Laufbahn an. Nur eines unterscheidet ihn von ähnlichen Gestalten der Historie (und auch der jüngsten Vergangenheit), nämlich die Tatsache, daß er ein verhältnismäßig hohes Alter erreichte und „ G l ü c k " hatte, auch in jenem germanischen Sinne, der Heil bedeutet; nur daß es nicht das Heil der Unterworfenen und Besiegten war, sondern allein sein „Eigenes", das „Heil" eines Menschen, den die Geschichte (die ebenso sinnlose und gewalttätige) auserkoren hatte, die Deutschen zu zwingen, in einem Gemeinwesen zusammenzuleben, welches andere Züge trug, als sie es sich in ihrem freiheitlichen, auf freiwilliges Bündnis eingestellten Geiste, gedacht hatten. Über diese Problematik und ihre Fragwürdigkeit ist an anderer Stelle zu handeln. Hier soll nur angedeutet werden, daß der Verfasser den Spruch der Weltgeschichte zwar auch für das Urteil des Weltgerichtes hält (—wer gewinnt, „hat Recht" —) aber daß er einen sittlichen Sinn in solcher Methode nicht finden kann, weil er der Meinung ist, daß die Welt- und Menschengeschichte in ihren Ergebnissen durchaus des sittlichen Sinnes entbehrt und daß das Ergebnis keineswegs die moralische Rechtfertigung eines politischen Tuns bedeutet.

Die Sachsen widerstanden unter ihrem Herzog Wittekind (Widukind) dem Anspruch, in das fränkische Reich eingemeindet zu werden, und kämpften 33 Jahre lang um ihre Freiheit. Witte-

kind führte sie bis 785, wo er sich in Karls Hand gab und taufen ließ. Schon bis dahin hatten die sächsischen Heere dem Frankenkönig vielfach schwere Niederlagen beigebracht, die Karl jedesmal — im nächsten Sommerfeldzug — doppelt blutig rächte. So ging der Kampf die ersten fünfzehn Jahre hin und her, eine Entscheidung fiel nicht, aber die Heimat des Stammes wurde zusehends verwüstet, entleert, die Einwohner vertrieben und „umgesiedelt", die Frauen und Kinder verschleppt, die Höfe standen leer, und das junge Blut der Nachwachsenden verkam in den gnadenlosen Zügen der Heereshaufen, die den Rittern Karls entweder auswichen oder sie bei günstiger Gelegenheit zur Vergeltungsschlacht stellten. Es war eine Guerillakrieg, der nur noch geführt werden konnte, und Wittekind sah, daß sein Stamm verdarb, die Äcker verfielen und das Gesamtvolk drohte, im grausigen Handwerk des Mordens unterzugehen. Da gab er auf, zumal er die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes gegen einen militärisch-technisch so hoch überlegenen Feind einsah.

85.

Die Zerstörung der Irminsul

Zwei Ereignisse sollen hier festgehalten werden, welche die notwendige Verquickung christlich-missionarischer Tätigkeit in Karls des Westfranken Tun mit seiner Staatspolitik deutlich aufzeigen. Das erste ist der Kriegszug Karls zur Irminsul und das zweite das „Blutgericht von Verden". Die Irminsul als höchstes Inbild germanischen Glaubens stand damals auf allen größeren Feststätten und Heiligtümern der deutschen Stämme, insbesondere der Sachsen und Thüringer und was zu ihren Bundesgenossen gehörte. So stand auch die goldglänzende Himmelssäule, der Weltenbaum, auf den Externsteinen bei Horn/Lippe, wo noch heute auf dem frühchristlichen Relief ihr Bild zu sehen ist. Dort tritt Joseph von Arimathia, indem er hilft, den Körper des Gekreuzigten vom Holze zu nehmen, auf die geknickte Weltsäule, zum Zeichen, daß das Christentum den germanischen Glauben besiegt und in den Staub getreten hat. Die Erinnerung an die Tat des Königs Karl war noch im 10. oder 11. Jahrhundert so stark, daß die genaue Form der Irminsul auch in dem Felsrelief-Bild wiederkehrt, wie wir sie aus anderen Darstellungen kennen. (Man legt die Anfertigung des Felsbildes in das ausgehende 10. oder beginnende 11. Jahrhundert, weil es noch eine sehr alte Form des christlichen Kreuzes zeigt.)
Die Berichte über die Zerstörungstat Karls stammen aus dem frühen oder mittleren 9. Jahrhundert, sind also frühestens fünf-

zig Jahre nach der Zerstörung der Irminsul abgefaßt worden. Den Chronisten Karls waren die genauen Verhältnisse zur Zeit des ersten Kriegszuges gegen die Sachsen offensichtlich nicht voll geläufig. So haben sie vermutlich die Eresburg mit den Externsteinen verwechselt, beziehungsweise beide Handlungen zusammengelegt. Hören wir zunächst den Bericht aus den Annalen des Einhard, welcher der Biograph des Frankenkönigs war.
Es sind die überarbeiteten und vermehrten Reichsannalen bis 829: „König Karl aber beschloß, als er bei Worms einen allgemeinen Reichstag einberufen hatte, Sachsen mit Krieg zu überziehen. Unverweilt in das Land eindringend, verheerte er alles mit Feuer und Schwert, nahm die Feste Aresburg, zerstörte das Götzenbild, das von den Sachsen Irminsul genannt wurde. Da er bei dessen Zerstörung drei Tage an demselben Orte verweilte . . ." und nun kommt die Geschichte, wie das Heer kein Wasser hatte und es ein heißer Sommer war. Aber am dritten Tage fing die dort vorhandene Quelle wieder an zu sprudeln, und Gott hatte ein Zeichen gesandt, wie wohlgefällig er die Vernichtung des Heiligtums Andersgläubiger betrachtete.

Hier ist also von der Eresburg die Rede, welche von den Externsteinen immerhin zwei Tagesmärsche entfernt ist. Sicher aber ist, daß er zuerst in das Zentralheiligtum der Stämme vorgestoßen war, und dies waren die Externsteine mit Irminsul, Rennbahnen und uralten Ahnengräbern aus der Bronzezeit. (Forschungen von Wilhelm Teudt: Germanische Heiligtümer).

Bemerkenswert ist der Eifer Karls, alles zu vernichten, was ihm in den Weg tritt, zu rauben und zu plündern, was die heiligen Stätten ihm boten, wie es die Anhänger des christlichen Glaubens seit der Schändung und Ausplünderung der griechischen Tempel im Altertum getan hatten.
In den Reichsannalen (Jahrbüchern) „Annales Laurissenses" aus dem Kloster Lorsch steht folgende bezeichnende Abänderung:
„Darauf hielt der gütige Herr König (!) einen Reichstag bei Worms, rückte von da zum ersten Mal in die Gebiete Sachsens ein, nahm die Feste Aeresburg, gelangte bis zur Irmensul, zerstörte das Heiligtum selbst und nahm das Gold und Silber, das er dort fand, hinweg . . . Darauf kam er an den Weserfluß."

In diesem Bericht ist interessant, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen der Eresburg und der Irminsul, die demnach — nach des Chronisten Auffassung — von einander entfernt gewesen sein müssen, wie weit, wird nicht angegeben. Außerdem ist in diesem Bericht, der früher abgefaßt ist als der vorher zitierte von Einhard, noch die Erwähnung von Gold oder Silber

wissenswert, weil vermutlich an den großen Heiligtümern die Gabenschätze aufgehäuft waren, welche die Geschenke für die Götter darstellten. (So war das ja auch im alten Griechenland, wo wir heute noch die Reihen der Schatzhäuser betrachten können, wie in Delphi oder auf Delos).
Der Bericht der Annales Tillani (Joann. Tilii Ann. Franc auct.) ergänzt den vorigen auf seine Weise:

„Der König hielt ein Maifeld in Worms und rückte dann zum ersten Mal in Sachsen ein. Er nahm die Feste Eresburg ein und gelangte bis zur Irminsul, und zerstörte das Heiligtum." Auch hier wird fraglos ein Unterschied in den Orten gemacht zwischen der Eresburg und der Irminsul, und es bleibt offen, wie groß dieser wege- und streckenmäßig ist.
Eine Beschreibung der Irminsul gibt Rudolf von Fulda in den Annalen (Kl-Fulda) ab 838:

„Auch verehrten sie einen unter freiem Himmel aufgerichteten Holzstamm von nicht geringer Größe, den sie in ihrer Sprache Irminsul nannten", was lateinisch universalis columna heißt: Die das All tragende Säule.

Hier haben wir eine genauere Bezeichnung dessen, was die Irminsul in der Anschauung unserer Vorfahren bedeutet. Bevor wir uns der Betrachtung und der genaueren Auswertung dieser Quellen zuwenden, wollen wir noch zwei weitere Stellen hören, von denen jede ein kleines erhellendes Licht auf Form und Art der Irminsul wirft.
In den Annalen Laurissenses minores (einer kleineren Abart der zweitgenannten Annalen) steht folgendes: „Karl erstürmt in Sachsen die Feste Eresburg, zerstört ihr berühmtes Heiligtum mit dem Hain". An einziger Stelle ist hier von einer „Erstürmung" die Rede. Es ist nämlich nicht sicher, ob eine solche überhaupt notwendig war, da es nahe liegt, daß die Sachsen die Feste nicht verteidigten, da sie eine für ihre militärischen Verhältnisse nicht geeignete Anlage aus der keltischen Zeit war. Diese Volksburgen waren nach anderen Gesichtspunkten angelegt als die germanischen Verteidigungswerke, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Sachsen die Burg aufgaben, um die im Kampf unausbleibliche Zerstörung ihres religiösen Heiligtums zu vermeiden. Aber dem sei, wie ihm wolle. Es muß auffallen, daß hier, in dem weit späteren Chronik-Werk von einer Erstürmung die Rede ist, wo die anderen früheren Quellen nichts davon sagen. Aber ein anderes Merkmal ist noch erwähnenswert, nämlich der Hain, der bei der Irminsul gelegen hat. Solche Haine als Stätten der Verehrung der Götter sind schon bei Tacitus bezeugt, und wenn alles andere, was wir von der germanischen Götterverehrung wissen, undeutlich oder unglaubwür-



dig, zweifelhaft und merkwürdig sein sollte, die Haine sind es gewiß nicht, denn es gehört zum Wesen der Germanen, das Göttliche in der freien Natur zu sehen und dort „anzubeten", wie man mit einem christlichen Ausdruck sagt. Wir würden lieber sagen: v e r e h r e n und ihm Dankbarkeit und Geschenke darbringen.

Schließlich soll noch auf einen Ausdruck eingegangen werden, der in unserem ersten Zitat bei Einhard steht und ganz aus dem Rahmen des uns Bekannten herausfällt. Es ist das Wort „...er zerstörte das Götzenbild, das von den Sachsen Irminsul genannt wurde."

Daß die Irminsul kein „Götzenbild" war, da mit ihr oder auf ihr keine Person, kein Gott, also auch kein Götze dargestellt war, wissen wir genau. Entweder ist also dieser Ausdruck des mönchischen Schreibers eine bewußte Bosheit, um dieses heilige Sinnbild von vornherein in den Geruch des Teuflischen zu versetzen, oder er ist aus Unkenntnis germanischer Bräuche geschrieben, was bei einem Geistlichen jener Zeit, hundert Jahre später, nicht verwunderlich wäre, denn auch sie waren — nach Paulus — „herausgelöst aus Sippe, Blut und Volk" und nur noch sklavische Diener ihrer fanatischen Gottes- und Bekehrungsidee. Der Wortgebrauch „Götze" und „Götzenbild" verrät eine typisch christliche Mißachtung der religiösen Gefühle und Vorstellungen jedes Andersdenkenden und widerspricht dem Gebot der Nächstenliebe auf das deutlichste. — Das Verständnis für andere Glaubensformen ist eine sehr späte Errungenschaft der europäischen Menschheit; das Christentum hat sie uns wahrhaftig nicht beschert, sondern erst die moderne Völkerpsychologie und der Duldungsgedanke des klassischen deutschen Dichtungszeitalters.

Einen letzten Beitrag zu der Geschichte um die Irminsul hat uns der Poeta Saxo (Kloster Corvey, gest. 876) geliefert, der die Schönheit des Schmuckes und die Wohlgefälligkeit der Weltsäule als künstlerisches Denkmal hervorhebt. Hier ist sein Text:

„Eresburg valido cum robore cepit.-Gens eadem
coluit simulacrum, quod vocitabant
Irminsul, cuius similis factura columnae
non operis parvi fuerat pariterque
decoris. Hoc rex evertens mansit tribus
ipse diebus."
Die Eresburg nahm er mit starker Macht.
Jenes Volk verehrte ein Heiligtum,
welches sie Irminsul nannten,



dessen einer Säule ähnliche Gestalt
von nicht geringer Werk-Art und in gleicher Weise
von (schönem) Schmuck gewesen war.
Dieses Weihebild stürzte er und blieb dort drei Tage.

Dies ist die einzige Stelle, welche die Irminsul als Kunstwerk würdigt. Es ist begreiflich, daß die übrigen mönchischen Quellen kein Verständnis dafür haben, daß das höchste Sinnbild ihrer Glaubensfeinde „schön" war, auch im künstlerischen und ästhetischen Sinne hervorragend, „non operis parvi fuerat pariterque decoris", d. h. von nicht geringer (künstlerischer) Art in gleicher Weise auch an Schmuck. Man muß sich diese Himmelssäule, diesen Weltenbaum vorstellen, wie er hoch auf dem größten Felsen der Externsteine stand, goldglänzend, denn er war (wahrscheinlich oder sicherlich) mit Goldplattierung versehen, wie es die Überlieferung aller Irminsulen besagt. So leuchtete die Weltensäule weit ins Land, und zauberhaft muß der Anblick gewesen sein, wenn die Abendsonne sich im Golde des Heiligtums brach und dies von der gesetzlichen Erhabenheit des Weltalles und seiner sittlichen Verbindung mit den Menschen sprach. Nur unehrfürchtige Menschen konnten ein solches heiliges Bild stürzen, umwerfen, aus den Angeln heben und zerbrechen; ein Beweis, welcher Verfolgungswahn die missionierenden Christen beherrschte, welche angeblich die Seelen der ihnen Anvertrauten gewinnen wollten. F r e v e l ist ein geringes Wort dafür, was dem religiösen Sinnbild unserer Ahnen angetan wurde. Heute sagen die Vertreter desselben christlichen Glaubens, daß solche Tat Heiligtums-Schändung ist, wenn sie an i h r e n Symbolen begangen wird. Wann werden sie einsehen, daß ihre ausgebildeten Sendlinge, die Boten der Nächstenliebe und die späteren Heiligen — wie Bonifatius —, dasselbe getan haben, was sie für sich — verdammen und unter Staatsstrafe setzen?

Der Überlieferer der Schönheit der Irminsul, Saxo Poeta (ein sächsischer Dichter?), hat Verständnis für das höchste Sinnbild seiner Stammesgenossen gehabt, obwohl er ein Christ war. Das Erberinnern an die große heidnische Religion, welche mit dem Christentum zu Ende ging, ist in ihm der innere Antrieb gewesen, in jenen kurzen lateinischen Worten den Glanz des Alten Glaubens festzuhalten und zu bewahren.

86.

Rückbesinnung

An dieser Stelle scheint es angebracht, einige Erwägungen anzustellen, welche die Verhältnisse zur Zeit des Beginns des Sachsenkrieges erhellen können. Die Externsteine mit ihrer Irminsul, das Gesamtheiligtum des Horn-Detmolder Kreises, das bis auf die andere Seite des Teuto-Waldes reichte, die dortigen Bronzezeitgräber in der Senne, die durch Luftbild gefundenen Rennbahnen im Walde (Die Langelau und die Königslau), — alles das mußte der Zeit des Frankenkönigs bekannt sein. Es waren ja die großen Heiligtümer des sächsischen Stammes, welcher diese von den früheren Einzelstämmen der Cherusker, Angrivarier, Chatten, Sugamber, Dulgubiner und Chimaven übernommen hatte.

Wahrscheinlich sind es die von den Römern tamfana genannten heiligen Bezirke, zu denen auch die „Fürstenstraße" — von Schlangen bis zum Kreuzkrug — gehört, sicherlich auch noch die Groteburg und die Festanlagen rund um diesen ganzen Bereich. Ahnengräber und Verehrungsstätten von einem konzentrierten Ausmaß, wie wir es sonst in Germanien kaum heute noch vorfinden können. (Semnonen-Sueven wie auch Friesen — (Helgoland) — müssen ähnliche gehabt haben.) Auch diese im Herzen des germanischen Landes gelegenen Stätten in und am Teutoburger Wald, der nicht umsonst den Namen des Stammesvaters trug (Teut) und heute noch trägt, sind die eindrücklichsten Zeugen für germanische Frömmigkeit, die deutlichsten und unübersehbarsten Beweise für eine Religion gewesen, welche unsere Vorfahren innerlich erfüllt und begeistert hatte, eingehegt in die heilige Ordnung von Mensch und All, Mitgard und Asgard.

Und da muß es verwundern und aufhorchen lassen, daß diese Großstätten des heidnischen Geistes nicht einmal genannt, nicht einmal erwähnt, nicht einmal der christlichen Verteufelung gewürdigt wurden, als Karl durch sie hindurch zog und an ihnen — vermutlich drei Tage — anhielt, um sie zu zerstören. Kein Wort darüber in den Quellen: sie existieren noch nicht für die Überlieferung. Der Grund hierfür ist klar. Es sollte kein Wort darüber zur Kenntnis der Welt kommen, welch schandbares Werk, welche Meintat — im germanischen Sinne, hier verübt worden war. Denn die Beweise für die Zerstörung sind eindeutig. Die heilige Kammer mit dem Sonnen-Rundloch, durch welches der erste Strahl am 21. Juni fiel, später „Sacellum" genannt, wurde ihrer Steindecke und Wände beraubt, hie und da

abgesprengt, was sich leidlich schnell beseitigen ließ, die Irminsul selber — das war das Hauptwerk, das es zu vernichten galt —, die Irminsul selber mußte herabgeworfen, „umgestürzt" gleich evertens = lateinisch — werden, und das erforderte Arbeit und viel Mühe.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Sachsen beim Heranzug des Frankenheeres alle Holztreppen, Brücken und Zugänge zu den auf den Hochsteinen gelegenen Heiligtümern abgebaut hatten, sodaß allein das Heraufsteigen auf die bis zu 30 Meter hohen Felsen eine Neuschaffung von Brücken und Treppen erforderte, um dann das Zerstörungswerk vornehmen zu können. D e s h a l b also lagerte das Heer hier drei Tage lang und litt, wie geschrieben wird, unter Wassermangel. Auch dies trifft für die Herbstzeit zu, wo die Quelle, die dort heute noch fließt, entweder ganz dürftig Wasser spendet oder auch völlig versiegt ist. — Aber die Externsteine mit ihren Großheiligtümern durften in den Quellen und Berichten nicht genannt werden, sonst wäre ein Schrei durch ganz Germanien gegangen, daß der Gewaltherrscher, der im Gewande des christlichen Heilsbringers erschien, nichts anderes war als ein Schänder und Zerstörer des alten Glaubens — seines eigenen Volkes —, nebenbei gesagt, ein Abtrünniger also noch dazu, da er ein unebenbürtiger Mischling war. So wurde verschwiegen und verboten, damit niemand in jener Zeit auf den Gedanken kam, daß die staatliche Unterwerfung der Sachsen gepaart war mit religiöser Unterwerfung und Vergewaltigung. Und für alle Zeit sollte diese Tat verhohlen bleiben, auf jeden Fall aber den fernen Zeitgenossen in Franken und am Rhein. Das war Absicht und Sinn des Verbots.

Aber Karl erreichte sein Ziel nicht. Er hatte die Sachsen so tödlich treffen wollen, daß ihnen alle Bindung an die alten Götter verging, vernichtet, ausgerottet wurde, damit sie sich bald ergäben und sich dem neuen Cäsar, dem Gewaltherrscher und Diktator des Abendlandes, unterwürfen. Aber das Gegenteil war der Fall. Wie Propagandalügen sich meist gegen den wenden, der sie gebraucht, da die Wahrheit sich nie oder selten auf die Dauer unterdrücken läßt, so wandte sich die Untat und ihr Ruf, der weit durch alle germanischen Lande erscholl, gegen den ruchlosen Täter, den „unchristlich"-handelnden Tyrannen —, oder hat er doch ganz christlich gehandelt? — und sie bescherte ihm einen Krieg von dreiunddreißig Jahren als Quittung dafür, daß er den Glauben, das Heiligste des Menschen und des Volkes, nicht achtete und schonte, und wenn er nicht schon der Meinung war, daß die staatliche Beugung der Sachsen notwendig wurde zum Heil seines gemeinsamen Großreiches aller Deutschen. Selbst wenn wir Verständnis für diesen Gedanken

haben, daß die Einzelstämme veranlaßt wurden, sich zu einem Großgebilde zusammenzuschließen, selbst dann ist zu fragen, ob diese Art, ein Volk zu beugen, seine Heiligtümer zu zerstören, seinen Glauben beseitigen zu wollen, seine Seele zu entwurzeln, die richtige, einzig mögliche und beispielhafte für Europa war.
Aber dieser Mann war wie die meisten Diktatoren und Tyrannen von Zeitangst besessen, und er meinte, daß er alles recht schnell und auf einmal erreichen müsse, wozu er vielleicht sonst bei organischer Entwicklung noch ein Jahrhundert gebraucht hätte. Daher die verdächtige Eile der Handlungen und die unmenschliche Rohheit der Handlungsweise, die er mehrfach bezeugt hat und die auch in dem letzten Streich, welchen er dem stärksten Stamme zufügte, einen grausamen Ausdruck und Niederschlag gewonnen hat. Zwar war die Irminsul der Sachsen gestürzt, aber der Kampfgeist des Volkes war ungebrochen, und er wandte sich nun voller Wut gegen den Vernichter der heimatlichen Glaubenssymbole.

87.

Das Blutgericht von Verden

Zehn Jahre schon hatte der Krieg Karls des Westfranken gegen die Sachsen gedauert, seit der Zerstörung der Irminsul auf den Externsteinen, und immer noch hatte der Blutkönig sein Ziel nicht erreicht. Siege hatten mit Niederlagen gewechselt. Er hatte Höfe verbrennen lassen, Frauen und Kinder verschleppt, ganze Dörfer „umgesiedelt", das heißt in die Fremde geführt und woandershin verpflanzt, er hatte da, wo er Boden gewonnen hatte, Vögte, „Meier" und Herren eingesetzt, aber immer noch war die Kraft der Sachsen nicht gebrochen, der Heerbann nicht vernichtet, die junge Mannschaft, die herangewachsen war, kämpfte immer noch für Ehre, Freiheit und Glauben. Da verfiel der ungermanischste König der deutsch-europäischen Geschichte auf eine List, die, obwohl nicht originell, immer wieder Erfolg gehabt hatte, wenn der Gegner gutgläubig genug war; er lud die freien Häupter der Sachsengaue ein, mit ihm in Verden die Lage zu beraten, um die Kriege zu beenden.
4500 Edle sollen seinem Ruf gefolgt sein. Sie versammelten sich im Sachsenhain an der Aller, um die vorgetäuschte Möglichkeit des Friedens wahrzunehmen. Wittekind, der Herzog, war nicht unter ihnen. Er hatte sich „entschuldigen" lassen. Als die Häuptlinge versammelt waren, wurden sie umstellt und gefangen genommen. Sie wurden unter Anklage gesetzt, Staatsverrat be-

gangen zu haben, Verträge gebrochen und Untaten bewirkt oder zugelassen zu haben. (Der Krieg war längst auf beiden Seiten zum Gemetzel und zum Freischärler-Überfall geworden.) Verteidigung war zwecklos, zum neuen Glauben wollten sie nicht übertreten: damit hätten sie ihr Leben retten und sich unterwerfen können. So legte man ihre Köpfe auf den Block und hielt das berühmte Blutgericht ab, welches die Niedersachsen noch heute den Schlächterdienst nennen.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit, daß ein anderer christlicher König der Franken im Jahre 1572 (genau 800 Jahre nach der Zerstörung der Irminsul) 2 000 edle Hugenotten, Protestanten im katholischen Frankreich, nach Paris lockte und sie in der Nacht zum 24. August bei der Festtafel im königlichen Schloß niedermachen ließ. Zugleich wurden alle Wohnungen der Adligen, Evangelischen in Paris gestürmt, erbrochen, die Frauen vergewaltigt und getötet, die Kinder ausgerottet und mit diesem tausendfachen Mord die Macht der Hugenotten in Frankreich gebrochen. (Die katholische Kirche feiert den 24. August als Tag des Heiligen Bartholomäus!)

Wenn nicht die französischen Könige zu unwissend gewesen wären, was die Geschichte des Germanenvolkes anbetrifft, so hätte man glauben müssen, daß das Vorbild ihres großen Meisters, Charlemagne, Karls des Großen, beim Blutgericht von Verden sie dazu veranlaßt hätte, ihm nachzufolgen und nach dem Spruche des AT ihre Glaubensfeinde zu vernichten: „Schleppet sie her auf meinen Altar, daß ich sie erwürge." Beide Taten stammen aus der gleichen Gesinnung der Unmenschlichkeit; sie spotten des christlichen Gebotes der Nächstenliebe, der Toleranz des Menschen und der Duldung des Andersgläubigen, welche die christliche Kirche glaubt und vorgibt, für sich in Anspruch nehmen zu können. Niemals ist jedoch ein religiöser Wahn, der sich politischer Mittel bediente, grausamer von seiner angeblichen Liebeslehre abgewichen als die Tat beider katholischer Könige und Fürsten. Wohin Fanatismus führt, haben wir in unserer jüngsten Geschichte zur Genüge erlebt, auf allen Seiten der Kriegführenden bis zum letzten zur Genüge erlebt, bis zum letzten Vietnam- und Biafra-Krieg, bis zum Kongo und zu den Ausrottungen im Sudan. Niemals wurde die Humanität schmählicher zur Lüge gemacht, als in solchen Taten, solchen Untaten, die die Weltgeschichte wie das berühmte blutige Band durchziehen. Niemals hat das Idealchristentum, das es in der Wirklichkeit nicht gibt, grausamer Schiffbruch gelitten.

Der bekannte deutsche Dichter und „Schriftsteller" Hermann Löns hat das Geschehen von Verden an der Aller in seiner Erzählung „Die rote Beeke" nachzubilden und einfühlend zu ge-

stalten versucht. (Hermann Löns, Werke hsg. von Friedrich Castelle, 7. Band S. 29 - 41, Verlag Hesse und Becker, Leipzig 1924). Noch heute heißt das Bächlein, in das das Blut der Edelinge floß, Halsbeeke, zur Erinnerung daran, daß der Hals der Freien entblößt wurde, um dem Beil den Weg zu bahnen.

„Die 54 weißen Eichblöcke sind doppelt so groß geworden und über jedem blitzt ein silberner Schein. Zwei Trommeln ertönen, zwei Hörner erschallen, ein scharfer Ruf erklingt, 54 Blitze zucken auf die 54 Eichblöcke nieder. Hundert Trommeln dröhnen, hundert Hörner brüllen, ein tausendfaches Fauchen kommt von den menschenbesetzten Heidhügeln ringsumher.

Noch neun Male ertönen die Trommeln, erschallen die Hörner, noch neun Male kriechen die beiden schwarzen, weißrückigen Schlangen zwischen diesen blitzenden, blinkenden Mauern der geharnischten Speerträger und Reiter unter dem purpurnen Hochsitz her, noch einmal keucht und stöhnt es von den rostroten Heidhügeln, noch neunmal fahren die 54 silbernen Blitze auf die Eichenblöcke nieder, aber die sind nicht mehr weiß und rein, sie sind rot und schmierig."

Wittekind lebte noch, als dies geschah. Noch drei Jahre dauerte es, bis er den Kampf für sich aufgab. Er ließ sich taufen und verschwand dann in Karls Obhut, wer weiß wohin. In Enger soll er begraben sein. Dort steht ein Schrein, in dem seine Gebeine ruhen sollen. Jeder kann ihn sehen. Keiner braucht es zu glauben, daß es die seinen sind.

88.

Der Widerstand des Nordens und seine Christianisierung

Wittekind war mit den dänischen Königen verschwägert, mehrmals war er dorthin geflohen, mehrmals zurückgekehrt, um den Widerstand fortzusetzen. Als er schließlich aufgab, blieb Dänemark, Schweden und Norwegen zunächst noch frei von den zudringlichen Besuchen der Missionare. Es dauerte noch über hundert Jahre, daß der fremde Glaube im Norden dank der Duldsamkeit der holsteinischen Stämme langsam Boden gewinnen konnte. Es ging auch dort, wie früher bei den Goten, dann bei den Franken und Hessen, daß zuerst die „Armen im Geiste", die Sklaven und Hörigen, die sich eine soziale Befreiung erhofften, den neuen Glauben annahmen. Erst später witterten die Gauhäuptlinge und Kleinkönige das mögliche politische Geschäft, ihren eigenen Vorteil, wenn sie zuerst die römische Religion annahmen, die ihnen Einfluß und Bündnis mit den schon christianisierten Fürsten versprach. Außerdem brach-

te der christliche Glaube die Verquickung mit der betonten Königsstellung mit sich, mit der Oberherrschaft des einen über alle anderen Häuptlinge und Gaufürsten, also die autoritäre, von „Gott eingesetzte" — und vom Papst bestätigte Würde des einzigen Herrschers, gegen den sich der freie Norden so lange gewehrt hatte und der unnordisch und ungermanisch seinem Wesen nach war. Aber erst im zehnten Jahrhundert drang das Königchristentum so stark durch, daß von einer Beugung der Freien unter das Joch der Kirche gesprochen werden konnte. Die Mittel, welche der christliche König anwandte, sind nicht fein zu nennen. Hier ist ein Beispiel der neuen frommen Missionierungsmethode, welche die Könige (der König Olaf) einem Freien gegenüber gebrauchte.

„König Olaf wollte das ganze Land unter seine christliche Herrschaft bringen und fragte die Edelinge, ob sie ihm dienen und den neuen Glauben annehmen wollten. Dann könnten sie große Ehren erlangen und würden auf ihren Höfen herrschen und weiterhin in Frieden leben. So kam er auch zum Freibauern R a u d , der ein richtiger Heide war und den alten Göttern die Treue hielt. Der König fragte ihn, ob er seinen Göttern abschwören wolle, er sehe doch, daß sie keine Macht mehr hätten, da er, der König, nun herrsche.

Da antwortete Raud: „Ich habe Thor und Frey so lange die Treue gehalten, wie sollte ich sie in der Not verlassen?"

Der König befahl, eine kleine Schlange zu bringen, und ließ sie in den Mund des gefesselten Häuptlings schlüpfen, indem er unter der Schale, in der die Schlange lag, ein Feuer machte. Aber Raud weigerte sich weiterhin, den Glauben anzunehmen. Da glitt die Schlange durch seine Kehle und machte ihm große Schmerzen. Raud aber blieb standhaft bei seiner Weigerung. Als er starb, sagten alle, er habe sich wie ein Mann benommen. Den König aber schalten viele, daß er einen so hochgeborenen Mann auf so schändliche Weise zwingen wollte, seinen Freunden, den Göttern, abzusagen, und sie sprachen im Lande herum, daß der neue König eine Meintat vollbracht habe."

Wir fragen uns, um es mit christlichen Worten und Begriffen zu tun: „Wer ist denn hier der Märtyrer"? — und „Wer ist hier der eigentliche H e i d e "?

Der König aber wurde später von der Kirche der Heilige genannt. Das Volk jedoch nannte ihn Olaf den Blutigen.

Diese Geschichte spricht für sich selbst, und sie spricht für hundert ähnliche Geschichten, wo Recht und Sitte, Überlieferung und Charakter auf Seiten der freien Heiden waren. Die letzten großen heidnischen Herrscher Dänemarks waren Gorm und Thyra. Sie haben auch in der damals bedeutendsten Handels-



stadt des Nordens, in Haithabu, Runensteine hinterlassen. Ihr Sohn, Harald Blauzahn genannt, setzte ihnen die berühmten Runensteine von Jelling, etwa 35 km westlich von Fredericia, welche auch das erste Christusbild des Nordens tragen. Sie sind im 10. Jahrhundert gesetzt worden. Die Königshügel von Gorm und Thyra wurden leer gefunden. Entweder sind sie beraubt und die Gebeine verstreut worden, oder sie wurden von Getreuen vor dem völligen Siege des Christentums entführt und an unbekannter Stätte beigesetzt und für immer verborgen. Dies ist der König Gorm Grimme, dem Fontane in seiner bekannten Ballade zuschreibt, das tragische Ende seines einzigen Sohnes erlebt zu haben. Aber, wie es so oft in der Legendengeschichte geht, der Hergang war genau umgekehrt: Der Sohn erlebte den Tod seiner Eltern und brach sein Versprechen, sie als Anhänger des alten Glaubens in Frieden schlummern zu lassen. Er setzte ihnen, wohl angetrieben durch mönchische Verlockungen, einen christlichen Stein, der noch heute dort zu sehen ist.
Die Missionare haben es im Norden doppelt schwer gehabt. Die Häuptlinge waren unwillig und störrisch, weil hier die Mission deutlich im Gewand der staatlichen Macht kam. Aus den vielen kleinen Gauhäuptlingen hatten sich im Laufe der Zeit Großsippen herausgebildet, die bei geeigneter Gelegenheit, von einem mächtigen und machtgierigen Anhange unterstützt, nach der Einzelherrschaft griffen und diese, nachdem sie sie erobert hatten, dazu benutzten, nun auch die „Bekehrung" schnell zu vollenden. Dabei wurden die widerwilligen Freibauern von Haus und Hof vertrieben oder getötet, sodaß der Sippenfriede gestört und das Volk in zwei Teile gespalten wurde. Angesichts dieser Zustände, die ein immer schlimmeres Ausmaß annahmen, beschlossen erst einige, dann viele, dann ein halbes Volk, der Königsherrschaft zu entfliehen und im fernen eisigen Island eine neue Heimat zu suchen.

89.

Island, das letzte Land der Freiheit

Island, von den Römern Ultima Thule, von Beda, dem angelsächsischen geistlichen Historiker ähnlich genannt (Thyli, nach dem Griechischen Thyle) soll von irischen Mönchen schon 795 für ein halbes Jahr besucht worden sein. Sie fanden es gar zu unwirtlich und verließen es im August des Jahres wieder. Mehrere Wikinger erblickten um 860 das Land, siedelten sogar für kurze Zeit dort, konnten aber nicht festen Fuß fassen. Erst In-

golfur Arnarson landete nach einer Erkundungsfahrt an der Südküste bei Reykjavik, das er so, nämlich „Rauchbucht", nannte, und gilt daher seit 874 als eigentlicher Landnehmer Islands. Er fand dort die Freiheit, die er in Norwegen unter Harald Harfagr (dem Haarschönen oder auch Blonden) nicht mehr üben konnte. Sein Denkmal steht heute in der Hauptstadt des Freistaates auf einem grünen Hügel nahe dem Hafen, sodaß der Held und Führer über die See blickt, die er einst auf der Suche nach dem letzten Land der Freiheit überquerte.

Dieses kleine Land, fünfhundert Kilometer in der Breite und dreihundert Kilometer von Nord nach Süd, sollte die Heimat der letzten freien Heiden werden, die für 125 Jahre ein geschichtliches Beispiel des germanischen Gemeinwesens gegeben haben, wie es einzigartig für uns und bezeichnend für Seele und Sitte eines heidnisch-religiösen Stammes ist. Während Europa bereits unter der Kirche stand und seine Einwohner dem Namen nach Christen geworden waren, herrschte hier oben unter dem Polarkreis, unter den gewaltigen Gletschern und den immer drohenden Vulkanen der freie Geist des Nordens. Er schuf die „Sagas", Bauernerzählungen aus dem täglichen Leben, die uns ein Bild der Lebensweise und der Gemeinschaftsform überliefert haben, wie es nicht deutlicher für Unsere Art sprechen kann.

Die eingehendste Kenntnis des wirklichen germanischen Lebens beziehen wir daher aus den 125 Jahren von 875 bis 1000, als das Christentum auf dem Allthing angenommen wurde. Hierüber hat Bernhard Kummer in seinem Buch Midgards Untergang ausführlich und tiefgehend gehandelt. Sicherlich hat er das Wesen des Nordmenschen weitgehend richtig gedeutet. Vor allem ist er als Bahnbrecher zu betrachten, was die Zeit des Übergangs zwischen Altem Glauben und Christentum anbetrifft. Wie wir schon ausgeführt haben, können wir uns nicht in allem der Beurteilung Kummers anschließen. Daher sei dies nur vorbeugend erwähnt, damit unsere besondere, von einem heidnisch-religiösen Bewußtsein ausgehende Schau und Deutung nicht ohne weiteres mit der Kummers gleichgesetzt wird. Denn dieser verblieb in einer seelischen Grundstimmung, die dem Christentum näher steht als reinem, geübten und jahrzehntelang erkämpften religiösen Heidentum. Man kann aber bei aller Einfühlungsgabe und allem Bemühen um die sogenannte Objektivität niemals von Grundaxiomen der Wertung und des Gesamtbildes absehen, wenn man ein Menschentum getreu und allseitig nachzeichnen will. Daher ist auch nur eine rein heidnische Wertlehre in der Lage, die vielfältigen Beweggründe unserer Ahnen wesens-entsprechend zu erfassen, und nicht ein

im tiefsten Grunde christliches Gemüt, welches unsere Vorfahren gern besser sehen möchte, als sie in Wirklichkeit, das heißt: als wirkliche Menschen waren.

Dies muß vorausgeschickt werden. Wir sind als moderne Heiden weit davon entfernt, unsere nordischen Ahnen romantisierend oder begütigend, idealisierend oder verharmlosend zu sehen. Wir können auch nicht manche gefährlichen Charakterzüge unseres Wesens auf die Nöte und Zwiespälte der Umbruchszeit schieben: nein, sie sind tief in unserem Innersten verwurzelt und bilden dort auch heute noch dieselben Katastrophenmöglichkeiten und Unglückschancen wie vor tausend Jahren. Wenn wir nichts aus der Geschichte und aus der Betrachtung des Wesens unserer Menschenart, wie sie erstmals sich äußerte, lernen *könnten*, nichts aus ihr lernen *wollten*, dann wäre ein Glaube, der nur eine *Wiederholung* des Alten Glaubens in einem neuen Gewand wäre, sinnlos und vergeblich. Er würde uns nicht nur nichts nützen, er würde uns nicht nur nicht fordern und wäre ungeeignet, neuaufgetauchte Weltprobleme zu bewältigen und besser als vorher zu behandeln und zu lösen, nein, er wäre sogar im höchsten Maße schädlich und verhängnisvoll, weil er uns mit Notwendigkeit denselben Weg führen müßte, den unsere Vorfahren gegangen sind, gegangen sind, wie wir meinen, unter dem Zwang von Vorstellungen und Eigenschaften, die heute variiert, gemildert oder geläutert, einsichtig geworden und daher verbesserungsfähig unser Dasein und unsere Zukunft bestimmen können.

Wir bekennen uns hiermit zu der Möglichkeit, die Charaktereigenheiten auf Grund von Überlegung und Selbst-Distanz als moderne Menschen verändern zu können; zwar nicht in ihrem Grundwesen und nicht in ihren uns bedingenden Grundaxiomen (ursprünglichen unreflektierten Annahmen), aber doch in ihren Auswirkungen und möglichen Folgen. Die Erblehre widerspricht dieser Annahme nicht. Denn eine gewisse Veränderungsbreite ist jedem Lebewesen mitgegeben, damit es sich an neue Lebensverhältnisse anpassen kann. Nur wer diese Kraft der Anpassung nicht aufbringt, geht unter, weil er den veränderten Umständen nicht neue Gegenkräfte darbieten und entgegenstellen kann. Wir werden das uns überlieferte seelische Erbe in den Nordmännern Islands und oft noch mehr in den stolzen Frauen dieser Zeit wiedererkennen, aber wir werden nach dem Weisheitsspruch handeln: Sei ein Mann und folge mir *nicht* nach! Denn das erste Gebot sei es für uns, unser Seelenerbe schöpferisch, das heißt aber auch zeitwirksam zu erhalten.

90.

Midgards Untergang

Die Welt der germanischen Freiheit des Gewissens und des Glaubens war längst gestört, bevor das Christentum auch in Island zum Durchbruch kam. Diese Tatsache müssen wir stets im Auge behalten, damit wir den Sittenumbruch, die seelische Verwirrung und die Entartung des gewohnten Sippendaseins entsprechend beurteilen. Denn das Christentum hatte seit Jahrhunderten die Auflösung und die Zersetzung der überlieferten ethischen Begriffe im Gefolge gehabt. Alles, was den ursprünglichen Völkern heilig gewesen war, wurde verteufelt; die Götter als böse Dämonen und Götzen dargestellt und allein der neue Glaube aus dem Morgenlande mit seinem Erlöserideal und seiner blassen Weltgerichtstheorie als das allein Wirkliche und Wertvolle dargestellt. Es ist bereits ausgeführt worden, wie diese Anschauungen allmählich unter Völkerschaften wirken mußten, die lange Zeit auf Wanderung begriffen waren, die ihre Heimat aufgegeben hatten und daher alte Sitte, religiösgewohnten Brauch und Sippenzusammenhang verloren hatten.

Das dauernde kriegerische Dasein, die Gefahr der fremden Heiraten und der Troß der mitgeschleppten Sklaven und Hörigen machte aus der ehemaligen Volksgemeinschaft eine mehr oder minder noch gerade in Ordnung befindliche Menschengruppe, die im Grunde nur durch das Schwert in ihrem Gefüge erhalten wurde. Dazu kam das dauernde Bohren und Fragen nach dem „richtigen" Gott, das in jedem christlichen Lande umging, durch das die Scharen der Wanderer zogen. Vierhundert Jahre lang hatte die christliche Mission versucht, auch den letzten germanischen Stamm gefügig zu machen und mit staatlicher Macht der Könige und Herrscher, mit Überredung oder Gewalt, Drohung oder Bluturteil zu „bekehren". Die Folge war hinsichtlich der seelischen Verfassung Verwirrung und Unsicherheit, die in jedem Herzen Fuß zu fassen drohte. Zu der besonderen Gefährdung der Nordvölker gehörte ein Vorgang, welcher in diesem Zusammenhang viel zu wenig berücksichtigt wird, nämlich die Byzanz-Fahrten der Waräger (Wikinger), die sich auf Zeit den oströmischen Kaisern verpflichteten und dafür Gold und Ehren ernteten. Was sie aber außerdem heim brachten — wenn sie nicht in fremden Diensten starben —, war eine Fülle fremder Eindrücke, fremder Sitten, lockeren Lebens und unangemessener Genüsse, Leidenschaften und Laster. Gewiß erlagen nicht alle der Nordsöhne dem süßen Gift des Orients, viele hielten sich fern von den Ausschweifungen des Urlaubs-Lebens,

das sie in die Stadt Byzanz führte, die schon damals ein Hort der Unzucht, des Schmuggels, der Bestechung und jeder Art von Korruption war. Aber man hat wohl recht zu sagen, daß keiner der jungen Söhne alter Sippen u n g e z e i c h n e t nach Hause zurückkehrte, und diese geistige und seelische Infiltration (Einsickerung fremder Haltung) ebnete der christlichen Erlösungssehnsucht und dem Unwürdigkeitsgefühl des überzeugten Sünders den Weg zum neuen Glauben. Man hatte so vielfach gegen die strengen Sittengestze von Midgard verstoßen, daß es nun nicht mehr darauf ankam, auch die Götter aufzugeben, die sich nicht als Schutz erwiesen hatten in der wüsten Fremde. (Denn wie sollen sich Götter, die Bilder unserer eigenen Vorstellung, als Schutz gegen das Böse erweisen, wenn unser eigenes Gewissen, unser eigenes Handeln, es nicht zuwege bringt?)

So war die geordnete Welt des Gott-Menschen-Verhältnisses, wie sie mit Midgard gekennzeichnet war, schon in der Seele des Fernfahrers zerstört und begraben, und er kam als ein anderer Mensch zurück, nur das Gold war ihm geblieben, der trügerische Lohn für einen langen treuen Dienst, denn Germanen galten als die zuverlässigsten Schützer des Kaisers, seines Hofes und seiner Macht, in den Intrigen, Ränken und Aufständen des oströmischen, byzantinischen Reiches.

Schließlich hatte es einen bewußten großen Ausbruch und Aufbruch gegen das Christentum gegeben, der hundert Jahre lang Europa von einem Ende zum anderen erschütterte. Es war das neunte und zehnte Jahrhundert gewesen, in dem der Gegenschlag gegen Karls Christianisierung, gegen seine Nachfolger gerichtet, erfolgte. Sieben Mal hatte Wikingermacht Paris erobert, geschatzt, geplündert und war wieder abgezogen, bis sie als „Normannen" (das heißt Nordmänner) den Staat in Nordfrankreich gründeten, der durch seine Sauberkeit, Ordnung, Ehrlichkeit und Kraft berühmt wurde. Von da aus gingen die Normannenheere im 11. Jahrhundert nach England und eroberten es, indem sie dem Lande die adlige Feudalverfassung gaben, aus der der größte Teil des englischen Adels stammt.

Außer der Normandie hatten die heidnischen Wikinger Hamburg erobert (Hammaburg) und ausgeraubt, als Vergeltung dafür, daß Karl und seine schwachen Nachfolger die Kirche über jedes Maß hinaus bereichert und aus den Schätzen der heidnischen Verehrungsstätten genährt und versorgt hatten.

Sie hatten das Wikinger-Reich in Sizilien gegründet, dessen herrliche Bauten uns noch heute an die große Zeit der Kriegsfahrten erinnern, welche die nimmermüden Nordmänner durch das Mittelmeer trugen. Auf dem Kap Sunion südöstlich von

Athen, wo der wunderbare Tempel des Poseidon steht, hatten sie einen Runenstein errichtet, zum Preise gefallener Kampfgefährten ihres Schiffes.
Sie waren viele Male durch Rußland gefahren und hatten dort das Waräger-Reich errichtet, welches die Urgründung des russischen Staates wurde. (Rußland wird abgeleitet vom nordischen Wort für Ruderer).
So hatten sie Europa, das christliche Abendland, in Schrecken versetzt, zu Sühne und Rache für die gewaltsame Bekehrung ihrer Artgenossen zum fremden Glauben. Aber alles das hatte nichts gefruchtet.

91.

Vergeblichkeit der Gegenwehr

Das Verhängnis war unaufhaltsam. Die germanisch-heidnische Welt ging zuende. Man kann zwar die Heimat mit dem Schwert verteidigen, aber man kann geistige und religiöse „Entwicklungen" nicht mit körperlichen Waffen aufhalten. So sehr die Wikinger, Waräger, Normannen den müden Aktionen der Nachfolger Karls des Westfranken überlegen waren, so wenig waren die noch heidnisch gebliebenen Stämme der südlichen Dialektik gewachsen. Hier trat eine Religion in den europäischen Bereich des alten Germanien ein, die Zeit gehabt hatte, sich seit dem dritten und vierten Jahrhundert geistig, philosopisch, dialektisch zu entwickeln und mit einer ausgearbeiteten dogmatischen „Lehre" der Naivität der nordischen Stämme entgegenzutreten. Die Germanen hatten sich, religiös gesehen, auf der Stufe der Natur-Geist-Symbol-Welt-Anschauung befunden, als sie auf das Christentum stießen. Dies aber war bereits in das Stadium der abstrakten Eingott-Lehre eingetreten, als Erbe jüdisch-hellenischer Philosophie mit allen Einwänden gegen die Naturreligionen vertraut, und stolz darauf, sozusagen die „fortgeschrittenere" Glaubens-Auffassung zu vertreten, die damals in der Herleitung aller Weltdinge von einem einzigen Prinzip, eben dem alleinigen Gott-Vater und Gott-Geist ihren Ausdruck fand. Für diese Glaubenslehre hatte Paulus ein Funktions-Schema erfunden, das ganz auf psychologische Wirkung abgestellt war. Es war einfach und angreiferisch: Du bist ein Geschöpf der Sünde. Du bist der Erlösung bedürftig. Du kannst allein durch Gottes Sohn erlöst werden. Er ist für Dich am Kreuz gestorben. Tu Buße und lasse Dich taufen. Dann wird Dir das Himmelreich geschenkt, durch die Gnade Gottes, der den Sünder mehr liebt als den Gerechten. (Wer aber fühlte sich in jener

Welt der Verwirrung und des Umbruchs nicht unsicher und nicht s ü n d i g ?) Der schlichte und einfache Mensch fühlte sich dieser Art der „Logik" gegenüber wehrlos. Sein Glaubensgefühl war noch nicht bis zu dem Zustande gediehen, wo es den Argumenten und Scheinbeweisen einer ausgeklügelten Lehre Widerstand leisten, ihr entgegnen oder gar sie widerlegen konnte. Da jeder Missionar mit dem Anspruch auftrat, die einzig richtige Wahrheit zu besitzen, fühlte sich der Germane ihm gegenüber hilflos, zumal er seine eigene Religiosität nie einer kritischen Überprüfung unterzogen hatte. Denn das, was er glaubte und fühlte, ruhte so im Unterbewußtsein symbolischer Geltungen und bildlicher Anschaulichkeit, daß er den darin auch enthaltenen tieferen Sinn abstrakter Gestaltung zur Religion hin nicht sehen konnte. Nur die wenigen Weisen der Völker, die Vorausseher und Ratgeber der Stämme, die Welleden und weisen Frauen hätten vielleicht den innewohnenden tieferen Gehalt der eigenen Glaubenswelt deuten und klar machen können. Sie aber wurden gleich zu Beginn jeder Auseinandersetzung verteufelt, lächerlich gemacht oder von den Schergen der Fürsten und Könige beseitigt und ausgeschaltet.

Um es noch einmal ganz deutlich zu machen: Die Germanen hatten zwar Religiosität, Gläubigkeit, Tradition der Verehrung, Sinnbilder des Göttlichen, aber sie hatten keine „Religion" im Sinne des Südens, des Judentums oder der ausgearbeiteten christlichen Lehre. Sie hatten zwar „Glaubensgefühl", aber kein Bewußtsein von dem, was solch ein Gefühl einschloß und zur Folge hatte, wenn man es philosophisch, denkerisch und „religionsgeschichtlich" oder dogmatisch ausdeutete.

Daher waren sie w e h r l o s im geistigen und religiösen Sinne. Dieser Unterschied zwischen „Religiosität" (Glaubensgefühl) und Religion (gleich „ L e h r e " und Dogma) spielt auch heute noch eine Rolle in der zeitgenössischen Diskussion, und noch heute begreifen es einige „heidnisch-gläubige" Menschen nicht, daß Bewußtsein, Lehre und daher „Religion" notwendig ist, um sich im Kampf der geistigen Auseinandersetzung zu behaupten oder gar den Sieg zu gewinnen.

Das „germanische Weltbild", — oder wie immer man es nennen mag, Natur-Religion, Sinnbild-Glaube, Kräfte-Lehre oder Magie-Gefühl (alles ist belebt, alles ist voller geheimer Wirkung) war anschaulich, „konkret", wie wir heute sagen, — faßbar, in Handlung und Zeichen ausgedrückt und verständlich, aber es war nicht Sache des Denkens oder der rationalen Überlegung. Es war „naiv", wenn man darunter die unmittelbare Erfassung des Naturgegebenen versteht oder die gefühlsmäßige Nachbildung von Vorgängen im tatsächlichen Leben, in der Tageswirk-

lichkeit und im seelischen Geschehen. Es war ahnbar, man konnte mit der inneren Wahrheit der Erzählung von den Göttern übereinstimmen, wie man heute die tiefere Wahrheit eines echten Volksmärchens erkennt, aber es war kein „System" einer Glaubens- oder Erlösungslehre, es gab darin keine formale, wenn auch eine innere Folgerichtigkeit (Logik). Jedoch bei all dieser sogearteten Verfassung des „gläubigen" Germanen war keine Möglichkeit vorhanden, in einen gedanklichen Streit mit den Priestern und Sendlingen Roms einzutreten. Eine Diskussionsmöglichkeit über die beiderseitigen „Religions-Systeme" gab es demnach nicht.
Aus diesem Grunde war jeder Wortstreit und jede religiöse Auseinandersetzung überflüssig und vergeblich: einer hochgespielten denkerischen und religionsphilosophischen Systematik und Logik, einer großstädtischen Psychologie, einer rücksichtslosen Ausnutzung der Schwächen des ursprünglichen, einfachschlichten Menschen mit seinem Sinnbild-Gefühl für naturhafte und innerseelische Mächte konnte nichts rational Gegenwertiges erwidert werden. Es waren verschiedene Welten, die aufeinandertrafen, und so mögen viele Germanen gesagt haben, als sie sich taufen ließen: Ich forasachu diabolo enti allen sinen tiufalon: „Ich sage dem Oberteufel ab und allen seinen Unterteufeln und bösen Dämonen, ich nehme die Taufe, — helpet dat nix, so schadt et nix: wir wollen es mal mit diesem Gott versuchen."

92.

Erik der Rote geht nach Grönland

Einer der Männer, denen Island schon nach hundert Jahren der Besiedlung zu klein und zu eng wurde, denen das Christentum zu nah auf den Leib rückte und die die alte Freiheit noch einmal verwirklichen wollten, war Erik. Er war ein „rechter Führer" im alten Wikinger-Sinne. Er sammelte eine große Schar von tüchtigen Männern und wagemutigen Frauen, die einen berichten von 35, die anderen von 50 Schiffen, und fuhr im Jahre 975 nach Südwesten, nachdem schon vorher erkundet worden war, daß dort Land liege, viel Land, grünes Land, auch Land unterm Eis, wie in Island, aber dazu viele Weiden und Wiesen, die Pferden und Rindern, Schafen und Menschen Heimat und Nahrung versprachen. Holz hatte man genügend mitgenommen, denn an diesem mangelte es, wie auch in Island, wo zwar Wald vorhanden war, aber doch selten gutes Bauholz gefunden wurde, da der Wald wahrscheinlich nicht viel höher wuchs, als er es heute in Island tut — nämlich höchstens drei bis vier Meter.

Unterwegs traf die Flotte ein großes Unglück. Es ist wahrscheinlich, daß sie in ein riesiges unterirdisches Seebeben geriet, welches eine ungeheure Flutwelle auslöste, und daß die Schiffe, die darauf nicht vorbereitet waren, kenterten oder vollschlugen und zur Hälfte mit Mann und Weib und Kind verloren gingen. Fünfundzwanzig Schiffe sollen das ungeheure Geschehen überstanden haben. Wären die Männer und Frauen Christen gewesen, so wären sie, abergläubisch wie das ganze Mittelalter war, vor Grauen und Angst umgekehrt und hätten die Fahrt nach dem neuen Land aufgegeben. Das aber war nicht Eriks Sache. Wegen seines rötlichen Haarwuchses wurde er „der Rote" genannt, und er bewies, daß er Herr der Lage blieb: er führte den Rest der Flotte in das Land, welches er wegen seines Frühlingsschmuckes grüner Hänge, Buchten und Wiesen Grönland nannte.

Der Isländer Gudmundur Kamban gibt in seinem Roman „Ich seh ein großes schönes Land" (von Edzar Schaper übertragen) eine wunderbare Beschreibung der Fahrt Eriks (Insel-Verlag Leipzig). Ihm wollen wir zur Veranschaulichung der Lage im damaligen Island einige Stellen entnehmen, die hier angeführt werden sollen:

„Obwohl die Gegend um den Borgarfjord und den Breidafjord die am dichtesten besiedelten Landstriche waren, ließ sich die Abwanderung in den beiden Gauen doch so stark spüren, daß der geplante Zug nach Grönland als das größte Ereignis in der bis dahin so jungen Geschichte des Mutterlandes betrachtet wurde." (S. 101)

„Und endlich wehte das Banner . . ." — das Zeichen zur Abfahrt. „Auf jedem Schiff knieten Männer und Frauen und Kinder vor dem Bildnis des einen Gottes oder beider Götter nieder und flehten sie um eine glückliche Reise an. Noch nie zuvor war eine Flotte mit so vertrauensvollen Gelübden ausgefahren; Gelübden, in denen neunhundert Menschen den Mächten in Asgard schworen, daß sie den Göttern ein neues Land untertan machen wollten." (S. 104/105)

„Mit Augenblicks Schnelle schoß die ganze Flotte unter Segeln vorwärts. Ihre Greifen, Drachen und Schlangen ragten hoch über den gewölbten Steven auf, die breiten, bauchigen Schiffsleiber leuchteten rot, lichtgrün oder hellblau gestrichen über der Wasserlinie, die Segel in noch viel mehr Farben. Zweifarbige Segel gab es, die Leeseite grün, wenn die Luvseite gelb war, und dreifarbige Segel, in Felder aufgeteilt, alle Farben unaufhörlich einander überschneidend, alle von des Morgens kraftvollem Licht zu ihrer äußersten Klarheit erhoben:

Die stolzeste Flotte, die jemals einen isländischen Hafen verlassen und sich auf eine Fahrt begeben hatte, die unvergeßlich, nein: einzigartig blieb, nicht weil diese Männer eine Vorliebe für prachtvoll geschmückte Schiffe besaßen, sondern weil die meisten von ihnen noch höher über den Gefahren standen, als ihre Greifen und Drachen und Schlangen." (S. 105/106)
Als die übriggebliebenen Männer und Frauen in Grönland ankamen, — es war die Südspitze des riesigen Landes —, fand Erik einen Fjord, der nach im genannt wurde (Eriks-Fjord), und baute dort zunächst ein Nothaus, wie es alle Wikinger taten, die siedeln wollten. Es wurde tief in einen Abhang hineingeschachtet, mit Hölzern an den Seiten und als Decke versteift und mit Rasensoden überdeckt, sodaß nur der dreieckige Giebel aus dem Hügel hervorschaute. Diese alten Höfe sieht man noch heute zuweilen in Island, wo sie jetzt vornehmlich als Ställe dienen. Nur einige sind mit Möbeln erhalten, wie sie es in der alten Zeit waren. — Die andern Landnehmer siedelten und bauten überall da, wo sie einen günstigen Fjord, geeigneten Wiesenboden und eine geschützte Lage fanden. Später kamen viele weitere Siedler aus Island, die sich der priesterlichen Kirche und dem Zwangsglauben entziehen wollten, und vermehrten die Zahl der Bewohner, die in den Hochzeiten des Handels nach diesem Lande ein paar tausend betragen haben wird.
Erik war der Häuptling, der hier zu bestimmen hatte, soweit nordische Wikinger und Grönlandfahrer überhaupt Rat brauchten und Anweisungen annahmen. Er hatte drei Söhne, unter ihnen den jüngsten, Leif, und eine Tochter, die berühmte und berüchtigte Freydis, welche bei den späteren Vinlandfahrten, den Nordamerika-Entdeckungs- und Siedlungsfahrten eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Aber die Freiheit des Tuns und Lassens, des Glaubens und Denkens war zunächst gewonnen und schien gesichert zu sein.

93.

Leif Erikson entdeckt Amerika

Der jüngste Sohn Eriks des Roten war Leif, der als Kind mit auf die Fahrt nach Grönland genommen worden war und dort aufwuchs. Er lernte alle Künste, die ein Nordmann beherrschen mußte, um in einer harten Landschaft und unter eisigem Himmel am Leben zu bleiben. Er wurde ein guter Seefahrer und Steuermann, und sein Vater schätzte ihn sehr, obwohl schon der Knabe Züge zeigte, die von seinem härteren Wesen abwichen und ihm einen seltsamen Weg vorzeichneten.

Als er vierundzwanzig Jahre alt war, lockte auch ihn — wie einst seinen Vater — das unruhige Blut und der Freiheitsdrang in die Ferne, und er rüstete ein Schiff aus, das von Trondheim in Norwegen über Island nach Westen fuhr, um dort das neue Land zu erkunden, von dem Gerüchte und Berichte gesprochen, das aber noch keiner betreten hatte. Er hatte einen geheimen Auftrag des Königs Olaf Tryggvason mitgenommen, das Christentum in Grönland zu verkünden, schwieg aber von diesem zunächst, da er ein eigenes Land für sich haben wollte.
Es war das Schicksalsjahr Islands, als Leif an der Südspitze des Heimatlandes seines Vaters vorbeifuhr, um Kurs nach Westen zu nehmen. Er wurde schon jetzt wegen seiner glücklichen Hand in der Schiffsführung „Leif der Glückliche" genannt, denn er hatte das „Schiffsheil", das „See-Heil", von dem im ersten Buch gesprochen worden ist. (Abschnitt 48—50). In diesem Jahre 1000 sollte über das Christentum in Island entschieden werden, und viele Anzeichen wiesen darauf hin, daß sich die Thinggemeinde für den neuen Glauben aussprechen würde. Leif wußte zwar von dieser Beschlußmöglichkeit, aber nicht, wie sie mit Bestimmtheit ausfallen würde.
Er nahm auch zwei Frauen mit, die an der gewagten Fahrt Freude empfanden, rechte Nordfrauen des alten Schlages, und schlug einen sanften Südwestkurs ein, da er die von seinem Vater gefürchteten Gunnarschären zwischen Island und Grönland vermeiden wollte. Nun war er offenbar weiter nach Süden gekommen, als er gewünscht hatte, denn als seine Männer nach sechs Wochen Fahrt endlich Land erblickten, war es bewaldet, kein Eis, keine Gletscher zu sehen, Fische im Überfluß und viel Gras und grüne Weide, ein herrliches Land, für Tausende Wohnung und Heimat, wenn es das Geschick wollte. Als sie ins Boot gingen, um ihren Fuß auf diesen neuen Boden zu setzen, war ein Deutscher bei ihnen, Türk genannt, — man sagt, er sei aus Nürnberg gewesen, — der alsbald in der Nähe des Waldes etwas fand, was die Norweger und Isländer nur vom Hörensagen kannten, Weinreben und Weintrauben, etwas Unerhörtes, nachdem sie ein Klima erwartet hatten, das dem grönländischen ähnlich war. Reife Weintrauben waren es. Später fand man wilden Weizen, wie man ihn nannte. Man hat beide Früchte zur Bestimmung des ungefähren Standortes dieser ersten Landung von Nordmännern in Amerika benutzt, aber bis heute ist man sich nicht völlig darüber einig geworden, um welche Gegend es sich wohl handeln müsse.

Aus der Grönland Saga zitieren wir daher:

„Dort kam ein Fluß aus einem See. Als aber das Meer unter dem Schiff wieder gestiegen war, nahmen sie das Boot, ruderten

zum Schiff und schleppten es aufwäuts in den Fluß hinein und dann in den See. Dort ankerten sie, trugen ihre Ledersäcke vom Schiff und schlugen die Zelte auf. Sie beschlossen, den Winter über hier zu bleiben, und bauten sich große Häuser (Leifbudir). (Das heißt soviel wie Leifs Siedlung).

„Weder in dem kleinen Fluß noch in dem See mangelte es an Lachsen. Größere Lchse hatten sie früher nie gesehen. Das Land war überhaupt so gut, daß sie der Meinung waren, das Vieh bedürfe hier zur Winterszeit keiner Fütterung. Es gab auch keinen Frost, und das Gras welkte nur wenig. Tag und Nacht waren in ihrer Länge nicht so verschieden wie in Grönland oder auf Island. Die Sonne hatte dort am Wintersonnwendtag „eyktarstad" und „dagmalastad". . . Sie füllten das Schiff mit Weintrauben und mit Holz, blieben den Winter hindurch an dieser Stelle. „Im Frühjahr machten sie sich fertig und segelten weg. Leif gab dem Lande einen Namen nach seiner Beschaffenheit und nannte es Vinland, Weinland . . ."

Aus den tatsächlichen Angaben Leifs über die Trauben, den wilden Weizen, die Lachse und den „süßen Tau", den milden Winter und den Holzreichtum, und schließlich über den Sonnenstand am kürzesten Tag des Jahres haben die Gelehrten versucht, klare und eindeutige Schlüsse über den Ort dieses Winteraufenthaltes zu ziehen. Vorsichtige Deutungen bewegen sich zwischen 41. und 42. Grad Nord, weil hier die Südgrenze für Lachse und die Nordgrenze für den wilden Wein liegt. (Die obigen Zitate sind nach dem Buch von Paul Herrmann gegeben: Sieben vorbei und acht verweht, Hoffmann und Campe Verlag Hamburg 8. Auflage 1952, S. 329/30 und 338). Siehe auch: Helge Ingstad: Die erste Entdeckung Amerikas Ullstein-Verlag 1966 S. 47).

Nach der Annahme von Helge Ingstad soll Leif allerdings viel weiter nördlich an Land gegangen sein, nämlich an der Nordspitze von Neufundland, das wären zehn Breitengrade weiter nach Norden. Dabei blieben die Angaben der Weintrauben und des wilden Weizens unberücksichtigt, auch die milden Winter und der Holzreichtum dürften nicht mehr so stark ins Gewicht fallen.

Wie dem auch sei, unbezweifelt ist, daß Leif als erster seinen Fuß auf das neue Land gesetzt hat und daß er von dem Eindruck dieses herrlichen, wald- und fischreichen Erdteils überwältigt war. Hier schien ein Traum aller Nordfahrer erfüllbar zu werden: ein Boden für Siedlung, eine neue Heimat, ein Vaterland für freie Menschen!

94.

Leif, der Abtrünnige

Solch ein Land, wie es Leif gefunden hatte, war die Sehnsucht all derer gewesen, die frei nach ihrem Sinn und Gewissen leben wollten und deshalb die Heimat mit dem kargen Island vertauschten. Hier in Vinland war diese Hoffnung Wirklichkeit geworden, und mehr als das, es war ein Land, in dem der Holzreichtum unendlich war, in dem Flüsse und Seen Fische und Vögel in unübersehbarem Gewimmel enthielten, ein Paradies an Klima und Landschaft, wie es nur je erträumt werden konnte. Und dieses Land sollte nicht wieder aufgesucht und besiedelt werden? Und die Wikinger sollten Einwohner fürchten, die ihnen zwar an Zahl überlegen, an Waffen und Mut aber gänzlich unebenbürtig sein mußten? Sie sollten eine Hoffnung auf endlichen Frieden und auf eine Gemeinschaft ihresgleichen in einem neuen großen, schönen, herrlichen Lande verschmähen, das vor ihnen lag, erreichbar und ihrem Zugriff ausgesetzt?

Und Leif sollte alle diese Möglichkeiten nicht gesehen, geschaut, mit innerem Auge erfaßt und die Folgen daraus nicht gespürt, die unendlichen Aussichten nicht geahnt, nicht *gewußt* haben?

Was konnte ihn abhalten, nicht wieder dorthin zu fahren, mit vielen Schiffen, mit mehr Männern, mit einem halben Volk, wie sein Vater, der die grönländische Siedlung mit rund 1000 Leuten gegründet hatte? — Es konnte nur ein innerer Grund sein, einen äußeren gab es nicht, zumal alles Äußere dorthin drängte und beinahe gebieterisch in diese eine Richtung wies: Siedlung für Dauer, Land und Gemeinschaft, Frau und Kind, Vieh und Wild in Fülle, ein reicher Boden, ein ungeheurer Wald, Seen und Flüsse, ein ganzer Erdteil noch unerforscht und schier jungfräulich, ein wirkliches Land der unbegrenzten Möglichkeiten, — in der damaligen Zeit!

Dieser junge Mann war von seinem Vater nach Norwegen geschickt worden, um sich in der Welt umzusehen, um gute Sitten und die alte Heimat kennen zu lernen, auch wohl, um Handelsbeziehungen zu finden und zu festigen, da Grönland so gut wie alles brauchte, um weiterleben zu können, Holz und Eisen, Geräte, Vieh und Pferde, Tauwerk und Stoffe, und was sonst noch alles für ein geregeltes Leben in Grönland notwendig war.

Am Hofe des Königs Olaf war er unter den Einfluß dieses Christenmachers gekommen, von seinem Prunk und Glanz geblendet worden, hatte das Christentum selbst angenommen und sich zum Sendboten für Grönland machen lassen, obwohl er wußte,

daß sein Vater am alten Glauben um jeden Preis festzuhalten entschlossen war.
Wenn wir dieses Verhältnis zu seinem Vater recht überdenken, so bietet sich uns ein erster Erklärungspunkt für sein fast unbegreifliches Vernachlässigen der Vinland-Aussichten dar. Er wollte etwas anderes als sein Vater, er war kein getreuer Sohn, er wollte den Spuren des großen Häuptlings nicht folgen, der der Herr und ungekrönte König Grönlands war, aber in der germanischen Freiheit und ohne Segen und Unterstützung einer Kirche. Der uralte Gegensatz zwischen Vater und Sohn ist hier an einer Stelle des germanischen Lebens bezeugt, wo er am wenigsten hinpaßte, wo er am tragischsten enden mußte, wo er ein gewaltiges Werk, eine Zukunftsvision verspielte, die Tausenden und Millionen eine nordische Heimat, ein europäisches Land, ein Volk und einen Staat gegeben hätte, der die Geschichte der Welt aus dem Grunde verändert hätte. Leif hatte es in der Hand, dieses Werk zu beginnen und den Grund dafür zu legen.
Er tat es nicht. Er hat niemals wieder Vinland gesehen. Als Christ ging er einen anderen Weg. Er verbreitete den fremden Glauben unter den Augen seines Vaters, der an den Göttern in Treue festhielt, er wurde abtrünnig der Freiheit des Nordens und der Sendung, die das Schicksal ihm unter die Augen gebreitet hatte.
Das Christentum ist also der zweite Grund, weshalb Amerika nicht fünfhundert Jahre vor Columbus ein Land des weißen Mannes wurde, ein wirkliches Hvitra-Manna-Land, von dem die Sage ging, nachdem die grönländische Siedlung verschwunden, die meisten Einwohner verkommen, verdorben und gestorben waren und der Rest im unendlichen Nordamerika verschollen, mit Indianerstämmen vermischt und nur noch als Legende und fernes Märchen in den Erzählungen der nördlichen roten Stämme auftauchte, wie spätere Berichte besagen.
Nun bekehrte Leif in Grönland und sah in dieser Bemühung seine Sendung. Er war sich seines Vaters Unwillen voll bewußt und handelte, als ob er keine Tradition kennte, keine Familie hatte, der er verpflichtet war: nach dem Spruche des Neuen Testaments... „hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Weib", — „herauserlöst aus allem Blut und aller Sippe" ging er seinen Weg; aber das Verderben, das die Zukunft für Grönland barg, hat auch sein Christentum nicht aufgehalten, nicht hindern, nicht abwenden können.
Ein paar tausend Nordmenschen gingen unter, nachdem ihnen die Blutsverbindung, die Seelenbindung und die Wirtschaftsbindung mit dem heimatlichen Europa abgeschnitten war. Denn

Europa hatte sich im 15. und 16. Jahrhundert um anderes zu kümmern. Der religiöse Zwist, der unselige Streit über Dogmen und Kirche war von neuem ausgebrochen, Kriege und Wirren folgten, der Protestantismus kam auf, und die christliche Welt erschütterte sich selbst, bis sie in einem neuen Jahrhundert ihre eigenen wissenschaftlichen Grundlagen aufgeben und sich damit der Selbstauflösung aussetzen mußte.
Die katholische Welt aber trat das Erbe der Wikingerentdekkung an, Kolumbus öffnete den Spaniern, Pizarro den Portugiesen die Tore Mittel- und Südamerikas, und Nordamerika wurde eine Beute der Ideen der französischen Revolution mit ihrem nachchristlichen Gleichheitsgebot und ihrem hochchristlichen Vermischungsbefehl für alle Rassen und Völker.

95.

Islands letztes altgläubiges Allthing

Im gleichen Jahre, in dem Leif Erikson Winland entdeckte, im Jahre 1000 nach Zeitwende, fand das Allthing zur Sommersonnwende auf dem Thingfeld (Thingvellir) in Island statt, das über das Christentum entscheiden sollte. Schwere Vulkanausbrüche, große Erdbeben waren vorhergegangen, und die Christen im Lande deuteten diese Naturereignisse als ein Zeichen Gottes, daß nun Schluß mit dem Heidentum sein müsse, damit der reine Glaube in Island herrsche.

Schon seit Jahrzehnten hatten die Sendboten der Kirche im Lande gearbeitet, hatten hier und dort einen Knecht, eine Frau, auch wohl einen Freien gewonnen, Zwietracht und Unfrieden in die Sippen gebracht und die Einheit des isländischen Volkes untergraben. Nur die religiöse Duldsamkeit, die der Germane dem Andersgläubigen entgegenbrachte, hatte es ermöglicht, daß der fremde Glaube Fuß fassen konnte, daß er „diskussionsfähig" geworden war und Anhänger fand.

In welchem Lande hätte es wohl keine Unzufriedenen in einer Zeit gegeben, die so von neuen Kenntnissen, vom Wissen um andere Völker und Erdteile, von Entdeckungen und Fernfahrten in unbekannte Gegenden bewegt war, wie diese Zeit um 1000 nach dem sagenhaften Leben eines angeblichen Gott-Sohnes im fernen Palästina.

Die Unsicherheit gegenüber den alten Bindungen und Sittengesetzen war gewachsen, in Norwegen hatte das Christentum gesiegt, und auch Island schien dem Zug der Zeit nicht entgehen zu können. Schon hatten einige Freibauern ihre alten Götter-

bilder beseitigt, die Verehrungsstätten in christliche Altäre verwandelt, immer unter der Anleitung der frommen Missionare, die das heilige Gastrecht dazu benutzten, das Gastgebervolk seiner ursprünglichen Religion zu entfremden.
So trat das Allthing bereits gespaltener Meinung, aber noch keineswegs mit christlicher Mehrheit zusammen. Vor dem Gesetzesfelsen, der in den 125 Jahren isländischer Volksfreiheit so viele große Versammlungen gesehen hatte, in der herrlichen und ungeheuren Landschaft am Thingfeldsee, über den die Lavaberge hinweg mit ihrem unvergeßlichen geschwungenen Vulkan-Rücken ragten, angesichts des Öxar-Flusses, der in einem silbernen Wasserfall aus der Ferne zu kommen schien und in dem — nach uralter strenger Sitte — die ungetreuen Frauen versenkt wurden, unter einem Himmel, der in Minuten von lichthell zu dunkelgrau wechselte, vor einem Volk der Freien und Unabhängigen, die bisher jeden Versuch vereitelt hatten, sie unter das Joch der norwegischen Könige zu beugen, welches gleichbedeutend war mit dem fremden Glauben, tagte die Thinggemeinde in einer heroischen Einsamkeit, in welcher allein die Natur das Gesetz des Handelns und Wesens zu bestimmen schien.
Der Historiker Peter Hallberg berichtet über diese Versammlung in seinem Werke: Die isländische Saga, Verlag Dr. Max Gehlen, Bad Homburg von der Höhe, darüber, wie die Entscheidung über die Streitfrage Christentum oder Alter Glaube zustande kam: (S. 19)

> „Die endgültige Entscheidung legte man in die Hände von Thorgeirr Ljósvetninga-Gode, der ein Heide war, jedoch zu denen gehörte, die sich um einen Ausgleich bemühten."

Der Gode sagte unter anderem:

> „Ich halte es für ratsam, nicht die bestimmen zu lassen, die hier das größte Ungestüm an den Tag legen, und wir wollen zwischen den beiden Parteien in einer Weise schlichten, daß jede gewissermaßen ihren Willen bekommt. Aber wir müssen alle e i n Gesetz und e i n e n Glauben haben, denn es wird sich bestätigen: wenn wir das Gesetz zerreißen, so zerreißen wir den Frieden."

Hallberg: „Beide Seiten erklärten sich einverstanden, Thorgeirrs Lösung zu akzeptieren. Da entschied er:

> „daß alle Menschen auf Island sich taufen lassen und an einen Gott glauben sollten; was aber die Aussetzung von Kindern und das Essen von Pferdefleisch anbetreffe, so sollte das alte Gesetz gelten. Man solle heimlich opfern dürfen, wenn man wollte, aber mit der Acht büßen, wenn es entdeckt würde."

Hallberg sagt hierzu: „Einer Bestimmung wie der, die das Opfern betrifft, ist ja herzlich wenig vom Geist des Christentums eigen. Der Standpunkt ist konventionell und sozial; man durfte mit seinem heidnischen Kult keinen Anstoß erregen. Die ganze Art und Weise, in der das Christentum eingeführt wurde, scheint dafür zu sprechen, daß man die Religion im wesentlichen als eine Sache der Gemeinschaft ansah und nicht als eine Frage der persönlichen Überzeugung.
Auf die indifferente Einstellung zum Glauben fällt ein beinahe komisches Licht, wenn die Kristni-Saga die allgemeine Taufe schildert, die dem Allthingbeschluß folgte. Von den Thingmännern aus dem Nord- und Südland wird gesagt, daß sie auf der Heimreise vom Thing an der warmen Quelle von Reykjalaug im Laugardal getauft wurden, weil sie nicht in das kalte Wasser auf Thingvellir steigen mochten." (S. 20)

96.

Ein fragwürdiger Beschluß
(oder: zur Problematik der nordischen Seele)

Aus dem vorgenannten Beschlusse, das Christentum als offizielle Religionsform einzuführen, und an den besonderen Umständen dieser Entscheidung kann man, aufmerksam und nachdenklich geworden, vieles bedenken und überlegen, was zum Wesen des Nordmenschen in Vorzug und Mangel, Fragwürdigkeit und wertvoller Eigenschaft gehört. Beide Seiten des Charakters unserer Art sind hier deutlich ausgeprägt und sollten abschließend, am Ende der altgläubig-heidnischen Religionsperiode, gewürdigt und hinsichtlich ihrer möglichen oder zwingenden Folgen geprüft werden.
Das erste, was auffallen muß, da es ungewöhnlich und nur aus dem Wesen der Art zu erklären ist, scheint uns die Tatsache zu sein, daß ein einziger Mann beauftragt wird, die endgültige Entscheidung zu fällen und auszusprechen. Welch ungeheures Maß von Vertrauen gehört dazu, e i n e m einzigen Manne den Beschluß zu übergeben, ein ganzes Volk religiös in die eine oder die andere Richtung zu lenken! Hier gibt es keine Abstimmung, keinen Mehrheitsbeschluß, kein endloses Palaver (Hin- und Wider-Reden von ungenügend bekannten Sachbeständen), sondern allein die Einsicht, daß ein Weiser, angesehener, geachteter von allen Seiten anerkannter Mann, ein ganzer Mann, den entscheidenden Entschluß faßt und formuliert. Daß er für alle spricht. Daß er die volle Verantwortung für das trägt, was

er veranlaßt. Daß ihm gefolgt wird. Daß er stellvertretend für die gesamte Gemeinschaft handelt. Daß e i n e r in sich den inneren Kampf auskämpfen muß, den alle anderen auch im Herzen tragen. Daß keine Stimmenauszählung und keine Wahlmathematik, keine Manipulation möglich und nötig ist, um einen Spruch gesetzlich zu sichern, der auf der freien Gewissensentscheidung und auf dem gebundenen Verantwortungsbewußtsein einer P e r s ö n l i c h k e i t beruht. Dies scheint uns das erste zu sein, das noch einmal die ganze Größe (aber auch die ganze Gefahr) des Absolutheits-Sinnes unserer Menschenart enthüllt. Wo im Nordischen Vertrauen geschenkt wird, wird g a n z e s Vertrauen gegeben. Wie wenig ein solcher Entschluß, der gefaßt und unwiderruflich ist, auch dem einzelnen, der anderer Meinung ist, passen und schmecken mag, — er wird angenommen und ausgeführt, denn der E i n e spricht in diesem Falle für alle, für die ganze Gemeinschaft, weil in seiner Seele alle Kräfte der Gemeinschaft sind, die um den e i n e n letzten Beschluß ringen müssen, und so wird dessen Entscheidung auch die Entscheidung aller Glieder der Artgemeinschaft sein. Dies ist nordisch und germanisch. Es findet seine Bestätigung in vielen Beweisen der Geschichte, zum Guten wie zum Bösen unserer Völker, zum Heil wie zum Fluch in vielen Fällen; zum Segen bei den großen richtunggebenden Persönlichkeiten der europäischen Völker, wie zum Verhängnis, wenn der Gewählte oder Ernannte nicht der echte Volksführer oder Volkssprecher war.

Die Reihe der Persönlichkeiten unserer indogermanisch-germanischen Geschichte bezeugt dies an den Gestalten Alexander, Caesar, Augustus, Marius, Sulla, Arminius-Hermann, an Heinrich und Otto dem Ersten, an Barbarossa, Heinrich dem Löwen und Heinrich dem Sechsten, Friedrich dem zweiten Hohenstaufen, Luther, Friedrich dem Großen, Yorck von Wartenburg, Bismarck und Ludendorff. Dazu gehören die großen Könige des Nordens wie Karl XII. und Gustav Adolf, Elisabeth I. und Cromwell und alle Schöpfer und Gestalter der Kulturwerke und Baukunst, Dichtung und Musik, Erfindung und Wissenschaft. Wo unser Volk gesund ist, da spricht e i n e r für viele oder für alle, wo es krank ist, da wird geredet und palavert, bis eine T a t das Geschwätz beseitigt.

Aber wir hören auch die Gegenseite: die Neidinge, die falschen „Führer", die Verräter wie Segestes und Hagen aus dem Nibelungenlied, die schwachen Fürsten und die Gewaltherrscher, welche nicht den Willen des Volkes vertraten; die eitlen Monarchen, welche das Vertrauen des Volkes geborgt, aber nicht erwiesen hatten; die Schmeichler an Fürstenthronen, die Hin-

termänner und „grauen Eminenzen", die von rückwärts Macht ausüben wollten und Unheil säten, — alle die, welche geschenktes Vertrauen in hohen Stellungen mißbrauchen und ohne letzte religiöse Verantwortung, nur sich oder bestechenden Machtgruppen zuliebe Unglücks-Rat erteilten oder Befugnisse in ihr Gegenteil verwandelten.
Verantwortung und Vertrauen haben in echter Form immer zum Wesen des nordischen Menschen gehört. Wer sie ausübte und wer dieses empfing, wer beide erfüllte im Sinne des Volksheils, wurde stets durch die Jahrhunderte gerühmt. Ihm galt und gilt die Liebe unserer Völker. Die Verehrung, die ihm zuteil wird, ist ein Teil der Ehre, den der freie Mann an den anderen Freien zu vergeben hat. Sie ist die schönste und edelste Gabe unserer Menschenart.
Hier nun, bei diesem Spruch des Goden auf Thingvellir im Jahre 1000, müssen wir prüfen und erwägen, ob dieser Spruch, der über das Geschick eines Volkes für lange Zeit entschied, ein echter, ein dauerhafter, ein Dauer versprechender Spruch war, oder ob er, in einer besonderen Lage der Zeit und der Umstände nützlich und tragbar erschien. Auf das Ganze hin gesehen aber und auf das Grundsätzliche hin betrachtet, war er fragwürdig, weil kompromißlerisch und kein Beispiel gebend, wie sich Nordmänner letztlich verhalten sollten. Wir sind bei dieser Betrachtung und Prüfung bemüht, beide Seiten in ihrer vollen geistigen und auch praktischen Bedeutung, ihrem Sinne und ihren Folgen nach zu sehen.

97.

Ein Heide spricht für das Christentum

Der Gode Thorgeirr Ljosvetning war Heide. In seine Hände wurde die Entscheidung über den künftigen Glauben gelegt. Er betonte, daß er um einen Ausgleich bemüht war. Er wolle nicht den Ungestümen nachgeben, die hier Entweder-Oder erzwingen wollten. Er wolle in der Weise schlichten, daß jede Partei „gewissermaßen ihren Willen bekomme". Die Beweggründe des Sprechers müssen edel und tolerant genannt werden. Es fragt sich nur, ob sie richtig waren. Denn wie sollte hier „jede Partei" ihr Recht bekommen, bei einem Konflikt, der grundsätzlich war und auf jeden Fall weitreichende Folgen haben mußte. Wie sollte die eine Seite ihren alten Glauben behalten dürfen, wenn die andere offiziell die herrschende

wurde? Wie sollte D u l d u n g geübt werden von jenen, die nirgends auf der christlichen Welt den Andersgläubigen achteten und wirken ließen, wie ihn s e i n Gewissen trieb? Wie sollte ein Zustand aufrecht erhalten werden, der beiden Seiten Gerechtigkeit widerfahren ließ und keine verletzte oder beeinträchtigte? — Das war nicht möglich. Jede kompromißlerische Entscheidung mußte auf die Dauer in der Unterdrückung der anderen Seite enden, je nachdem, wer den größeren Einfluß erhielt. Und dieser mußte sich nach dem Gesetz der stärkeren Kraft durchsetzen, das heißt aber, nach dem Schwergewicht der weltlichen Machtausübung, die sich bald einstellen würde, wenn die Norweger oder Dänen ihre Hand ausstrecken würden, um das nicht mehr so ferne Island unter ihren Dienst zu zwingen. Also war jede Zwischenlösung nur ein Aufschub, und zwar zu Ungunsten des alten Glaubens.

Jedoch ist es sehr bezeichnend für Art und Charakter dieses Isländers, daß er, obwohl selbst Heide, das heißt: altgläubig —, doch für eine Religion sprach, die ihm fremd sein mußte, die nicht die seine war, die aber, wie er erkannt hatte, bereits einen starken Einfluß im Lande ausübte und geeignet war, den Frieden und die Eintracht unter den Isländern zu stören oder gar zu vernichten. Denn sein Entscheidungsspruch ist von dem Bemühen diktiert, den neuen Glauben nicht zum Sprengstoff werden zu lassen, der die Volksgemeinschaft zerriß. Hallberg, der Historiker, sagt hierzu, — „daß man die Religion im wesentlichen als eine Sache der Gemeinschaft ansah und nicht als eine Frage der persönlichen Überzeugung".

Wir wollen es schärfer und klarer formulieren: Es wurde — im wesentlichen — ein p o l i t i s c h e r Entschluß gefällt und kein r e l i g i ö s e r. Das wird richtig sein. Thorgeirr ließ sein Urteil von einer Gesinnung bestimmen, die dem Normal-Germanen selbstverständlich und geläufig war: das V o l k , die Gemeinschaft, der Sozialverband, der Stamm steht vor allem anderen, geht über jede andere Erwägung hinweg und ist die erste Richtschnur für jede weitgreifende Entscheidung. Das klingt eindeutig und naheliegend, scheint zudem vernünftig und gerecht, auch im Sinne des Sippenfriedens, der dem Isländer das oberste Leitbild war.

Aber diese Entscheidung war ein Irrtum, ein Irrweg, ein Aufschub, keine echte, keine dauernde Lösung des größten Konfliktes, der die spätere Geschichte bestimmte, nämlich der Frage, wer das Vorrecht gewinnen sollte in den kommenden Kämpfen der großen Mächte der Welt, Europas, Deutschlands und nicht nur des Nordens: die Freiheit des Gewissens oder der Glaubenszwang der Kirche. Dies schloß zugleich die Wahl ein: ist der

weltliche Staat der Träger der Menschengemeinschaft oder die Allgemeine Römische Religion?
Die Ahnungslosigkeit gegenüber der folgerichtigen kommenden Entwicklung (die ein sehr kluger Mann hätte sehen können) —, ging auch aus den Worten des Gesetzessprechers hervor „Aber wir müssen alle e i n Gesetz und e i n e n Glauben haben, denn es wird sich bestätigen: wenn wir das Gesetz zerreißen, so zerreißen wir den Frieden".
Es zeigt sich, daß Thorgeirr nichts wußte von dem Streitwort des Propheten des Christentums: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert". Und selbst wenn dieses „Schwert" nur das des Geistes war, so bedeutete es für Jahrzehnte und Jahrhunderte Streit, Verwirrung, Auflösung der alten Bindungen, Zwietracht bis ins letzte Haus, Unfriede in der eigenen Sippe, Verfolgung des Andersdenkenden und Strafe bis zum Tode für jeden, der dem einzig richtigen Glauben auf die Dauer widerstand.
Wie sollte auch ein Germane, ein Nordmann, ein Menschenschlag, der jedem bisher seinen Glauben gelassen hatte, wissen, daß der a n d e r e Glaube auch darin, in der Unduldsamkeit, das Gegenteil seines eigenen war? Er mußte ja in seiner nordischen Naivität voraussetzen, daß die Christen ebenso dachten wie er selber, nämlich den anderen schalten und walten ließen, wie es ihnen recht dünkte und ihr Gewissen ihnen gebot. Nur so sind die folgenden Anweisungen zu verstehen, die des Grotesken und Komischen nicht entbehren, obwohl sie nur zu bald eine Sache des tödlichen Ernstes werden sollten.
Er entschied also ferner: „. . . daß alle Menschen auf Island sich taufen lassen und an einen Gott glauben sollten." Und damit glaubte er die Lösung gefunden, die „jeder Partei ihren Willen — gewissermaßen — ließe". Er fiel also seinem eigenen Duldungsstandpunkt anheim, vorausgesetzt, daß er aus freiem Entschluß und nicht beeinflußt oder gekauft von bestimmter Seite entschieden hatte.

98.

Ein groteske Entscheidung

Im Grunde ist schon dieser Teil der Entscheidung, daß von nun an jeder an e i n e n Gott glauben solle, unmöglich und für einen modernen Menschen unvollziehbar. Denn wie kann ein anderer als ich selber darüber entscheiden, was man glauben, an wen man glauben solle und an wen nicht. Und um wieviel weniger kann man für einen ganzen Stamm bestimmen, für

eine Gemeinschaft von Freien und Kämpfern, die ihr ganzes Leben lang, — und hundert Jahre durch ihre Geschichte —, sich ihr eigenes Recht erhalten, und wenn es ihnen nicht freiwillig gegeben wurde, e r k ä m p f t hatten. Für Männer, die in Dingen der Ehre so empfindlich waren, daß sie den Verletzer der Ehre und den vermeintlichen Beleidiger ihres Rufes bis zum Totschlag verfolgten. Wie konnte man jetzt, hier auf dem Thing, diesen wehrhaften und stolzen Menschen einen Glaubensbefehl erteilen, der ihr ganzes Leben weiterhin bestimmen sollte? Daß dies geschah, mit Billigung der gesamten Vertretung des isländischen Volkes, ist fast unglaubhaft. Es muß als Möglichkeit in einer Gemüts- oder Geistesverfassung seinen Grund haben, der nahezukommen erst das Rätsel dieses Beschlusses erklären, verständlich machen und auflösen kann. Vielleicht geben die folgenden Anweisungen des Goden Thorgeirr darüber näheren und tieferen Aufschluß: Dort heißt es weiter: . . . „was aber die Aussetzung von Kindern und das Essen von Pferdefleisch anbetreffe, so sollte das alte Gesetz gelten. Man solle heimlich opfern dürfen, wenn man wollte, aber mit der Acht büßen, wenn es entdeckt würde."

Das bedeutet, daß man den alten Brauch, schwache oder nicht gesunde Kinder (auch wohl solche, die deutlich als Bastarde erkenntlich waren), auszusetzen und in der eisigen Öde Islands umkommen zu lassen, weiterhin ausüben dürfte. Diese Bestimmung oder Erlaubnis, Kinder dem sicheren Tode zu überliefern, ist gewiß n i c h t christlich. Sie hat ihre indogermanischen Vorgänger im alten Sparta, wo die lebensuntauglichen Neugeborenen im Taygetos-Gebirge ausgesetzt oder in tiefe Schluchten gestürzt wurden, um so einen nur gesunden und kräftigen Nachwuchs aufzuziehen. Diese harte Auslese-Auffassung vom Lebenskampfe, zu dem jeder voll geeignet sein sollte, war auch im alten Island Brauch und Sitte, und keiner fand in der germanischen Frühzeit etwas dabei, auf diese Weise den ganzen Stamm unberührt von Krankheit, Schwäche und Untauglichkeit zu erhalten.

Aber hier, auf der Wende zum (angeblich humanen) Christentum, hätte eine solche Erlaubnis, von offizieler Stelle verkündet, einen Schrei des Entsetzens von Seiten der schon getauften Christen hervorrufen müssen. Nichts dergleichen geschah, die Thinggemeinde nahm offenbar den Spruch als gut isländisch, zeitgemäß und richtig hin. Man kann daraus folgern, daß vom w a h r e n und echten, geistigen und kirchlichen, humanen Christentum hier keine Rede sein konnte: diese Leute blieben alle im Herzen die Heiden, die sie immer gewesen waren. Doch davon noch später.

Ein Gleiches gilt, was das Essen von Pferdefleisch anbetrifft. Es sollte weiterhin erlaubt sein. Auch hier müssen wir zum Verständnis etwas hinzufügen. Außer Fischen, Schaffleisch und Pferden gab es kaum etwas anderes zu essen in Island. Pferdefleisch zu essen, war etwas ganz Gewöhnliches. Es hatte aber noch einen anderen Akzent, weil das Pferd als Tier des höchsten germanischen Gottes eine fast religiöse Verehrung genoß und daher als Opferfleisch verwendet wurde. Es galt als etwas Ähnliches wie ein „heiliger Leckerbissen", zumal bei Opferfesten nur junge und schöne Tiere den Göttern zum Geschenk und den Menschen zur Weihgabe gemacht wurden. So scheute der Gode davor zurück, das Essen von Pferdefleisch zu verbieten, in der richtigen Erkenntnis, daß solch ein Verbot doch nicht beachtet und damit auch die anderen Gebote in ihrer Wirksamkeit geschädigt wurden. Im südgermanischen Raum wie etwa in Deutschland galt zu dieser Zeit das Essen von Pferdefleisch als Handlung beim Opfern schon längst als strafbar, ja als todeswürdig. Hier im Norden blieb es lange Zeit selbst unter dem herrschenden Christentum noch geübter Brauch und festliches Mahl im geheimen Gedenken an die alten Götter.
Anschließend hieran steht der letzte Teil des Spruches des Goden Thorgeirr, der die ganze Fragwürdigkeit dieser Entscheidung noch einmal ins hellste Licht rückt und uns Anlaß gibt, gewisse Zweifel an der Gradlinigkeit, beziehungsweise Ehrlichkeit oder auch Rechtlichkeit des letzten heidnischen Gesetzessprechers zu hegen.

> „Man sollte heimlich opfern dürfen, wenn man wollte, aber mit der Acht büßen, wen es entdeckt würde."

Über dieses Wort darf man nicht hinweglesen. Was soll in aller Welt eine Erlaubnis bedeuten, opfern zu dürfen, die zugleich jeder Denunziation, jedem Verrat, jeder Tücke von Seiten der „besseren Christen" ausgesetzt war, welche ihren Nachbarn schädigen oder einen unbequemen Gegner in irgend einem Streit ausschalten wollten. Was soll man zu einer Thingentscheidung sagen, welche so sehr die Züge der Charakterlosigkeit, der Unehrlichkeit, der Halbheit und der sittlichen Verwirrung und Verirrung trägt wie diese? Wie konnte ein Mann, der im Vertrauen der Thinggemeinde stand, einen solchen Spruch über die Lippen bringen? War das Händler-Gesinnung, käufliche Zweideutigkeit oder schlichte Volksdummheit, die sich klug vorkommt? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß es ein Spruch war, der keinen Ehrlichen befriedigen, auf die Dauer kein Problem lösen und der auch keinen Frieden bringen konnte. So muß für jeden Nachdenkenden ein großes Fragezeichen hinter den Worten des Thing-Goden stehen, wel-

che der Unklarheit, der Zweideutigkeit und dem Mißbrauch Tor und Tür öffnen. Diese Worte der Halbheit sind die Losung der ersten christlichen Jahrhunderte Islands. Die stärkere Macht konnte sie sich zunutze machen und die noch altgläubigen Heiden Schritt um Schritt zurückdrängen, bis alle in den Fängen der heiligen Kirche waren und ihr nicht mehr entkommen konnten. Das letzte freie Land des Nordens hatte sich mit diesem Beschluß selbst gefesselt, und es konnte von da an aus der Umklammerung der Kirche nicht mehr herauskommen, welche das Netz der Mönche und Missionare, der Klöster und Äbte, Pröbste und Heiligen um die ehemals heidnischen, dem freien Götterglauben gewidmeten Stätten der Verehrung legte. In jede Sippe drängte der Spinnfaden von Lehre und Dogma ein und verknüpfte dies und jenes Glied der Familie mit der neuen Religion, bis um des lieben Friedens willen kein Widerstand mehr gewagt, kein Opfer mehr geübt, keine Natur-Gottfeier mehr gehalten wurde und mit den alten Vorstellungen des Eins-Seins des Menschen mit dem Göttlichen auch die tiefe Verbundenheit mit Ahnen und Sippengeistern verschwand, welche das stärkste Bindeglied zu der angestammten Glaubenshaltung gewesen war. Das Christentum hatte sein Ziel erreicht, Europa war von einem Ende bis zum anderen (mit Ausnahme des slavischen Ostens) römisch und katholisch im Glauben geworden, wenigstens aber dem äußeren Ansehen nach, der gezeigten bußfertigen Haltung, dem gedrückten und gebeugten Kreuzessinn nach, dem Anschein nach, wie immer auch der Einzelne im Herzen dachte, wie immer auch in geheimen Zusammenkünften die alten Sprüche gesagt, alte Opfer gebraucht, alte Feste gefeiert werden mochten, denn unter den Oberflächen brodelte es noch jahrhundertelang in der Seele des Nordmenschen, und viele mußten den Weg des Ketzers und „Götzenanbeters" gehen zu Acht und Galgen, Ausstoßung und Verdammung in diesem Leben.

99.

War Europa wirklich christlich geworden?

Wenn man die vielen Klagen der Kirche prüft, welche sich auf die Nicht-Einhaltung der Vorschriften, Bestimmungen und Anordnungen beziehen, die die Ausübung der kirchlichen Glaubensform betreffen, dann wird einem klar, daß von einem durchgehenden Gefühl, von einer überzeugten Haltung und von einer freiwillig geschenkten christlichen Gesinnung in den ersten Jahrhunderten in Europa nicht die Rede sein kann. Mit Not und Zwang werden die primitivsten Bräuche durchgesetzt, um einen

einigermaßen „frommen" Ablauf der Feiern und Feste, der heiligen Zeremonien und liturgischen Vorschriften zu sichern. Immer wieder sind die strengsten Ermahnungen und schwere Strafen nötig, um die Freibauern daran zu hindern, ihren altererbten Opfern auf den Bergen und Höhen nachzugehen, die sie seit Menschengedenken gewohnt waren. Mehr als eine äußerliche Beachtung der kirchlichen Gesetze kam bei dieser Bekehrung nicht heraus, ins tiefe Herz drang das Christentum nicht ein, eine wahrhaft christliche Gesinnung und Lebenshaltung wurde nicht erreicht, nur unwillig und widerstrebend folgte die Volksgemeinde den missionarischen Geboten und umging sie, wo immer möglich, um den neuen Heiligen ein Schnippchen zu schlagen. Viel Komisches unterlief dabei. Aus England ist bezeugt, daß sich eingesessene Sachsen und Angeln mehrmals taufen ließen, um in Besitz des Taufhemdes zu kommen, das die Blößen bedeckte, wenn man ins Wasser stieg. Aus Island ist bezeugt, daß sich von der Massentaufe am Thingfeld-See viele harte Krieger ausschlossen, weil ihnen das Eiswasser der Gletscher zu kalt war und daß sie diese Zeremonie lieber an den heißen Quellen vornahmen, die es auf dem Wege nach Hause reichlich gab. Eine urkomische Schilderung der Auffassung christlicher Wikinger auf ihren Zügen durch Spanien und Frankreich gibt der schwedische Autor Gunnar Frans Bengtsson in seinem Buch Röde Orm (der rote Lindwurm), in dem er die Späße der Normannenfahrer beschreibt, die sie mit „heiligen Dingen" trieben.

Fast verzweifelt war der Papst Gregor III. über die Unbotmäßigkeit der deutschen Waldbauern, die nach wie vor zu ihren abgelegenen Weihestätten gingen, um dort zu opfern, statt in den christlichen Kapellen zu beichten und zu beten. Er ordnete daher an, daß die Priester nach Möglichkeit Rücksicht nehmen sollten auf einheimische Sitten, religiöse Bräuche und heilige Orte der Germanen und daß sie dort und nicht irgendwo anders ihre Kirchlein bauen und ihre Heiligenbilder aufstellen sollten, damit die Deutschen die christlichen Stätten wirklich besuchten. So kam es, daß die alten Berghaine und Weihtümer unserer Vorfahren mit fast genauer Sicherheit an den Stellen zu suchen sind, wo heute christliche Kirchen mitten im tiefen Walde oder auf den schönen Anhöhen des Mittelgebirges stehen. Dazu gehört dann auch die Verteufelung von „heiligen Seen" in „Teufelssee" oder die Umbenennung von Bergzügen, die einst einem Gotte geweiht waren, in Bodans-Berg oder Gudenberg (in Hessen), beides entstellte Formen für Wodansheiligtümer.

Doch ist dies ein weites Feld. Volkskunde und Brauchtumsstudium haben viele Beziehungen zum alten Glauben aufge-

deckt, die Ornamentik der Kirchen selbst zeigt heidnische Motive in unendlicher Zahl und immer neuer Abwandlung, der Lebensbaum, die Irminsul, die Weltensäule erscheint in vielfältigem Gewand mitten in den Kirchen, in den Kreuzgängen als Muster, in den Fenstern als Schmuck, in Taufsteinen und Grabmälern, so daß man sieht, wie sich bewußt oder unbewußt die germanische Seele flüchtete in sinnbildliche Zeichen und altgewohnte Symbole des ureignen und eingeborenen Artglaubens. Welche Mühe hatte nun erst das geistliche Schrifttum, dem noch halbheidnischen Glaubensgenossen die Hauptbegriffe der christlichen Religion klar zu machen, die dieser in seinen eingewohnten Denk- und Gefühlsbahnen einfach nicht begriff. Was wußte der Germane von „Erlösung", „Sünde", „Beichte", „Vergebung" und vielen anderen Wortinhalten, die ihm gänzlich fremd waren, die in seinem Herzen nichts aufweckten, weil er dafür gar keine seelische Grundlage, keine Erlebnismöglichkeit und so auch kein Verständnis dieser Worthülsen aufbringen konnte. Man mußte es ihm auf germanisch sagen, und so entstanden die halb heidnischen, halb christlichen Schriftwerke wie der Helianth und das Muspilli, welches den Untergang der Erde durch Feuer schildert, ein drohender Vorgang, den der Germane aus Anschauung wenigstens verstand, während er sonst das „Jüngste Gericht" nur etwa mit der Götterdämmerung gleichsetzen konnte.

So soll noch kurz auf den Helianth eingegangen werden, wo der Herr Jesus als froher Held dargestellt wird, als reicher Häuptling und furchtloser Krieger, wo Petrus mit dem Schwert Heldentaten vollbringt, indem er dem römischen Kriegsknecht in mannhafter Verteidigung seines Herrn und Heilands ein Ohr (beinahe) abschlägt, welches dann gleich wieder geheilt wird. Hier versuchte ein mönchischer Dichter, in Stabreimform und in niedersächsischer Mundart ein Epos zu schaffen, das dem volkstümlichen Geschmack bekannt und verwandt war. Ob er freilich damit großen Anklang fand und Seelen gewann oder im Christlichen festigte, ist nicht überliefert.

Es scheint auch äußerst fraglich, weil die Umkehrung vom Germanischen ins Christliche eher komisch als heidnisch, eher schief und stilwidrig als anziehend und werbend wirken mußte. (Wer dagegen ein Heldenlied echter germanischer Gesinnung und tiefen heidnisch-religiösen Bewußtseins lesen will, muß das einzig erhaltene Hildebrandslied vornehmen, in dem Inhalt und Form noch stilecht und zusammenstimmend ineinander klingen.)

100.

Der letzte Aufstand

König Karl der Westfranke hatte mit den Wenden jenseits der Elbe ein Bündnis geschlossen (mit den Volksfeinden der Deutschen?), um im Rücken der Sachsen eine Macht zu schaffen, welche diese bedrohte, als sie im Kampfe mit dem „Schwert“ Gottes, dem Blutkönig, standen. So hatte der würdige Verfechter des Christentums zu den Mordtaten und Vertreibungen im Sachsenkriege auch noch den Volksverrat gehäuft und hatte als Preis dafür den Wenden die Ostseeküste von Mecklenburg bis herauf an die dänische Grenze überlassen. Noch heute zeugen die Namen der Orte östlich der Geest in Holstein von der Slavisierung des Landes im 9. und 10. Jahrhundert. So waren die Sachsen in die Zange genommen worden, und die Verwandten Wittekinds in Dänemark hatten genug zu tun, um den wendischen Einbruch wenigstens über die Schlei hinaus abzuhalten. Als nun nach dreißig furchtbaren Kriegsjahren — im Namen des christlichen Glaubens und der diktatorischen Königsmacht — die Sachsen unterlegen waren und notgedrungen, um überhaupt zu überleben, die Taufe nahmen, war das neunte Jahrhundert erfüllt von dem Versuch der Kirche, weiter im Norden Fuß zu fassen und die heidnischen „Wenden“ zu missionieren. Sie bildete den Mönch Ansgar (Ansverus) aus, der angeblich bei Haithabu geboren war, um das Land zwischen Elbe und Eider und weiter herauf bis Dänemark christlich zu machen.

Nach der Legende, die Ferdinand von Notz im Lauenburgischen Heimatverlag 1929 erscheinen ließ, war dieser Ansgar ein frommer und weltflüchtiger Junge, welcher nichts anderes im Sinn hatte, als das Himmelreich zu erwerben. Der Text ist so „ergreifend“, daß er hier im Auszug wiedergegeben werden soll.

> „Entgegen den Wünschen seiner Eltern, die ihn dem Kriegsdienste widmen wollten, zog es ihn von Kindheit an mit Lust und Sehnsucht zu geistiger Arbeit.
>
> Er verachtete die Schlacken irdischer Würde und verschmähte das ungewisse weltliche Glück. Auch der Sünde Lockungen und Lüste haßte er, damit er sich erwürbe die Glorie der Himmelsstadt. Viel lieber erwählte er das Weggeworfensein im Hause Gottes, als daß er wohne in der Sünder Zelt. Darum verzichtete er auf sein künftiges reiches Erbe und verließ, fünfzehnjährig, in der Blüte seiner Jugend, heimlich Eltern und Heimat.“

Dieses fromme Märchen trägt alle Züge christbekehrter Perversität an sich. Der brave Knabe wollte nicht Soldat werden (diese Art der Frömmigkeit kennen wir heute wieder genau), er hatte „Lust und Sehnsucht zu geistiger Arbeit". Gemeint ist wohl höchstens „geistlicher Arbeit", denn daß ein Knabe in der Pubertätszeit sich hingebend mit geistigen Dingen beschäftigen will, ist bei den rauhen Sitten der damaligen Zeit und im treudeutschen und erdverwachsenen Holstein immerhin außergewöhnlich rührend. Die Ausdrucksweise des Legenden-Textes ist so durchsichtig-frömmelnd gefärbt, daß man es von vorneherein glauben muß, daß ein Junge von 15 Jahren „der Sünde Lockungen und Lüste" haßte. Auch hier hatte er offensichtlich Angst vor der Auseinandersetzung mit dem wirklichen Leben, wie bei seiner Weigerung, Ritter zu werden. Daß er aber gar die „Glorie der Himmelsstadt" erwerben wollte, läßt auf einen tief im Gemüt sitzenden Lohngedanken schließen, damit er recht bald der bösen Erde entfliehe und die Freuden des Paradieses genießen könnte. Der Höhepunkt priesterlicher Diktion (kennzeichnender Stilform und Ausdrucksweise für eine bestimmte Berufsgattung) aber ist der theologische Terminus technicus (Fachsprache klerikalen Wortgebrauchs):

„Viel lieber aber erwählte er das Weggeworfensein im Hause Gottes, als daß er wohne in der Sünder Zelt." Damit muß wohl das Haus seiner Eltern gemeint sein. Dieser brave Himmelsknabe war bestimmt, die bösen Wenden zu missionieren und Hüter des Christentums im heidnischen Holstenlande zu sein.

Er hat nicht viel Glück in der Bekehrung der Heiden gehabt. Man sagt ihm nach, er habe hier eine Kirche, da eine Kapelle oder Priesterstätte gegründet (so wird das auch von dem Kirchlein bei Haddeby-Haithabu gesagt), aber das verliert sich alles in der frühzeitlichen Legendenbildung der christlichen Bekehrungsgeschichte, die Jahrhunderte später aus Mißerfolgen Siege und aus Gewaltbekehrungen fromme Werke des Friedens machte. (Man lese nach die kleine Schrift von Fritz Castagne Der Mönch Ansverus und die Heidenmission in Holstein und Lauenburg, Hans Pfeiffer Verlag Hannover 1966.)

Nachdem Otto II., Deutscher König und römischer Kaiser, in Süditalien eine schwere Niederlage bei Cotrone erlitten hatte, statt für Ordnung im deutschen Lande zu sorgen, brach der große Slavenaufstand los, der alle schon im Reiche eingefügten Teile bis zur Oder verloren gehen ließ. Die noch altgläubigen Slaven, Wenden, Obotriten und Polaben erhoben sich und stürmten bis zur Elbe vor. Damals ging Brandenburg und Havelberg wieder verloren, Ratzeburg, die alte heilige Stadt

der heidnischen Slaven, wurde erobert und zerstört und bei dieser Gelegenheit auch Ansgar-Ansverus nebst seiner ganzen mönchischen Priesterschaft erschlagen.
Im einzelnen waren die Gründe für diesen Aufstand die gleichen, wie sie es bei den Sachsen gewesen waren. So sagt Castagne in seinem Text:
Warum haben sich die Wenden gegen die missionierenden Christen erhoben? Damit stellen wir aber zugleich die Frage nach den bewegenden Mächten und Ideen jener 450 Jahre von 750 bis 1200, in denen Ströme von Blut und Tränen das damalige christliche Abendland, seine Rechtsordnungen, Sitten und Lebensgesetze im Raume nördlich und östlich der Elbe zur Geltung brachten."

Der Unterschied zwischen der toleranten Auffassung der Römer in religiösen Dingen und den Christen kennzeichnet Castagne so:

> „Dem Christentum war solche tolerante Sicht nicht mehr möglich. Christlichen Geschichtsschreibern galt alles als höllisch, teuflisch und dämonisch, was dem Gott der Bibel, dem „Einen" und „Einzigen" als „andere Götter" gegenübertrat. Dieser Zustand hat sich auch heute grundsätzlich nicht geändert, wenngleich die Ausdrucksweise sich den Verhältnissen angepaßt hat." (S. 10)

Wir wissen, daß die religiöse Duldung ein Kennzeichen des Geistes der indogermanischen Völker ist. Dies *ehrt* sie und ihren freiheitlichen Sinn. Auch zeugt es dafür, daß alle unsere Ahnen um den tiefsten Gehalt des Religiösen wußten, der sich nur in völliger Freiheit und Freiwilligkeit entfalten kann. *Unreligiös* war ihnen, eine Herzensgesinnung, eine letzte Gemütshaltung zum Göttlichen erzwingen zu wollen, und das gar mit den Mitteln der militärischen oder staatlichen Gewalt. Aber seit Karls des Westfranken „Gesetz" ist es in Europa, – im christlichen Europa!, so üblich geworden, die Menschen wie Schafe von einem Stall zum anderen zu treiben: die Landesfürsten sorgten dafür, und das auch weiterhin nach der Reformation. Karl aber *führte* es ein. Hier sind die Bestimmungen seines Gesetzes, welches so lautet:

> Zum ersten wurde beschlossen, daß die christlichen Kirchen, die jetzt in Sachsen gebaut werden und Gott geweiht sind, keine geringere Ehre genießen sollen, sondern höhere und ausgezeichnetere, als früher die nichtigen Götterbilder genossen haben. . .
>
> Wer hinfort im Stamme der Sachsen ungetauft sich verbergen will und zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben.

Wenn einer den Leib eines Toten nach heidnischem Brauch durch das Feuer verzehren läßt und seine Gebeine zu Asche verbrennt, so soll er des Todes sterben.

(Fritz Castagne: Der Mönch Ansverus, S. 11/12). Diese Terror-Bestimmungen Karls betrafen Sachsen wie später alle anderen germanischen und deutschen Stämme, mit Ausnahme Islands, wohin der Arm der Kirche nicht uneingeschränkt reichte. Das Verbot der Feuerbestattung hat seine Wirkung bis ins beginnende 20. Jahrhundert ausgeübt, ein Beweis dafür, welche innere und gesellschaftliche Macht die Kirche (eingeschlossen die evangelischen Splitterkirchen) bis dahin noch besaßen. Es ist so inhuman und von der Angstvorstellung der Christen bedingt, daß der liebe Gott beim jüngsten Gericht nicht die Aschenteile zusammenfinden könnte, die zu einer bestimmten Person gehören, daß man lachen müßte, wenn es nicht so furchtbare Folgen für die betroffenen Lebenden gehabt hätte, die nur in der Tradition ihrer Gesittung handelten, wenn sie den Verstorbenen ein ihnen gemäßes Begräbnis bereiteten. Aber die Rücksichtnahme auf andere Menschen, ihr Gemüt und ihre Seelenverfassung war nie des Christentums starke Seite. Dieser Zug des Terrors gegenüber Verstorbenen ist asiatisch-orientalisch, wobei die Schändung der Friedhöfe Andersgläubiger sich als eine gute christliche Sitte erweist, die man nicht modernen Nationen zu Lasten legen sollte.
Im Ganzen betrachtet, wirkte Kaiser Karls Gesetz in der späteren Zeit geradezu zu Aufruhr und zu Empörung anreizend, und so hat die christliche Mission unter den Slaven nur dazu beigetragen, den Haß auf die Deutschen, die diese mit sich brachten, bei den Wenden zu schüren und sie zum nationalen und heidnisch-religiösen Aufstand zu treiben. Das Ende war, wie es nicht anders sein konnte, der Sieg der deutschen Ritterheere unter Otto III., nachdem die Periode der Schwäche überwunden war.

Hierbei ist dann das erste ostelbische Heiligtum der Slaven in Ratzeburg, dem Svantewitt geweiht, erobert, zerstört und den Flammen übergeben worden. Es ist uns aus Berichten des 11. Jahrhunderts überliefert, daß dabei auch die Weltsäule, die goldglänzend auf dem Dache des Haupttempels stand, gestürzt und vernichtet wurde. Es ist das gleiche Sinnbild, welches im Germanischen die Irminsul ist, die Säule des Göttlichen, der „Herrliche Himmelbaum der Edda“, das Inbild indogermanischen Artglaubens, welches das sittliche Gesetz im Kosmos versinnbildlicht. Welchen Vorwurf will und kann das Christentum den altgläubigen Wenden machen, wenn sie, als sie siegreich waren, das Kreuz stürzten, das Symbol des leidenden Lebens, des Todes des „Erlösers“ von der Welt und der Auferstehung in einem

jenseitigen Reich, dem der Sinn der freien und lebensgläubigen Heiden nicht zugewandt war?

Wo immer die christlichen Heere hinkamen oder die Missionare ihre Tätigkeit der Zerstörung heidnischer Frömmigkeit aufnahmen, blieben als Spuren ihrer Nächstenliebe die Trümmer der Weihestätten Andersdenkender und Andersfühlender zurück, gemeinsam mit den Trümmern alter Sittlichkeit und festgefügter Stammestreue. Die Entartung der darauf folgenden Jahrhunderte ist nur der Entwurzelung der traditionellen Sittengesetze der bisher gläubigen und innerlich gebundenen, nunmehr bekehrten, aber nicht überzeugten Einwohner der eroberten Länder zuzuschreiben: sie ist eine Folge der christlichen Mission, damals wie heute, wo der Aufstand der Farbigen in aller Welt gegen die Weißen die gleichen Gründe hat, wie seit der Bekehrung der germanischen und wendischen Stämme klar geworden ist. Die Lehre des Begründers oder besser gesagt, des Namensträgers der christlichen Kirche:

„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", hat sich furchtbar bewahrheitet, allerdings in Umkehrung des Sinnes des angeblich frommen Gebotes der Nächstenliebe, nachdem man den Fernen und Fremden ebenso lieben soll wie sich selbst.

101.

Schlußbetrachtung zum Ende des Altglaubens

Mit der „Bekehrung" der deutschen Stämme, der Brechung des Widerstandes der Sachsen gegen das Christentum, der Missionierung des Nordens, der Annahme des neuen Glaubens in Island und der endlichen Niederschlagung des großen Aufstandes der Slaven von 1066 war Europa dem äußeren Bilde nach endgültig christlich geworden.

Die Königsmacht hatte überall gesiegt, und im Verein mit ihr hatte eine Priestergesellschaft das Land mit einem dichten Netz von Kirchen und Klöstern überzogen, so daß die ehemals freie Bevölkerung unter genauer und strenger Kontrolle stand, soweit das gelingen konnte. Das von Karl eingeführte fränkische Rittertum und mit ihm das System des Feudalismus, welches jedem Ritter in einem bestimmten Bezirk die Obhut über das politische und jedem Kloster, bzw. Kirche die Kontrolle über das geistliche Verhalten der Einwohner gebot, wirkte sich nunmehr fast lückenlos als Hüter der Ordnung, d. h. aber der christlichen Zwangsreligion, aus und garantierte einigermaßen die

Sicherheit vor Rückschlägen und plötzlichen heidnischen oder Stammeserhebungen. Damit war der Raum von den Pyrenäen bis zur Weichsel und von Island bis nach Sizilien „befriedet", d. h.: religiös und politisch immun geworden.

„Auf diesen Trümmern hob die Kirche dann ihr Haupt. Die freien nackten Leiber hat sie streng gestaupt" —

sagt der Dichter Stefan George von der inneren Wirkung der Christianisierung auf die Seele, das Gemüt und den freien Geist, der in einem gesunden Körper gelebt hatte.

Das Zeitalter des Christentums hatte begonnen.

Im Herzen der Eingeborenen ihrer Heimatländer hatte freilich die neue Religion nur zögernd Fuß gefaßt. Viele bemühten sich mit ernster Kraft, den neuen äußeren und inneren Geboten gerecht zu werden, und der germanische Sinn nahm die Befehle des neuen Gefolgsherrn Christus zum Teil auch willig, zum kleineren Teil widerstrebend und mürrisch an. Gelegentlich wurde offener Widerstand schnell und blutig unterdrückt. Noch im 13. Jahrhundert flammte die Empörung manchmal wild auf, wenn die Bischöfe zuviel der Steuern auf die freien Bauern legten (Stedinger Aufstand 1229—34), und dann konnte nur mit militärischer Gewalt und unter schonungsloser Ausrottung der Empörer und Volkshelden der Herd des Aufruhrs zur Raison gebracht werden. Im allgemeinen aber versuchte die Kirche in der ersten Zeit, den vorsichtigen Kurs zu fahren, und ging auf die alten Bräuche so weit ein, wie es sich mit christlichen Feiern und Festen vereinbaren ließ. Manche Sitten und Bräuche freilich waren fast unausrottbar im Volke verwurzelt, die „weisen Frauen" hüteten neben der Heilkunst mit Kräutern, Wurzeln und Besprechungen noch manch altes religiöses Gut, das ebenso geglaubt wurde wie die Amulette und Heiligenbilder der Christen, die gegen „bösen Blick" oder Tierkrankheiten helfen sollten. Die Seele des germanischen Menschen war im Innersten heidnisch geblieben.

V. Kapitel

Die unchristliche Beugung des Germanentums

102.

Dogma und Kompromiß

Die christliche Kirchenmacht hatte schon früh bemerkt, daß mit dem Versuch, die Germanen zu Christen zu machen, eine Aufgabe begonnen und übernommen war, die schwerer wog als alle Siege und Triumphe, welche der Glaube im Mittelmeerbereich errungen hatte. Denn hier war eine neue, noch unvermischte Völkergruppe in die Geschichte eingetreten, welche kein Sündengefühl besaß, kein verwirrtes Herz hatte, keine Weltflucht kannte, welche die Frauen hochhielt und ehrte, welche der Natur im tiefsten verbunden war, welche bis dahin einen ungebrochenen Glauben ihr eigen nannte und welche noch dazu im Begriffe stand, politisch die erste Rolle in Europa zu spielen. Die Bekehrung und Bändigung, die Domestizierung dieser Menschenart (Häuslich- Zahmmachung von Wildtieren) sollte die große Aufgabe der nunmehr geformten und genormten Erlöser-Religion werden. Und hier stellte sich die Frage, ob diese Aufgabe ohne Abstriche an der Lehre, ohne Zugeständnisse im Glauben, ohne Konzessionen für das Innerste des Christentums bewältigt werden konnte. Es stellte sich die weitere Frage, welche Hilfsmittel wohl zu gebrauchen seien, um diese Völker, besonders aber die Deutschen, zur „christlichen Räson" zu bringen, ob es gelingen würde, sie umzumodeln, oder ob die Kirche ihrerseits etliche Löcher würde zurückstecken müssen.

Wir wollen in den nächsten Abschnitten zu erkennen versuchen, auf welchen Gebieten und mit welchen Mitteln Kirche und Staat vorgingen, um die widerspenstigen Stämme der germanischen Völker zu frommen Vertretern der christlichen Lehre zu machen, ihr heidnisches Volksgefühl zu erschüttern und ihren eingeborenen Adelsstolz zu brechen. Hierhin gehören alle Unternehmungen, die darauf abzielen, die ursprünglichen Verhältnisse abzuändern, sowohl die sozialen wie die rechtlichen und religiösen, um den Gliederungsaufbau zu zerstören, der das heidnische Leben als eine Einheit und Ganzheit umschlossen hatte. Als williger Helfer bot sich hier die staatliche und königliche Macht an, seit es die Kirche verstanden hatte, ihr Interesse mit den Ansprüchen und Absichten Karls des Westfranken zu ver-

binden. In der Tat ist dies der entscheidende Vorgang, welcher dem Christentum allein den endgültigen Eingang in die germanische Ordnung gewährte, denn ohne staatliche und königliche Unterstützung hätte es der christliche Glaube allein nie vermocht, aus altgläubigen Heiden Neuchristen, Scheinchristen oder auch Vollchristen zu machen. Ohne die Brechung der Stammesfreiheit, des religiösen Things, des angestammten aristokratischen Aufbaus der Volksgemeinde wäre es nie möglich gewesen, die Möncherei, die Nonnenklöster, die Zinsabgaben, das Feudalsystem, die Zwing-Ritterschaft, das christliche Gaugrafentum, den absoluten Königsanspruch und römische Rechtsgrundsätze einzuführen, welche das Bild des Mittelalters so wesentlich unterscheiden vom freien Gebilde des Heidentums, der unbefangenen Leiblichkeit eines gesunden Volkes, dem Treue- und Ehrbegriff einer auf Stolz und Freibauerntum gestellten Menschenart. Aus Herren mußten Diener werden, besser noch Knechte, aber diese letzte Erniedrigung gelang nur in den seltensten Fällen.

Der christliche Versuch, die alten Ordnungen des heidnischen altgläubigen Stammeslebens aufzulösen und zu zerstören, konnte nicht im ersten Anlauf gelingen. Es bedurfte einer langen Zeit und mühsamer Arbeit, um die Glaubens-, Sitten- und Rechtsvorstellungen unserer Vorfahren abzuändern, durch neue zu ersetzen oder den gewünschten Bedingungen anzupassen.

Alle diese Stufen des Ganz-, Halb- und Mißerfolges sind dabei verwirklicht worden, und bei manchen Einrichtungen und Gefühlsgrundlagen hat sich der christliche Anspruch bis auf den heutigen Tag nicht durchgesetzt, weil ihm zuviel vom letzten Inneren unserer Menschenart widersprach. Man kann letzten Endes aus einem Europäer keinen Vorderasiaten machen, aus einem bewußten Nordmenschen keinen Mittelmeerländer und aus einem naturverbundenen Bauern keinen schweifenden Händler oder nomadischen Wüstenwanderer. Aber was in dieser Richtung g e i s t i g versucht werden konnte, eine anders gesittete Heimatbevölkerung seelisch zu verfremden und mit einer Schicht intellektueller, theologischer und dialektischer Scheinlogik zu überziehen, das ist versucht und getan worden. Und es muß zugegeben werden, daß einige Erfolge erzielt worden sind, was die Umbiegung auch unserer Seele in optimistisch zukunftshoffendes und die Wirklichkeit nicht-sehen-wollendes Konglomerat (Mischstoff) anbelangt. Der stolze, realistische, der Wirklichkeit trotzende und sie gestaltende Sinn des Nordmenschen ist oft einem trüben Schwärmergeist gewichen, der in einem oder zehn Jahrhunderten den Weltuntergang erwartete, befürchtete oder erhoffte und sich in Wahnsinnszügen der Geißelei,

Weltabkehr und Verzweiflung am Sinn des Daseins hinwarf, um im Namen Christi und der Kirche sich entweder dem apokalyptischen Untergangstaumel zu ergeben oder sich auf Kreuzzügen Verdienst für die ewige Seligkeit zu erkaufen.

103.

Bekehrungspraktiken im einzelnen

Sollte man heute noch der Meinung sein, daß die sogenannte „Bekehrung" der Germanen ein Vorgang geistiger Überlegenheit als solcher war, so sprechen die einfachen Tatsachen eine andere Sprache. Es kann nicht die Rede davon sein, daß das Christentum als Lehre, als System, als philosophische oder religiöse Begründung den Bauern und Fischern, Kriegern und Jägern zum Bewußtsein gebracht wurde, indem man auf den Mythus von geheimnisvoller Geburt und übermenschlicher Auferstehung hinwies, auf die Gnadengabe Gottes für die sündige Welt oder auf die Taten der Apostel, ihr Leiden und Tod, sondern der Vorgang der Bekehrung verlief meistens äußerst primitiv, indem man sichtbare Vorteile in den Vordergrund schob, ein Taufhemd versprach oder z. B. die Gabe der Heilung von Krankheiten verkündete. So ist es aus England überliefert, daß sich die Krieger mehrfach taufen ließen, damit sie jedesmal ein neues Taufhemd bekamen. Dabei spotteten sie über die Zeremonie und hatten keineswegs heilige Gefühle und Gedanken bei diesem doch wohl von den christlichen Vertretern religiös gemeinten Akt. In der Njals-Saga wird ein anderer Zug berichtet, der ebenso schlecht zur Heiligkeit des christlichen Glaubens paßt wie die Verlockung mit Geschenken. Thangbrand (offensichtlich ein deutscher Mönch), zog aus, „das Christentum zu predigen". Da trat ihm Thorkel, ein isländischer Freibauer entgegen: „er sprach am meisten gegen diesen Glauben und forderte Thangbrand zum Holmgang." Das heißt also, er forderte ihn auf, mit ihm zu kämpfen. Das hätte nun der Missionar ablehnen müssen, denn für ihn sollte doch der christliche Glaube kein Anlaß sein, Blut zu vergießen. Nun erzählt die Saga weiter: „Da führte Thangbrand das heilige Kreuz statt des Schildes, und doch endete es so, daß Thangbrand den Sieg behielt und Thorkel erschlug." An dieser Geschichte muß so gut wie alles erlogen sein, unwahrhaftig und innerlich falsch. Dankbrand, so hieß der Mann wohl auf deutsch, wurde nämlich von einem Norweger Gudleif begleitet, der als Totschläger und Unruhestifter bekannt war, und mit dieser ehrsamen und christlich-friedvollen Umge-

bung scheint der deutsche Missionar seine „Bekehrungen" zuwege gebracht zu haben. Daß der gute Verkünder Gottes ein Kreuz statt eines Schildes trug, trägt ebenfalls die Kennzeichen der Heuchelei und Lüge an sich. Denn jeder Wikinger hätte gelacht, wenn man ihm solchen Waffenwechsel zugemutet hätte. Daß aber Dankbrand überhaupt einen Kampf annimmt, zeigt zugleich, daß es mit dessen eigenem Christentum nicht weit her war, denn das Gebot: Liebet Eure Feinde, und Du sollst nicht töten, mußte ihm auch bekannt sein.

Die Geschichte vom norwegischen Bauern Raud wurde schon an anderer Stelle erzählt. Hier sei nur erinnert, daß Druck und Zwang, Marter und Folter, Gewalttat und Mord immer zum christlichen Handwerk der Überzeugungsnachhilfe gehört haben und daß es dieser Religion schlecht ansteht, von Humanität, Menschenliebe und Toleranz zu reden, wenn sie von Anfang an mit den Mitteln der Erpressung, der Grausamkeit und der „Ketzerverfolgung" gearbeitet hat, statt eine ehrliche Auseinandersetzung auf geistiger Ebene zuzulassen und auf weltliche Macht, die ihr nicht ansteht, zu verzichten. (Raud wurde von Olaf Tryggvason gezwungen, eine Schlange zu verschlucken, damit sein unbeugsamer Sinn und seine Treue zum alten Glauben gebrochen wurde. Er starb aber unbekehrt und mahnt uns noch heute, keinem christlichen Priester oder einem allerchristlichsten König weltliche Macht in die Hand zu geben, um religiöse Dinge zu erzwingen.)

Wenn man nun die geistige Seite der Bekehrung noch einmal tiefer bedenkt, so werden einem einige Züge darin klar, die es verständlich machen, daß unsere Vorfahren dem neuen Glauben erlagen, der ihnen die geistlichen Gaben und auch die Danaer-Geschenke (das sind solche, deren üble Mitgift erst zu spät klar wird) nach und nach einübte, verlieh und anerzog. Nicht alle Angehörigen der nordischen Stämme waren so naiv wie Thorkel, der glaubte, mit einem Holmgang sei die Entscheidung für oder gegen einen Glauben gefallen. Es gab auch tiefere Denker und nachsinnige Weise, Männer und Frauen, überall, die in dem neuen Glauben kein Heil erkannten, sondern außer dem schon zutage liegenden Streit um religiöse Dinge die Einheit des Volksgefüges bedroht sahen, den Zank um abstrakte und Gefühls-Dinge aus tiefstem Empfinden verabscheuten, weil hier nun Gewißheiten des Herzens und seelische Grundlagen zur Erörterung standen, die im Grunde gar nicht diskutiert werden können, weil sie letzte Gemütstiefen sichtbar und bloßlegend machen, die dem Germanen als inneres Heiligtum bisher unantastbar gewesen waren. Über dieses brauchte er nicht „nachzudenken" oder zu streiten. Er hatte aus ihnen unbewußt gelebt

und sie in seinem Dasein dargestellt, aber nie gedanklich erörtert oder als Probleme empfunden.
Nur die Weisen der Stämme hatten ein ungutes Gefühl beim Aufzug des neuen Glaubens. Zu ihnen hatte auch der Bauer Raud gehört, der in dem Zwiegespräch mit den Beauftragten des Königs die Güte und Lebensrechtheit der alten Götter pries und dagegen die Taten der Königsmacht stellte, welche mit Gewalt erzwingen wollte, was nur mit dem Herzen gegeben werden kann. Er konnte nicht finden, daß der neue Glaube „besser" war als der alte, denn er wußte, daß man eine geistige und seelische Haltung nur an „ihren Früchten erkennen" und messen kann. Aber solche weisen Warner wurden bald beseitigt, um die große Menge des Volkes führerlos zu machen. Diese Methoden und Tricks der Bekehrung waren im Christentum nicht besser als in irgendeinem anderen mit den Mitteln des Terrors arbeitenden Gebilde.

104.

Die „frommen" Bekehrer

Die Njals-Saga liefert noch ein weiteres bezeichnendes Beispiel für die Gesinnung, welche die Sendboten des Christentums gegenüber ihren Mitmenschen, ihren „Nächsten", wie es im Christentum heißt, erfüllte. Unter der Überschrift Thangbrand und der Berserker*) wird eine Geschichte erzählt, die, wenn sie von heidnischer Seite stammte, als Unsinn und Aberglaube gebrandmarkt würde. Hier wird sie zugunsten der christlichen Seite erzählt, und da erscheint alles als Gotteswunder und Glaubenskraft überirdischer Hilfe.
Diese Geschichte innerhalb der Njals-Saga ist so schön, daß sie hier dargeboten werden soll:

„In Weidland auf dem Bardistrand hatte Gest Odleifssohn seine Wirtschaft. Er war ein besonders gescheiter Mann, er konnte auch die Schicksale der Menschen voraussehen. Er rüstete sein

---

*) Anmerkung zu Berserker: Das Wort heißt eigentlich „Bärenhäuter" und bedeutet einen Menschen, der sich in einen besonderen rauschartigen Zustand versetzen kann, in dem er für alle Gefahren und Schmerzen unempfindlich ist. Solche Männer wurden in der späten Wikingerzeit öfter von Königen und Häuptlingen in Sold genommen, weil sie im Kampfe oder in anderen gefährlichen Lagen Kräfte entwickelten, die kein normaler Mensch hätte ausüben können.

Gelage zu für Thangbrand und sein Gefolge. Sie zogen nach Weidland sechzig Mann stark. Dort hieß es, waren schon zweihundert Heiden besammen, und man machte sich gefaßt auf das Kommen eines Berserkers namens Ortygg, vor dem waren alle in Angst. Man erzählte sich Wunderbares von ihm, daß er weder Feuer noch Eisen fürchtete; und die Heiden waren in großer Angst.
Da fragte Thangbrand, ob die Leute den Glauben annehmen wollten; aber alle Heiden sprachen dagegen. „Ich will Euch den Vorschlag machen", sagte Thangbrand, „daß ihr erproben sollt, welcher Glaube der bessere ist. Wir wollen drei Feuer machen: Ihr Heiden weiht das eine und ich das andere, das dritte aber soll ungeweiht bleiben. Wenn aber der Berserker das Feuer fürchtet, das ich weihte, aber Eures durchstapft, dann nehmt ihr den Glauben an."

„Das ist ein guter Vorschlag sagte Gest, — dem will ich zustimmen für mich und meine Hausgenossen." Und als Gest dies gesprochen hatte, da stimmten noch viele andere zu. Nun, hieß es, kam der Berserker auf den Hof zu, und man machte da die Feuer an, und sie brannten. Die Männer nahmen da ihre Waffen und sprangen auf die Bankbühne hinauf und warteten dort. Der Berserker sprang ins Haus mit seinen Waffen; er kam in die Stube und stapfte sogleich durch das Feuer, das die Heiden geweiht hatten, und kam zu dem Feuer, das Thangbrand geweiht hatte, und wagte nicht dadurch zu stapfen, und sagte: er brenne vom Kopf bis zum Fuß. Er hieb mit dem Schwert nach der Bankbühne, und er kam in einen Deckenbalken, da er es hoch schwang. Thangbrand schlug ihn mit dem heiligen Kreuz auf die Hand, und es geschah das große Wunder, daß das Schwert dem Berserker aus der Hand fiel. Da stach ihm Thangbrand das Schwert in die Brust, aber Gudleif hieb nach seinem Arm, so daß es ihn abtrennte. Dann traten viele heran und erschlugen den Berserker. Hierauf fragte Thangbrand, ob sie den Glauben annehmen wollten. Gest sagte, er habe nichts versprochen, das er nicht zu halten gedenke. Da taufte Thangbrand den Gest und sein ganzes Hausvolk und viele andere."

Diese Geschichte ist in vieler Beziehung so unglaubwürdig, ungeheuerlich und auf jeden Fall unchristlich, daß sie noch näher betrachtet werden muß. Zunächst liegt es nahe, daß diese ganze Affäre mit dem Berserker abgesprochen worden war und der Berserker auch hier in Sold genommen wurde von Thangbrand. Denn Bestechung und Manipulation sind die Züge, welche das ganze Wunder zeigt. Der Zirkustrick mit den drei Feuern ist von vornherein auf Täuschung und Betrug angelegt. Ihn als Beweis für die Güte eines Glaubens zu nehmen, setzt wahrhaft

kindliche Gemüter voraus, wie sie bei den Isländern wohl vorhanden waren, bei Thangbrand als einem mit allen Kniffen vertrauten Missionar aber nicht angenommen werden können. Die Benutzung der Naivität des Germanen, seines Vertrauens in die Ehrenhaftigkeit des anderen, wird hier sinnfällig ausgenützt, um zu einem billigen Erfolg zu kommen. (Man erinnere sich an die Fällung der Donareiche bei Fritzlar, wo als „Gottesurteil" ein ähnlicher Betrug anzunehmen ist.) Doppelt sonderbar muß es sodann anmuten, daß der Mitwisser an diesem Betrug, der Berserker. vom christlichen Missionar Thangbrand und seinem Helfershelfer Gudleif „liquidiert" wird. Der Mitwisser ist tot, und der christliche Glaube hat gesiegt. Was darauf folgt, ist eine Farce, ein Schauspiel, indem Gest nunmehr an sein Versprechen gemahnt wird, denn der überzeugende Beweis, daß der neue Glaube besser ist, wurde soeben geliefert. Nur über eines muß man sich wundern, daß diese makabre Geschichte von Christen überliefert wurde. Aber es ist eine allzuoft zu erhärtende Wahrheit in der Geschichte der Mission, daß sich ihre Praktiken dem unverbildeten Urteil heute als entlarvt und durch und durch trügerisch darstellen, ohne daß dies damals den Beteiligten voll zum Bewußtsein gekommen wäre.

(Thule IV, Eugen Diederichs Jena 1922, S. 227/228.)

105.

Erwiesene Bestechung?

Das letzte Beispiel, das hier vorgebracht werden soll, ist allerdings auch das zweifelhaftetste für die Ehrlichkeit, Redlichkeit und echte religiöse Gesinnung der christlichen Bekehrer. Mit welchen Mitteln in Island (wie überall) gearbeitet wurde, zeigt die Stelle in der Njals-Saga, die noch einmal als Beweis der Handhabung vom „frommen Betrug" und unreligiöser Glaubens-Mache angeführt werden muß.

Da heißt es im Thule-Band IV, S. 229/230:

„Die Christen wählten sich zum Gesetzessprecher Hall von der Seite; aber Hall suchte den Goden Thorgeir von Lautersee auf und gab ihm drei Mark Silbers, damit er das Gesetz vortrage. Aber das war ein verantwortungsvoller Schritt, da er noch Heide war."

Hierzu schreibt der Herausgeber Felix Niedner in einer Anmerkung: „Thorgeir war der rechtmäßige, vom heidnischen isländischen Staat besoldete Gesetzessprecher. Wenn Hall ihn nun

für eine Summe dafür gewinnt, daß er ein der Christenpartei annehmbares Gesetz vortrage, so ist das Bestechung in aller Form (Beeinflussung einer Amtshandlung durch Geld), was man mit Unrecht geleugnet hat."

Die Saga erzählt weiter: „Thorgeir lag den ganzen Tag still und breitete sich einen Mantel über den Kopf, so daß niemand mit ihm sprechen konnte. Tags darauf aber gingen die Leute zum Gesetzesfelsen. Da heischte sich Thorgeir Gehör und sprach: „Mir will scheinen, als seien unsere Angelegenheiten in eine aussichtslose Lage geraten, wenn nicht alle e i n Gesetz haben. Wird aber das Gesetz zerrissen, dann wird auch der Friede zerreißen, und darauf kann man es nicht ankommen lassen. Nun möchte ich danach fragen die Heiden und die Christen, ob sie anerkennen wollen das Gesetz, das ich vortrage?" Sie willigten alle ein. Er sagte, er wolle einen Eidschwur von ihnen haben und Sicherheit, daß sie dies hielten. Sie willigten alle ein, und er nahm die Sicherheit von ihnen entgegen.

„Dies ist der Beginn unseres Gesetzes", sprach er, „daß die Menschen hierzulande alle Christen sein sollen und glauben an den einen Gott, Vater und Sohn und heiligen Geist, aber ablassen von allem Götzenaberglauben, nicht Kinder aussetzen und nicht Pferdefleisch essen: es soll Landesverweisung darauf stehn, wenn es bekannt wird; aber wenn es heimlich geschieht, soll es straflos sein."

Aber das Heidentum wurde alles im Lauf weniger Jahre abgeschafft, so daß man dies ebensowenig im geheimen tun durfte wie offenbar. Die Saga fügt noch hinzu: „Die Heiden kamen sich sehr hintergangen vor, aber doch wurde da der Glaube zum Gesetz erhoben und alle Leute hierzulande zu Christen gemacht."

Wenn man diese Darstellung des Vorgangs der Gesetzesverkündung von der alleinigen Gültigkeit des Christlichen Glaubens in Island mit der Darstellung vergleicht, die Peter Hallberg in seinem Buch Die isländische Saga S. 19 gibt, so ergeben sich einige bemerkenswerte Unterschiede, die nicht übergangen und verschwiegen werden können.

Dort heißt es nämlich, „. . .was aber die Aussetzungen von Kindern und das Essen von Pferdefleisch anbetrifft, so sollte das alte Gesetz gelten. Man sollte heimlich opfern dürfen, wenn man wollte, aber mit der Acht büßen, wenn es entdeckt würde."

Im Text der Njals-Saga steht nichts von der Freiheit, heimlich opfern zu dürfen, denn der Schlußsatz, — „es soll Landesver-

weisung drauf stehn, wenn es bekannt wird, aber wenn es heimlich geschieht, soll es straflos sein", — braucht sich nicht notwendigerweise auf den ganzen Abschnitt zu beziehen, sondern nur auf die Kinderaussetzung und das Pferdefleisch-Essen. Möglicherweise ist die Formulierung so geschickt manipuliert, daß beides zwar herausgelesen, im Sinne des nunmehr herrschenden Glaubens jedoch nur e i n e Möglichkeit der Auslegung angenommen wird, nämlich die, daß Pferdefleisch-Essen nicht bestraft werden soll, wenn es heimlich geschieht. Auffallend ist auch die härtere und bösartigere Betonung des alten Glaubens als „Götzenaberglauben". Es ist unwahrscheinlich, daß der heidnische Gode Thorgeir, welcher der amtliche Sprecher des altgläubigen Gemeinwesens war, solch ein Wort auf dem Thing gebrauchen konnte, wo er den Christglauben erst paßrecht machen mußte. Auch die nähere Bezeichnung der christlichen Lehre mit Glauben an Vater, Sohn und Heiligen Geist ist kaum stilgerecht auf dem Altthing des isländischen Volkes im Munde eines heidnischen Gesetzessprechers.
Um aber das Hauptmerkmal des Charakters und der sittlichen Haltung des Goden Thorgeir nicht aus den Augen zu verlieren, sei daran erinnert, daß — nach der sehr christlichen Njals-Saga — dieser Mann sich mit drei Mark Silbers bestechen ließ, dieses sogenannte „Gesetz" überhaupt einzubringen. Diese Tatsache, die uns der Herausgeber Felix Niedner bestätigt, macht das Betrügerische, Zwielichtige und Unsaubere des gesamten Vorganges deutlich. Der Schlußsatz der Saga-Darstellung, daß sich die Heiden betrogen fühlten, sagt dem Kundigen wie dem vorurteilslos Beobachtenden genug aus: Dieses Thing ist ein christlicher Betrug, und der Gesetzessprecher ist dafür gekauft worden. Damit kennzeichnen sich die Mittel der „besseren und edleren Religion" von selber.

106.

Mord und Totschlag

Vom „Neuen Glauben", der die Liebe predigte, Versöhnung und Vergebung konnte man mit Recht erwarten, daß er mit solchen Bräuchen Schluß machte, welche nicht nur das Leben des Einzelnen jeden Tag bedrohen konnten, sondern auch das Dasein der Gemeinschaft, das Fortleben der Sippen und die Entwicklung zum sozialen Frieden dauernd in Frage stellten, bis zur Ausrottung vieler edler Geschlechter und oft gerade der gerechtesten und versöhnlichsten Menschen, wie es der Fall und Tod Njals des Weisen so deutlich beweist.

Aber nichts dergleichen geschah. Das Christentum hatte in Island — und auch anderswo — keineswegs die Kraft, alte schädliche Bräuche zu beenden und bessere an deren Stelle zu setzen. Die Annahme des neuen Glaubens und der Taufe bedeutete keine Reinigung des Menschen von Vorurteilen oder blutigen Auseinandersetzungen, auch nicht von der scheußlichsten Kampfesart, den persönlichen Gegner zu erlegen, dem Mordbrand, der selbst in Island als unehrenhaft und gemein galt, sondern die Serien der Morde und Totschläge, der Fehden um nichts als beleidigende Worte, der Rachetaten an solchen, die gar nicht direkt mit der Ursache eines Sippenhasses in Zusammenhang standen, ging fort und fort, ja sie steigerte sich in der Umbruchzeit zum Christentum noch in abstoßender und sinnloser Weise, wie es Bernhard Kummer in seinem Buch „Midgards Untergang" dargestellt hat.
Wir kennen den tieferen seelischen Grund dafür, daß es nicht anders sein konnte. Wenn ein neuer Glaube einen alten, überlieferten, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bestehenden ablöst und auflöst, dann löst er zuerst die grundlegenden Sittenbegriffe, welche der alte Glaube gesetzt hatte, auf, zerstört sie, macht sie in den Herzen der zu Bekehrenden zunichte und richtet auf diese Weise ein Chaos an, das auf lange Zeit den Aufbau einer neuen Gesittung unmöglich macht. Friedlosigkeit, Rechtlosigkeit, allgemeine Ungläubigkeit, innere Zersetzung, in modernen Worten: Skeptizismus und Nihilismus ist dann immer die Folge. Es ist die Zeit, welche die Edda so kennzeichnet:

Brüder kämpfen
Und bringen sich Tod,
Brudersöhne
Brechen die Sippe,
Arg ist die Welt,
Ehbruch furchtbar,
Nicht einer will
Des andern schonen.
Blutzeit,
Beilzeit,
Der Riese kommt los.

Wenn das Riesische in der Unterwelt entfesselt wird, geht alle Menschenordnung zusammen mit der alten Götterordnung unter. Die Entsittlichung des Lebens ist die Folge, und ein neuer Glaube zahlt mit Schuld, was er an Schönem und Gutem bringen wollte.
Das Christentum hat diese Schuld bezahlt in Island und anderswo. Es ist kein Segens- und Heilsbringer gewesen, wie die blu-

migen Sprüche der christlichen Historiker vermeinen, sondern ein Bringer der Verwirrung und Verirrung. Er löste auch nicht alte Gewalt auf, sondern brachte neue Gewalt mit sich, seelische Gewalt und Gewissensqual, ohne damit ein neues schöneres Leben zu begründen. Bis zur Erschlagung des letzten katholischen Bischofs in Island, Jon Arason, und seiner Söhne, geht die christliche Unduldsamkeit durch das Land. Und nur die Tatsache, daß die christlichen Kirchen keine weltlichen und handgreiflichen Machtmittel mehr besitzen, hindert sie daran, die alten Praktiken der Gewaltbekehrung und der seelischen und gewissensmäßigen Unterdrückung weiterhin auszuüben.
Das Christentum hat bis heute der Gewalt in der Welt kein Ende machen können, und es sieht nicht so aus, als ob —trotz alles Phrasenschwalles, — das jemals anders werden könnte.
Wer die Tatsächlichkeit des Lebens so sieht, wie sie wirklich ist, wer keine Illusionen über das menschliche Tiefenwesen hegt, wer den unausrottbaren Macht-, Neid- und Haßtrieb der menschlichen Natur kennt, wird sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß es das Christentum sein wird, welches den Frieden unter den bekämpfenden Großmächten der Welt begründet. Das ist alles entweder Selbsttäuschung oder bewußte Tarnung dahinter liegender Wünsche und Zielstrebungen. Frieden hat es weder im 11. Jahrhundert in Island gegeben, noch wird es Frieden im 20. Jahrhundert geben. Das Christentum hat nichts mit seiner Lehre vermocht, den Charakter, das Wesen, die Seele des Menschen grundlegend zu ändern. Es hat ihn nur übertüncht mit Redensarten, hinter denen sich der „alte Adam" versteckt, der immer machtgierige, rücksichtslose, herrschen-wollende Vertreter der letzten Tierrasse der Erde, die man Mensch nennt. Alle Ideale aber, die auf Verbesserung der Welt zielen und diese mit den Mitteln der Gewalt herbeiführen wollen, werden neue Gewalt hervorrufen, neues Unrecht verursachen und neues Blut, neue Tränen und neues Leid schaffen. Aus diesem Grunde muß Staat und Gesellschaft die Kirchen jeder Möglichkeit der Ausübung von Zwang, Druck, Gewissenserpressung, geldlicher Macht und sozialer Diffamierung (Verächtlich-Machung) berauben. Ehe dies nicht geschieht, wird das religiöse Element im Leben nicht zum Frieden, sondern zum Haß und zur Gewaltausübung verwendet werden.

107.

Gewalt und Glaube

Religion ist letzte Gemüts- und Herzensbindung an das, was wir im Tiefsten und Innerlichsten anerkennen wollen als Richt- und Leitspruch unseres Lebens. Es kann daher nur aus letzter freier Gewissensentscheidung entspringen, darf keinem fremden Befehl unterworfen sein und darf weder seelische noch körperliche, weder gesellschaftliche, soziale oder staatliche Gewalt gebrauchen, um ihre Ziele zu erreichen. Gegen alle diese Gesetze des innerlichsten Lebens, der Gewissensfreiheit und des Seelengrundes des Menschen hat die christliche Kirche im Mittelalter vor der Bekehrung, während der Bekehrung und nach der Bekehrung verstoßen und sich damit als unmoralisch entlarvt. Denn wer seelische Gewissensfreiheit und religiöse Selbstentscheidung verbietet, hemmt oder zerbricht, handelt im tiefsten Sinne *unreligiös*, widergöttlich, terroristisch und unsittlich.

Diese Haltung gegenüber dem Glauben hat eine Religion fertig gebracht, die sich „Religion der Liebe" nennt, die sich menschenfreundlich und humanistisch gebärdet, während sie in Wirklichket kein Mittel unversucht ließ, die arme Seele zu *zwingen*, das zu glauben, was sie befahl. Das ging von der gesellschaftlichen Ächtung bis zur körperlichen Folterung, von der Vertreibung von Hof und Haus bis zur Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, von der Bekriegung Andersdenkender bis zu ihrer Ausrottung. Niemand kann dies ableugnen, niemand kann es verteidigen. Es wird die ewige Anklage gegen eine Religionsform sein, die aus dem absolutistischen Orient mit seinem Fanatismus zu uns kam, um hier die Absolutheit einer Lehre zu verkünden, die kaum ein freier Mensch in ihrem Sinngehalt verstand und die einen anderen Glauben zerstörte, der jahrhunderte- und jahrtausendelang die Grundlage der Gesittung des Germanen- und Indogermanentums gewesen war. Gewalt und Glaubensausübung waren für ein Tausendjahr gleichbedeutend geworden.

Die indogermanischen Glaubensformen waren tolerant gewesen. Keiner begehrte, den anderen zu zwingen, an dies oder jenes zu glauben, den einen Gott dem andern vorzuziehen oder gar einen einzigen als den allein vorhandenen, gültigen und „richtigen" anerkennen zu lassen. Dieser Gedanke der „einzigrichtigen" Religion mit dem „einzig vorhandenen" Gott entspringt einer Seelenverfassung, die einspurig, eingleisig, engherzig, horizont-beschränkt denkt, fühlt und handelt. Daher ahnten

auch die indogermanischen Völker zuerst nicht, was ihnen blühte, als sie den christlichen Gott, den „weißen Krist" gegen Thor oder Wodan eintauschten. Sie meinten, das sei ein Gott wie ein anderer, und warum solle man es nicht mal mit diesem versuchen? Standen sie doch stets im Verhältnis der freien Wahl zu ihren „Göttern", die ja nur die Ideale ihres eigenen Herzens verkörperten, die ihnen nächsten geistigen Gestalten, in denen sie i h r W e s e n, ihre Wünsche und i h r letztes inneres I n b i l d (Ideal) wiederfanden. Daß hier mit dem neuen Glauben ein Gott auftauchte, der Alleinherrschaft verlangte und jeden, der dies nicht glaubte, mit dem Tode bedrohte, das wurde ihnen wohlweislich verschwiegen, bis die eigene christliche Gewalt so stark war, daß man diesen Anspruch auch körperlich, staatlich und zwangsmäßig durchsetzen konnte. So beging man auch von der Überzeugungsseite her einen Betrug an den zu Bekehrenden, indem man sie, wirtschaftlich gesprochen, —einen Vertrag (den Taufakt- - Pakt) unterschreiben ließ, der ganz andere Dinge „beinhaltete", als realiter darin standen. Hier wurde eine geheime, unheimliche und versteckte Gewalt des Geistes angewandt, die südlichem Pakt- und Wirtschaftsdenken entspricht: man täuscht den Partner beim Geschäft, und dieser ist dann der Betrogene. (Wir denken an den Ausspruch der Njals-Saga: Und die vom Thing Heimkehrenden fühlten sich hintergangen und betrogen.)

Die Kirche hat ein geniales Machtspiel mit der Parole „Gewalt und Glaube" getrieben. Sie weist es weit von sich ab, daß sie, die „Heilige Kirche" jemals Gewalt angewendet hat. Denn sie überließ diese Gewaltanwendung immer der „anderen Hand", den staatlichen Organen oder den Dienern der Königsmacht. Die Heilige Kirche sagte nur: das ist ein Ketzer, und der Büttel des Amtes (als Vertreter der staatlichen Macht) besorgte den Rest, nämlich Wasserprobe, Feuerprobe, Hexenmal-Bestimmung, Aussage-Erzwingung, Folter und Gericht. Und doch kann keiner die Heilige Kirche von der Verantwortung davon lösen, freisprechen oder befreien überhaupt, daß es in ihrem Sinne war, den geistlich Gerichteten auch dem Tode zu übergeben.

Außerdem sind die spanischen Autodafés (die öffentlichen Ketzerverbrennungen), die Hinrichtungen in den Niederlanden und die tausendfachen Hexenverfolgungen und Morde ein schauerlicher Beweis dafür, daß hier nur im Sinne der Kirche gefoltert, ertränkt, gequält, verbrannt und gemordet wurde. Obwohl dem äußeren Scheine nach sich die Kirche der Verantwortung für alle diese Greuel zu entziehen versuchte, kann sie damit heute keinen geschichtskundigen Menschen mehr überzeugen. Nur Dummheit, Unwissenheit und religiöse Verbohrtheit glauben

heute noch an das Märchen von der unschuldigen Kirche. Humanität ist ein ganz später Begriff des sich auflösenden Christentums, das wir als säkularisierte Ethik der Freimaurerei „verdanken". Christlich und gott-wohlgefällig war es bis ins achtzehnte Jahrhundert, den Andersgläubigen zu vertreiben, heimatlos zu machen, ins Gefängnis zu stecken oder die unbequemen Personen als Hexen zu brandmarken und schließlich zu verbrennen. So geschehen auch in protestantischen Gebieten bis zum Ende des Goethe-Zeitalters im „christlichen Abendland". Heute versucht sich die Kirche (aller Konfessionen), freiheitlich, demokratisch und human zu geben. Wer aber ihre Geschichte kennt und ihren Geist der Unduldsamkeit, wird sich hüten, den Parolen der Menschenliebe zu trauen. Ihr alter Teufel, die Inhumanität, schläft auch heute nicht.

108.

Seelische Entwurzelung

Aber die Kirche begnügte sich nicht mit den groben und tödlichen Mitteln. Es galt nun, das Heidentum „im Herzen", im häuslichen Brauchtum, in der Gewohnheit der Feste und Feiern, die alle mit dem Heidnisch-Religiösen verbunden waren, auszurotten. Der direkte Angriff auf diese Sitten und Bräuche scheint lange Zeit (mehrere Jahrhunderte) vergeblich gewesen zu sein, denn der Papst Leo III. bestimmte in einer Verfügung zur besseren Christianisierung der Germanen, daß von nun an die alten Kultstätten der „Heiden" verwendet werden sollten, um kirchliche Feste bei christlichen Kapellen dort zu begehen, wo früher ein altgläubiges Heiligtum des Volkes gewesen war. Ebenso wollte er, daß die alten Bräuche nicht mehr nur in der Predigt verflucht würden, sondern daß sie umgedeutet und als christliche Gepflogenheiten benützt würden, um den Eindruck zu erwecken, ihnen wohne die göttliche Heilkraft der Kirche inne. Die germanischen Menschen hatten zwar zu dieser Zeit schon meist den Neuen Glauben angenommen, weil sie sich dem staatlichen Zwang nicht mehr entziehen konnten, aber im geheimen pflegten sie die Bräuche des „Heidentums" weiter, gingen in der Morgenfrühe zu den heiligen Quellen und holten dort Gesundheitswasser (Brauch der Kirche, mit „geweihtem Wasser zu besprengen!), pilgerten stundenlang zu bestimmten Zeiten (Sonnenwende) zu den heiligen Bergen und den großen Götterbäumen, um dort Weihegaben darzubringen, oder sie feierten solche Feste wie Fasenacht, die mit Masken und Umzügen begangen wurden und in ihrem festen Brauch bis heute

nicht verschwunden sind, sondern nur leicht umgedeutet und schicklich verändert den alten Sinn: Fruchtbarkeitszauber und Mächte-Beschwörung nur allzu deutlich zeigten. — Wie konnte man diesen Dingen nur beikommen?

Die großen Umzüge zum Frühlingsanfang und in der Vorbereitungszeit (Hornung als Februar-Monat mit Rutengängern, die erstes Grün als Zeichen des erwachenden Lebens feilhalten) wurden in kirchliche Prozessionen umgewandelt, deren einzelne Handlungen so stark an den ursprünglichen Sinn erinnern, daß hier fast eine Mischung heidnischer Vorstellungen mit christlichen Absichten eintrat. Die Flurbegehungen und Ackersegnungen haben ihren uralten Sinn meist bewahrt, wenn auch der Priester häufig an der Spitze des Bauernzuges schritt. Da in manchen Gebieten die Bauern zu trotzig und zu stolz waren, um den umgewandelten Festen beiwohnen zu wollen, schickten sie ihre Kinder, so daß gleichsam das alte Fest der Erwachsenen nunmehr vielfach zum Fest der Jugend wurde. Dieses „Herabsinken" von alten Bräuchen in das reine Kinderreich ist oft zu beobachten. Für uns zum Glück, denn auf diese Weise ist viel vom Sinn bewahrt worden, der sonst völlig verschwunden wäre. Besonders zum Weihnachtsfest (die alte Sonnwende und die dreizehn Heiligen Nächte) ist vieles in das Reich der Kinder übergegangen, aus dem wir die Reste heute noch unbewußt oder bewußt pflegen, wie den Rupprechtstag, den die Kirche zum Nikolaus-Tag gemacht hat, wo er doch der Juleingangstag ist, der die große Festzeit bis zum 6. Januar eröffnet. Hier kommt der Rotglänzende (Wodan) mit dem Sternenmantel und dem großen Hut, der das eine Auge bedeckt und versteckt, an die Türen der Menschen und prüft sie, ob sie wohl treu ihre Pflicht getan und alles zum Feste schön gerüstet haben, damit die Himmlischen in den stillen Nächten (24. Dez. bis 6. Januar) auf die Erde heimkehren können, wo ihre „Kinder", die Menschen, sich für sie bereit halten. Daher keine grobe häusliche Arbeit, kein Groß-Reinemachen und herumscharwerken, sondern stille Beschäftigungen und Einkehr in sich selbst.) Hier im Weihnachtsfest steckte von Anfang an soviel altes Heidentum, daß dessen Kraft und Sinndeutungs-Möglichkeit eher gewachsen ist als abgenommen hat.

Eine andere „Flucht ins Kindliche" bedeutet die Übertragung heidnischer Sitten- und Glaubensgehalte in das Märchen. In fast allen alten und echten Märchen stecken gläubige Sinnbilder der heidnischen Zeit, Mythen und Sagen, die der christlichen Eiferungsverfolgung auf diese Weise entgingen und heute noch uraltes Gut verbergen, das dem Kundigen die Wertvorstellungen und Lebensbetrachtungs-Weisen unserer Vor-

fahren enthüllt. (Hans im Glück, Schneewittchen, Dornröschen, Fallada, die du hangest usw.) Es ist nicht möglich, hier im einzelnen auf diese Bewahrung alten Glaubensgutes im umgewandelten oder leicht getarnten Märchen-Sinnbild einzugehen. Es gibt darüber eine Reihe von Arbeiten, die das Problem ähnlich sehen wie wir.
Mit der christlichen Lehre sollte zugleich erreicht werden, daß die alten Sittenwerte und strengen Urteile über bestimmte Vergehen milderen Strafen wichen. Dies geschah unter der Maske der Humanität, damals Menschenliebe genannt, Nächstenliebe, Verzeihung und Vergebung von „Sünden", denn der Herr hatte gesagt, ihm sei ein Sünder, der Buße tue, lieber als hundert „Gerechte", die hartherzig seien und Todesstrafen aussprechen. Hiermit wurde der Zerstörung des ursprünglichen Wert- und Ehrbewußtseins Tür und Tor geöffnet, denn der Verbrecher wurde zum reuigen Sünder, dessen Lippenbekenntnis als Umkehr seines Inneren ausgedeutet wurde und die geschehene Tat ungeschehen machen sollte. Es war die allgemeine Tendenz, den Lumpen, den Verräter, den Angeber seiner noch-heidnischen Nachbarn bevorzugt zu behandeln und ihn so der Verachtung zu entziehen, welche der Verräter sonst immer in unserem Volke verdient und erfahren hat. (Die moderne Psychologie macht es ähnlich, indem sie die Tat an den Ursachen im Menschen, an seinen Seelenzuständen oder an den Verirrungen seiner Eltern und Vorfahren mißt, an Alkoholmißbrauch oder Giften, Drogen und Körperzuständen, und nicht mehr an der Tatsache und Schwere der Tat selber: so handelt sie als Folgeerscheinung der säkularisierten christlichen Ethik mit zerstörerischem Erfolg.)

109.

Umbenennung und Namens-Verdrängung

Auf zwei Gebieten hat sich die christliche Absicht, die Überlieferung der alten Namen und Benennungen zu zerstören, sie zu „ersetzen", sie umzumodeln und zu entstellen, besonders ausgewirkt, in den Personen- und Familien-Namen und in den Flur-, Berg-, Seen- und Ortsbenennungen. Im ersten Falle sind statt alter Sippenbezeichnungen bei Neugetauften häufig biblisch-christliche Worte eingeführt worden. Daher stammen die Adams, Michaels, Paulssohns, Martins, Valentins, Christiansens, die Christophs, Christophsohns, Christophers, Christmanns, Christmanskis, die Cains, Castors, Katholis, die Samuels, Samels, Samelskis, die Abrahams, Zacharias, die Raffaels, Jüdes und

hundert andere aus der biblischen Geschichte und christlichen Überlieferung. Das gilt für die Vornamen wie für die Vatersnamen, und später folgen die griechisch-christlichen und die römisch-christlichen Importnamen nach. Eine allgemeine Entdeutschung und Entgermanisierung fand statt und setzt sich bis heute fort. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die christlich-jüdischen Namen wieder sehr beliebt wie Ruth, Rahel und Anna, Maria und Magda, wobei die Mädchen mehr fremde Namen erhielten als die Knaben, weil man bei diesen unbewußt die Verpflichtung deutscher Überlieferung stärker empfand. Oft wurde es, auch schon von früheren Zeiten her, unmöglich, christlichen und jüdischen Ursprung des Namens auseinanderzuhalten, und es lag auch im Sinne der Kirche, diese Unterschiede unwirksam zu machen und im allgemeinen Bewußtsein zu verwischen.

Als Vornamen wurden beliebt Thomas, Michael, Clemens, Dorothea, Petra, Karola, Claudia, Gabriele, Barbara, Stefan, Andreas, Veronika und viele gleicher Herkunft wie Angela, Angelika, Esther, Johannes, Marianne, Veronika und Christine.

Bei der Umtaufung alter Familiennamen ist nun eines zu beachten, welches häufig einen Hinweis auf die Abstammung und soziale Stellung der Neugetauften zuläßt. Die alten großen Sippennamen der berühmten Geschlechter wurden von der Umtaufung fast nie berührt, denn einmal war der Widerstand der stolzen Herren zu groß, als daß es die Kirche gewagt hätte, an solche Überlieferung heranzugehen. Daher sind die meisten Sigmund und Sigberts, die Seibertzs und Siegerts, die Seemunds, die Guthmunds und Gudbergs (Gudbergssons), die Königs und Hornings, die Gudor und Gudlagts, die Heides, Heidenreichs und Hilberts, die Markwarts und Melsungs und tausend andere erhalten geblieben, welche in ihren Namen deutlich und sichtbar die große Überlieferung unseres Volkes aus den führenden Geschlechtern tragen. Aber die kleinen Leute, die Hörigen und Sklaven, die meist den Hofnamen ihrer Herren trugen, wurden zuerst mit christlichen Namen getauft, und so ist an diesen Familien häufig (natürlich nicht immer) das Lützelmenni-Tum, der Kleinleute-Geist und die Leibeigenen-Gesinnung zu erkennen. Man wird einwenden, diese Herkunft sei längst verwischt und in der allgemeinen Mischung untergegangen, aufgebessert oder gar, wenn es die Kirche so will, dieses seien die „besseren" Menschen gewesen, und an ihren Namen erkenne man die „echten" Christen. Das mag nun jeder halten, wie er wolle. Wir sagen hier nur, durch die uralten Namen unserer Nordischen Völker schaut manchmal der alte reine Stamm und die stolze und große Gesinnung der Urväter hindurch, und es kommt dem

Kundigen nicht selten so vor, als hätte sich bei vielen dieser Häuptlings- und Herren-Namen im Wesen ihrer Träger nicht sehr viel geändert, im positiven wie auch im negativen Sinne, und wenn echter Adel überhaupt noch irgendetwas bedeutet, so ist es doch dies, daß Blut und Herkunft dicker und stärker ist als Taufe und Tinte, und daß das eingeborene Erbe kein leerer Wahn ist.

110.

Verteufelung von Berg und See
Entweihung der Heiligtümer

Aber mit den Personennamen war es nicht genug getan. Es gab so viele Stätten, an denen das Herz des Altgäubigen hing, Ort und Mal, Berg und See, Baum und Weihtum sprachen eine zu deutliche Sprache für die christlichen Missionare, die Sendboten des fremden Glaubens, als daß sie im Glanze ihrer uralten Namen bleiben durften. Die Seen, die „Augen Wodans", zogen bald die eifernden Blicke der Bekehrer auf sich, und so wurden aus ihnen insgesamt lauter Teufelsseen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß die tausend Orte, an denen sich ein Teufelssee befindet, ehemals ein Wodes-Weihtum gewesen waren, ein Auge der Freya, ein Thors-ey, wie es im Nordischen heißt, eine Heimstatt der Angeln (Anglesey) oder eine Freistatt der Schwäne (Balders und Apollons Tierzeichen). Es ist keine Seltenheit, daß die Stätten der Götternamen in manchen Gegenden gehäuft vorkommen, weil dort Tamfana, wie der Lateiner sagte, „Gesamtheiligtümer" eines Gaues oder Stammes oder gar eines Bundes von Stämmen und Völkern gewesen waren. Das gilt für den Bezirk der Externsteine samt „Kreutzwech", wie ihn Wilhelm Teudt und Ferdinand Seitz herausgefunden haben, mit den Hügelgräbern in der Senne, den heiligen Großbäumen an der Fürstenallee und den Resten der Eschenpflanzungen, die jahrhundertelang fortgesetzt wurden, aus Tradition oder auch, um die alte Erinnerung wachzuhalten.
Das gilt für die Stätten in Ostfriesland, wo die großen Steinhäuser stehen und standen, für die sieben Steinhäuser in der Lüneburger Heide zwischen Belsen und Fallingbostel, für das Totental bei Wilsede und die unzähligen anderen Orte, wo unsere Vorfahren ihre Heiligtümer und Weihestätten zu Ehren ihrer Götter und der heiligen Mutter Erde hatten.
Das gilt zum Beispiel für einen Ulenberg bei Volkwardingen und Bispingen, wo auf einer uralten bronzezeitlichen Steinkreis-Hügelstelle eine Steinfigur gefunden wurde, die unverkennbar

Wodans Züge mit dem verdeckten einen Auge zu zeigen scheint. Die Eule (Uhl) ist Freyas Vogel und wurde deshalb als „Totenvogel" von den Priestern verfemt. Auch hier ist Freya, Wodans Gattin, zusammen mit dem obersten Gott bei einem vorgeschichtlichen Heiligtum bezeugt, und es fehlt hier nur noch Balder, um den Dreiklang voll zu machen.

Besondere Beachtung verdient aber die Häufung der anklingenden Namen an einer Stelle der Mark Brandenburg, die der Verfasser selber kennt und jahrelang nach solchen Spuren untersucht und beobachtet hat. Tacitus spricht in der Germania von einem heiligen Hain der Semnonen, der Bewohner der Mark zwischen Oder und Elbe. Keiner weiß bisher genau, wo dieser Hain gelegen haben mag. Es empfehlen sich dafür entweder die Stätten um den Müggelsee bei Berlin, der wahrscheinlich Mikil-See geheißen hat (Großer See) oder aber die Gegend um Bad Freienwalde an der Oder. Hier ist die Häufung der alten getarnten und noch deutlich gebliebenen Namen besonders auffällig. Der Ortsname selber, der noch vor hundert Jahren Freyenwalde hieß, gibt nur einen Sinn, wenn er als Freyas Wald gedeutet wird und nicht, wie andere Erklärer wollten, als „frei im Walde" denn er liegt am Rande des Oberbarnim, wo die Hügelkante ins Bruch abfällt, und bietet in seinen hohen Teilen, der Warte (Ruine genannt) einen herrlichen Blick ins Altodertal.

Nicht weit davon, bei Falkenberg, liegt der Teufelssee, der ganz in die Reihe dieser Namen paßt und sehr wohl ein Freyas oder Balders See gewesen sein kann. Hochinteressant aber ist der Hinweis, den ein vorragender Hügel nach Westen zu bietet, welcher bei Hohenfinow, nördlich vom Gute des früheren Reichskanzlers Bethmann-Hollweg, gelegen ist, ebenfalls mit einem herrlichen Blick in das westliche Ende des Kleinen Bruches und der Altoder, und der Liebenstein heißt; Liuba (mit dem Ton auf dem i der ersten Silbe, gleich die l i e b e) war ein Beiname der Freya, da sie alles Liebe, Gütige, Zärtliche, das eheliche Glück und die Freude des häuslichen Lebens verkörperte. Sie hatte ja zugleich auch den Beinamen Hulda, die Holde, wie er in Frau Holle erscheint, welche die himmlischen Betten ausschüttelt, daß die weißen Flocken fallen, der erste Schnee der Winterszeit, welcher Acker und Saat beschirmt und vor dem harten Frost beschützt.

Der „Liebenstein" ist also fraglos der Liuba-Hulda-Freya geweiht gewesen und hat sich, auch dem Namen nach, Jahrtausende so erhalten. Wir haben also in diesem Semnonen-Bezirk Freya mehrfach bezeugt, einen Teufelssee und, nach Osten zu, nicht weit vom Baa-See entfernt, einen Ort Sonnenberg, der

auf Balder hinweist und die Dreizahl wiederum voll machen würde. (Wenn wir den Teufelssee als Wodes See ansehen). Auch der Baa-See dürfte ein mythologisches Glaubensstück in diesem Zusammenhang sein. Wir vermuten eine abgekürzte, entstellte oder bewußt getarnte Wortgebung zu Balders-See, zumal dieses tief zwischen den Berghügeln gelegene Gottesauge in der Nähe eines uralten Eichbestandes liegt (nach Wollenberg zu), der in seiner lichten Pflanzweise fast zwingend an einen alten Hain erinnert, der immer nachgepflanzt wurde. So spricht vieles dafür, daß, wenn nicht der durch Tacitus berühmte Semnonenhain selber, so doch bestimmt eine Gau-Heiligtums-Stätte die alten Namen, Götter und Erinnerungen bewahrt hat, welche die Kirche mit ihren Verteufelungsversuchen gerade vernichten wollte.
Dies ist ihr nicht gelungen. Wie anderswo in ganz Germanien hat der geheime und offene Widerstand des einfachen Volkes die Absichten der Kirche vereitelt, den Urglauben unserer Art vergessen zu machen. Im Gegenteil, diese künstlichen Bemühungen haben dazu beigetragen, daß unsere Zeit die Praktiken der Missionare erkannt und durchschaut und unser Bewußtsein wiederum geweckt hat, diese Stätten unserem Volke als Heiligtümer wiederzugeben.

110 a.

Schutz der Weihtümer des Artglaubens

Es wäre ein nationales und volkliches Anliegen höchster Bedeutung, wenn alle diese Stätten, soweit sie noch erkennbar und begrenzbar sind, der großen Überlieferung unseres Glaubenstumes erhalten und wiedergegeben werden könnten. Als allgemeine Umgrenzung solcher Großstätten der Verehrung unserer Vorfahren kämen allein Findlingssteinreihen in Betracht, wie sie von der Urzeit her immer die Weihtümer kenntlich gemacht und von der übrigen Umgebung unterschieden haben. Die Bauta-Steine in Dänemark und Schweden, die Steinsetzungen, die man fälschlicherweise „Trojaburgen" genannt hat, die sogenannten Labyrinthe, die bis Südgriechenland und Kreta zurückgehen, alle diese Zeichen der religiösen Kultur und Verehrung unserer Urahnen müssen nicht nur als vorgeschichtliche Denkmäler geschützt und besucht werden, sondern sollten im Gedächtnis und zur Erneuerung einer heiligen Überlieferung unserer nordeuropäischen Gesamtart wiederhergestellt und mit der Achtung behandelt werden, die man auch Kirchen und Kapellen erweist, obwohl diese die Stätten einer fremden Glau-

benshaltung sind. Wir verlangen also nicht mehr, als den christlichen Kirchen zugestanden wird, und das aus einem tieferen und älteren Recht als die Zeugnisse des Früh- oder Spätmittelalters. Dann könnten die Bekenner des Artglaubens zu Besinnung und innerer Einkehr zu solchen Plätzen wandern, die dem Schau- und Vergnügungsverkehr der Neuzeit grundsätzlich entzogen werden müßten. Es wird einmal die Zeit kommen, wo wir die Rückbesinnung auf unser ältestes Erbe so nötig haben werden, daß demgegenüber alle Zweifel und Bedenken zurücktreten dürften, die man heute noch gegen die Wiederbelebung und Auferweckung der Vergangenheit hat, welche uns allein die Kraft gibt, den Tatsachen eines vernichtenden Atomzeitalters mit Gelassenheit ins Auge zu sehen.

111.

Das priesterliche Herrschaftssystem

Mit der gewaltsamen Unterdrückung und Ausschaltung des Alten Glaubens, mit der Umbenennung der heiligen Stätten und ihrer Verteufelung, mit der seelischen Entwurzelung, der Zerstörung der Heiligtümer und dem Versuch, jede Spur volkstümlichen Brauches auszurotten, in dem das „Heidentum" noch zum Ausdruck kam, war es aber dem römischen Herrschaftsanspruch über die Seelen nicht genug getan. Alleingelassen und nur von eigenen Priestern betreut, hätten sich die Deutschen und die anderen nordischen Völker bald ihre Sondersitten und -Bräuche gerettet und die christliche Lehre womöglich schon im siebenten und achten Jahrhundert umgemodelt und dem Althergebrachten, dem Glaubensgefühl der ursprünglichen Art, angepaßt. Dies erkannte die Kirche sogleich und traf alle Anstalten, um ihre Süd-Religion durch Einrichtungen zu befestigen, die eine dauernde Kontrolle, eine fortwährende Spitzelei und Beobachtung verbürgten. Dies geschah durch zwei Einrichtungen, die sich gegenseitig ergänzten, sich gelegentlich wohl auch konkurrierend befehdeten, aber beide dem gleichen Zweck dienten: die „Bekehrten" unter Zwang und Aufsicht zu halten.
Die erste Einrichtung dieser Art war das ständige und bezahlte Priestertum. Es war dem Germanen so fremd, daß es vielfach in den ersten Jahrhunderten auf starken Widerstand stieß. Die germanischen Verwalter der heidnischen Heiligtümer, die ja meist im Freien waren, hießen Goden und waren gewählte Hüter der heiligen Stätten, hatten für die Opfergaben und -Geräte zu sorgen und die Ankündigungen für die größeren Feste zu machen. Im übrigen waren sie Bauern wie alle anderen freige-

borenen Männer der Volksgemeinschaft. Sie waren keine „Angestellten" einer Kirche, sondern Pfleger von Brauch und Sitte, Fest und Feier und wurden, je nach Zeit und Bedarf, von jungen Leuten und freiwilligen Helfern unterstützt.

Mit der neuen Lehre trat hierin nun eine grundsätzliche Änderung ein. Wir sind heute gewohnt, dies kaum noch zu bemerken, weil wir dreizehn Jahrhunderte lang unter fremden religiösen Formen gelebt haben und diese als das Normale betrachten. Aber gegenüber dem germanischen Glaubensgefühl und dem Verhältnis des Einzelnen zum Göttlichen war das, was nun eintrat, eine gewaltige Veränderung seiner inneren und äußeren Welt. Denn jetzt wurde zunächst jeder Gemeinde, jedem Dorfe, jeder Siedlung, womöglich noch jedem größerem Hofe ein eigener Priester vorgesetzt, der, wie es hieß, die „Gottesdienste" abzuhalten hatte, die „Sakramente" ausgab, (—„spendete"—) und die Gelder womöglich einzog, welche die Kirche in steigendem Maße von ihren Gläubigen nahm, bis sie später zu einem allgemeinen Kirchenzehnten zusammengefaßt wurden. Überall waren Priester, überall wurden Kirchen gebaut, natürlich zur „höheren Ehre Gottes", nebenbei als Stätten dort amtierender Mönche und Priester-Anwärter. In größeren Orten kamen Pröbste und Bischöfe dazu, bis an den Hauptkirchen des Landes ein ganzer Schwarm von kirchlichen Dienern aufgezogen und ausgehalten wurde, der häufig zu einem Geldeintreibe-Geschäft führte, das manche Gemeinden nur mit Seufzen und Stöhnen begleiteten und keineswegs immer gern unterstützten, wenn die Kirche gar zu hohe Forderungen außer dem sowieso üblichen Zins erhob. Eine Stufenleiter der Geistlichen vom niedersten Weltpriester bis zum Kardinal und Papst überwachte in hundert Graden und Ämtern die Gläubigen vom kleinsten Weiler bis zur Großstadt, und in und um die Prachtkirchen der Städte versammelte sich eine auserwählte Schar herrlich gekleideter Würdenträger, die Mathilde Ludendorff mit Recht „tibetanisch" genannt hat. So wurde der gläubig Bekehrte auf Schritt und Tritt und sozusagen Tag und Nacht unter Kontrolle gehalten, und seine Seele wurde derart eingeschnürt, daß ihr zur freien religiösen Entfaltung keine Möglichkeit und kein Raum mehr blieb.

Während die heilige Kirche immer reicher wurde und außer den Einkünften aus den Geldgaben solche in Naturalien an die Priester einzog, wurden die Bauern auf dem Lande — und dies war der überwiegende Großteil der Bevölkerung — immer ärmer und gerieten infolge häufiger Unmöglichkeit, die Kirchenlasten aufzubringen, immer tiefer in die Geldschuld der Kirche, bis sie zu unfreien Bauern, zu Hörigen und Leibeigenen der

Kirche wurden. Dieser Zug der „Entwicklung" ging vom Jahre tausend bis 1500 unablässig weiter und führte schließlich zu einer Empörung unter den Landleuten, welche in den Bauernaufständen in Luthers Zeit endlich zur Entladung kam.

Der Bauer der altgläubigen Zeit war der freie Mann gewesen. Gewiß hatte er selbst Hörige und Leibeigene, frühere Unterworfene oder Kriegsgefangene um sich auf seinem Hofe. Aber der gebürtige Deutsche oder Nordländer war frei, bevor die Kirche kam, er stellte den eigentlichen Stand des unabhängigen Volkes, er war jedem „Adligen" und Fürsten ebenbürtig. Die Töchter der Freibauern konnten jeden Ritter und jeden Edelmann heiraten, sie waren als unabhängige Bebauer ihres Landes der Kern der Volks- und Artgemeinschaft gewesen, sie waren die Bewahrer von Sitte und Recht, und ihr Glaube war der freiwillige Beitrag, den jeder dem Göttlichen nach eigenem Wunsch und Willen entrichten wollte.

Dies war alles anders geworden mit dem „Siege" des Christentums. Heuchelei und Spitzeltum traten an die Stelle freiwilliger Gotteshingabe, zwangsmäßige Steuer an die Stelle selbstgegebener Spende und Opfergabe für die Götter, und die Priester waren dazu bestellt, diesen Zwang zu überwachen und Verstöße der Obrigkeit zu melden. Aus dem freien Mann war ein „Knecht Gottes" und damit ein „Untertan" der Kirche geworden. Das priesterliche Herrschaftssystem vollendete die Unterdrückung des Volkes, und der Verwalter der christlichen Gnadengaben mußte eher gefürchtet werden, als daß man ihn lieben konnte.

112.

Möncherei und Nonnerei

Mit der fremden Kirche und ihrem fremden Glauben kam die fremdeste Einrichtung nach Germanien, welche nach Zielsetzung wie Methode der Ausübung allem ins Gesicht schlug, was Deutsche und andere nordische Völker für Sinn und Erfüllung des Lebens eines freien und gesunden Menschen gehalten hatten. Söhne und Töchter edler Familien wurden hinter Klostermauern gewiesen, in denen sie von da an ihr Dasein verbrachten, um „ihrem Gotte" zu dienen, — oder um der Kirche zu Gefallen zu sein? Oder um der Kirche streitbare und lebensabgewandte Asketen zu liefern, die deren Zielen verpflichtet waren? Oder um die Nachfolge der großen und stolzen Familien zu unterbrechen, die sich im geheimen immer noch nicht beugen wollten? Oder um in einer Umgebung, die nichts mehr mit den

wirklichen Problemen eines natürlichen Lebens zu tun hatte, zu verkümmern, in die seelische Einsamkeit zu gehen, hysterisch-gottfromm zu werden, unnatürliche Triebausflüchte an die Stelle gesegneter Mütterlichkeit oder starker und stolzer Männlichkeit zu setzen?

Hier war die Quelle, der trübe Bach, der Schwefelherd all der Verzweiflung, des Irrgangs, der Weltabgewandheit, der Entstellung vernünftiger und nüchterner Urteilsweisen geschaffen, welcher geeignet war, Gedankengespinste, Heiligkeits-Träumereien und Märtyrer-Sehnsüchte zu erzeugen, zu nähren und schließlich im Erlösungswahn in ein überirdisches Reich eingehen zu lassen, welches jede verantwortungsvolle Gestaltung irdischer Verhätlnisse unnütz, ja für die Kirche schädlich und gefährlich machte. Wieviele Geschlechter des Adels sind in diesen Klostermauern erloschen? Wieviel Leid und Herzensqual hat das Eingesperrtsein diejenigen gekostet, die nicht freiwillig gegangen waren, sondern auf Befehl ihrer Familie, um sich zu opfern oder diese zu rechtfertigen, die sogenannte Keuschheit auf sich genommen hatten. Denn wahre Keuschheit konnte es nicht sein, weil sich diese nur unter normalen Menschen zu bewähren hat.

Natürlich soll an dieser Stelle nicht verkannt werden, daß die Klöster des Mittelalters „Stätten der Kultur" waren. Wir wissen wohl, daß in ihren Mauern vieles gelernt wurde, was den jungen Adligen — und noch mehr die Mädchen und Frauen — zu „Gebildeten" machte und sie weit erhob über das „ungelernte Volk". Wissenschaftliche Tätigkeit, künstlerische Werkstätten, herrliche Teppichknüpfereien, philosophische Grübelei und nachdenkliches Betrachten der Welt und des Lebens hatten hier ihren Ort. Sie sind ein Teil der mittelalterlichen Kultur, und nicht ihr geringster. Sie haben uns Schätze der Dichtung geschaffen und aufbewahrt, die unersetzlich sind und uns heute noch mit Entzücken erfüllen. Der Verfasser kennt viele der großen Handschriften der Minnesänger oder der Volksepen im Original. Er hat an den Vokabularien und Namensregistern des Althochdeutschen bei berühmten Professoren gearbeitet, und er weiß, daß dies alles Mönchs-Arbeit, Mönchs-Fleiß und Mönchs-Entsagung zu verdanken ist.

Das Weltbild, welches diesem Buche zugrunde liegt, ist nicht blind für die Leistung einer Zeit, die so betont unter dem Zeichen des Kreuzes steht. Auch kennen wir den großen Spruch unseres großen Dichters:

„Kreuz, Du bleibst noch lang das Licht der Erde. . ."

Wir wissen aber auch, daß auf diesen Vers der andere folgt:

Eine kleine Schar zieht stille Bahnen,
Weit entfernt vom wirkenden Getriebe,
Und als Losung steht auf ihren Fahnen:
Hellas, — ewig unsre Liebe...

Darüber hinaus bedeutet eine Durchleuchtung der christlichen Vergangenheit unserer Völker und ihrer Kultur nicht eine Schmähung ihrer Verdienste und Großtaten. Aber wir fragen: Mußte das eine mit dem anderen erkauft werden? Mußte die Entwurzelung unserer Seele als Voraussetzung den christlichen Glauben haben? Wenn dem aber so ist, dann dürfen wir auch die nie wieder gutzumachenden Schädigungen unserer Volkssubstanz durch die Kirche mit klarster Kritik betrachten, weil der Weg eines neuen Europa und anscheinend auch die Entwicklung der Weltdinge der Seele wegführt von der christlichen Hegemonie, von der Vorherrschaft einer einzigen Religion, die noch dazu Staatsreligion, Zwangs-Religion, Terror-Religion jahrhundertelang war und schon dadurch unendlichen Schaden angerichtet, unendliches Leid verursacht hat, — im Gegensatz zu ihren eigenen frommen und heiligen Parolen. Je deutlicher wir hier die Schäden der christlichen Lehre in ihrer praktischen und allein politisch wirksam gewordenen Konsequenz herausstellen, um so eher können wir für die Zukunft erkennen, was niemals wieder eintreten darf, nämlich der Mißbrauch eines Glaubens für staatliche und religiöse Machtentfaltung und für klerikalen Macht-Mißbrauch. Die Knechtung der freien Seele des Menschen gehört hierzu, weil sie in einem Volke und an einer Menschenart erfolgte, die bis dahin das Beispiel einer hochherzigen Gesinnung, einer strengen Ehrauffassung, einer Achtung der Frau als Menschen gegeben hatte, die nie wieder vom Christentum erreicht worden sind. Die Umkehrung gerade des letztgenannten Verhältnisses unter dem kirchlichen Gesetz „Und er soll Dein Herr sein" ist eine der größten und folgereichsten Verirrungen unserer sittlichen Entwicklung, und es ist nur dem germanischen Erbe in uns und unseren Vorvätern zu verdanken, daß die Frau im christlichen Gebrauch nicht das wurde, was sie überall im Orient ist, ein Gefäß der Sünde, zu benützen, um den männlichen Trieb abzureagieren, wie es Paulus sagt, daß die Ehe zur Hurerei gut wäre.

Daß die Befreiung der weiblichen Persönlichkeit eine Tat des Nordens ist, einer Verpflichtung der nordischen Seele entspringt, kann daran erkannt werden, daß heute die Frau die Rechte wieder gewonnen hat, die sie einst — und längst — im Germanischen gehabt hatte, Gefährtin und Ebenbürtige des Mannes zu sein.

113.

Die Entartung des Klosterwesen

War schon grundsätzlich der Gedanke, gesunde Männer und Frauen in ein Kloster einzuschließen, ein Vergehen gegen alle Gesetze der Natur und des vernünftigen Lebens, so machte die ungeheure Anzahl der Klöster diese Unnatur zu einer Gefahr für die normale Fortpflanzung der Familien und, im Verlaufe der Zeit, noch dazu zu einer Gefahr für natürliche Sittlichkeit und sinnvollen Einsatz in Beruf und Tagesdasein. Der Pfaffenspiegel berichtet, daß zur Zeit Luthers zwei Millionen und vierhundertsechzigtausend Männer Klostermönche waren und daß „das Heer der Bettelmönche" noch außerdem eine weitere Million betrug. Alle diese Männer waren daran gehindert, einem werkschaffenden Beruf nachzugehen, eine Familie zu gründen und für ihre Lebensgemeinschaft eine Arbeit im Geiste des Volkes zu leisten.

Eine Unzahl von Orden sandte ihre Boten durch die Länder, um für die Kirche Geld zusammenzutreiben, den Reiichtum der Klöster zu mehren und die „Heiligkeit" ihres Standes zu beweisen. Denn in dem streng geordneten gesellschaftlichen System galt der Priester und Mönch, der dem „geistlichen Stande Gewidmete" an erster Stelle, denn er war ja der Stellvertreter der Kirche Gottes, und danach kamen erst die weltlichen Obrigkeiten, die Könige und Fürsten, die Ritter und Adligen, auch diese eingeteilt in zwei Gruppen, die freien und unfreien, auch „dienstmann" genannt. Darauf folgten dann die freien Bauern und die Städter, und schließlich gab es die große Masse der Hörigen und Leibeigenen, die in einem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnis zu einem „Herren" standen. (Siehe den Abschnitt über das Lehnswesen.)

Zur Zeit Josephs II., des Sohnes Franz I. und Maria Theresias, gab es noch über 2000 Mönchs- und Nonnenklöter, trotz der Reformation und der Zerstörung vieler Klöster im dreißigjährigen Kriege. Dieser Kaiser s a h die ungeheuerliche Unnatur des Klosterwesens und löste sie auf. Er war „modern" gesinnt und wollte einen solchen Teil der Bevölkerung Berufen zuführen, die dem Staate und nicht nur der Kirche dienten. Er wollte die Nonnen aus ihrer freiwilligen oder auch zwangsmäßigen Haft befreien und diese Mädchen und Frauen für ein Leben in der natürlichen Familiengemeinschaft zurückgewinnen. Aber damit kam er um einige Jahrhunderte zu früh. In der Mitte und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war noch nicht die Zeit gekommen, wo man ohne Schaden und Gefahr der fast allmäch-

tigen Kirche entgegentreten durfte. So mußte er gegen Ende seiner Regierung sein Reform- und Befreiungswerk abbrechen, die Klöster wieder zulassen und der Weltmacht der Heiligen Allgemeinen Mutter aller Gläubigen nachgeben und damit sein Lebenswerk widerrufen.

Jedoch wenden wir uns noch einmal der Zeit zu, wo der Verfall der Klöster begann, ohne daß auch dieser, der himmelschreiend war und jedermann bekannt, irgend eine Änderung bis zur Reformation bewirkt hätte. — Die in ihren Mauern eingeschlossenen Mönche und Nonnen begannen nämlich schon im 11. Jahrhundert, kaum daß zweihundert Jahre Christentum vergangen waren, auszuschweifen und sich das Leben bequem zu machen. Die unnatürliche Einsperrung, eine mangelnde körperliche Tätigkeit, die Eintönigkeit der Gebets- und Messen-Folge und die unbefriedigte Sinnenhaftigkeit jüngerer Menschen im Gegensatz zu den verknöcherten geistlichen Hütern der älteren Klostergeneration brachten es mit sich, daß sich bald bedenkliche Risse in Zucht und Gehorsam gegenüber den heiligen Geboten der Keuschheit, Armut und religiösen Kasteiung zeigten. Der wachsende Reichtum der Klöster führte dazu, daß die ursprünglich strengen Ordensregeln gelockert, Essen und Trinken reichlicher und das Bedürfnis nach sinnlichem Ausleben stärker und drängender wurde. Als die Zustände zu einem öffentlichen Ärgernis zu werden drohten, schritt noch einmal eine fanatische Erneuerungsbewegung ein.

Von dem burgundischen Städtchen Cluny aus, dessen Kloster eine besonders strenge Regel für das tägliche Leben ein- und durchgeführt hatte, breitete sich die Bewegung zur Erneuerung von Kirche und Papsttum aus, die die Kirchen- und Klosterzucht reformierte und für einige Jahrhunderte den ärgsten Ausschweifungen Einhalt gebot.

Ähnlich wie die spätere Gründung des Jesuitenordens (1534) hatte die kluniazensische Bewegung die Befestigung des Gehorsamsgebotes gegenüber aller Oberen, besonders aber dem Papst gegenüber zum Inhalt. Es ist bezeichnend, daß die rigorose (unerbittliche) Durchführung der Mönchsgelübde in Verfolg dieser Reform von romanischen Ländern ausging, deren Denksystem genauer, intellektueller und weniger human ist als die gefühlsbestimmte und lebensfreudigere Art der übrigen europäischen Völker. Ein Zug zum Fanatismus zeichnet sich ab, der die Askese, die körperliche Züchtigung und Geißelung, die Kasteiung (Fasten und Enthaltsamkeiten) zur Regel macht, um den priesterlichen Menschen wieder ganz in die geistige Gewalt der Kirche zurückzubringen. Dies gelang auch großenteils für Jahrzehnte und mehrere Jahrhunderte. Aber wie es naturgemäß

ist und bei dem Druck, den das gesunde Blut junger Völker auf Dogmen und Vorschriften erzeugt, verständlich wird, hielt diese Straffung auf die Dauer nicht durch, und im 14. und 15. Jahrhundert war der Ruf der Klöster schon wieder so weit abgesunken, daß alles nach neuen Reformen, ja nach Revolution rief, wie es dann in der Tat Luthers und des Protestantismus zum Ausdruck und zum Durchbruch kam. — So hohe Werte auch von vielen Klöstern geschaffen wurden, so ehrlich das reine Streben echt religiöser Menschen (im christlichen Sinne) oft gewesen war, es konnte den Aufbruch des sich immer mehr befreienden Menschen auf die Dauer nicht verhindern: dieser brach wie eine Sturzwelle aus angestautem Damm über Europa herein und schuf die protestantische Reformation, die fast zu einer Revolution wurde.

114.

Die Lehnsherrschaft als Hilfsmittel der Kirche

Die Kirche hatte ganz Europa mit einem engen Spinnennetz von Klöstern, Abteien, Kirchen und anderen Mönchsstellen überzogen, so daß ihren Augen kaum noch Abweichungen von der Lehre und von einem Leben im christlichen Gottes-Knechtstum entgehen konnten. Und doch genügte auch diese Überwachung noch nicht ganz, denn e i n Stand konnte sich ihr leichter entziehen, da er selbst Herrschaftsbefugnisse ausüben durfte und eine andere Art von Oberherrschaft bestätigte: dies war der Ritterstand, der seit Karl dem Großen wie ein fremder Eroberer ins deutsche Land gezogen war und sozusagen alle strategischen Punkte in Besitz genommen hatte. Die meist fränkischen Gefolgsleute Karls und seiner Nachfolger hatten die besten Höfe erhalten, einmal, um sie für ihre Unterdrückungsdienste zu belohnen, und zum anderen, um eine völlige Kontrolle über das Land und seine im Grunde des Herzens noch vielfach heidnisch gesinnten Bauern auszuüben. Sie hatten überall, wo ein Hügel war oder wo die Anlage einer Wasserburg möglich wurde, ein Schloß, eine Burg, eine Festung bauen lassen (im Frondienst der Unterworfenen natürlich) und beherrschten so militärisch den Bereich, der ihnen als Lehnsaufgabe übergeben war. Diese Ritter (ursprünglich nur von den fränkischen „R e i t e r n" abgeleitet), waren Beauftragte des Königs, später auch der Fürsten und der hohen Geistlichkeit, und waren als solche abhängig von der Gunst, von dem Wohlwollen und von der Laune ihrer vorgesetzten Lehnsherren. Zwar gab es unter ihnen auch „freie Ritter", die besonders den höheren Lehnsstufen ange-

hörten, also Grafen, Freiherrn, Gau-Oberherren oder gar Fürsten waren, aber sie alle standen grundsätzlich als Abhängige unter dem König oder seinem Statthalter und konnten jederzeit von ihm entsetzt, ihres Lehens enthoben und damit land- und besitzlos, machtlos und vogelfrei gemacht werden.

Dieses Lehnssystem, auch Feudalherrschaft genannt, verbürgte eine fast lückenlose Kontrolle des gesamten Landes, indem von unten nach oben jeder wichtige Platz eines Ortes oder kleinen Bezirks über den Kreis bis zum Gau und zum Land (Stamm) einem Ritter unterstand, der für „Ordnung und Recht", „Friede und Gehorsam" einzustehen hatte, was selbstverständlich auch bedeutete, daß er keine Glaubensabweichungen dulden durfte, wo sie ihm bekannt wurden. Er war von einer Anzahl von „Knechten" umgeben, die entweder Unfreie oder aber junge Adlige waren, welche auf der betreffenden Burg das Ritterhandwerk lernten. (Diese nennen wir heute „Knappen"). Mit diesen zusammen beherrschte er „militärisch", — wie wir sagen müssen —, die Landschaft und war beauftragt, jede Regung empörender Freiheit zu unterdrücken, widersprechende Geister unschädlich zu machen und die Untertanen „bei Räson" zu halten, das heißt also: im Stande williger Unterwerfung zu erziehen und zu bewahren. Dies war die „gottgegebene Obrigkeit" des Mittelalters.

Aber die Kirche traute nicht immer dem guten Willen oder dem glaubens-einsichtigen Vermögen der Ritter, war doch dieser Stand immerhin ein kriegerischer, soldatischer und galten dort unchristliche Werte wie E h r e und weltliche Tapferkeit; die Feindesliebe war dagegen nur wenig ausgebildet. Daher ließ der Dienstherr eines freien Bauern wohl auch manchmal eine Abweichung vom streng-gläubigen Verhalten zu, wenn ihm der Bauer sonst gefiel und seine reiche Tochter (Erbtochter) seinem Sohne eine gute Heirat einbringen konnte. Denn die freie Bauerntochter war ja heiratswürdig mit jedem freien Manne, bis zum König herauf.

So sorgte denn die Kirche dafür, daß entweder in der Nähe der Ritterburg eine Kirche oder Kapelle entstand, wo man einen oder mehrere Geistliche installieren konnte, oder sie gab dem Ritter und seiner Burg als Ehrengabe und Geschenk einen Hausgeistlichen, der nun beide, die Bauern und die Ritter, geistlich betreuen und — überwachen konnte.

Dieses Gegen- und Miteinanderspiel von Kirche und Rittertum hatte aber noch eine andere Seite. Beiden gleich verhaßt war der freie Bauer. Der Bauernstand war Mark und Rückgrat des alten Volkstums in der heidnischen Zeit gewesen. Er hatte die Krieger und Kämpfer gestellt, er war das innerste Blut der Stam-

mesgemeinschaft, er brachte die Edlen und Häuptlinge hervor, aus ihm entsprangen Fürsten und Könige, er war der Bewahrer von Sitte und Recht, G l a u b e u n d E h r e gewesen. Das Heil des Volkes hatte in seiner Hand gelegen. Er hatte auch, wenn auch dezimiert, die Zeiten der Bekehrung überstanden, entweder durch kluge Beugung zur rechten Zeit oder durch Gewinnung von Achtung und Einfluß bei den Versuchen, zu vergleichen und friedlich zu regeln. So waren immerhin Hunderttausende freier Bauern übrig geblieben. Auch waren nicht alle Stämme so unerbittlich glaubenstreu und starrsinnig bis fast zur Ausrottung gewesen wie die Niedersachsen. In anderen Landschaften war der Bekehrungsprozeß günstiger, „blutloser" gleichsam verlaufen, auch hatte es Gegenden gegeben, wo kein offener Widerstand geleistet worden war und man still und geduldig das neue Joch annahm, da die Gewinn-Möglichkeiten zu winzig für den alten Glauben waren und „Religion" sowieso keines Blutvergießens für würdig erachtet wurde. Diese übrig gebliebenen freien Bauern (Freibauern) waren oft nur direkt dem König unterstellt und stolz als Herren auf ihrem Grund und Boden, dem altererbten väterlichen Besitz gesessen.

Sie in ein Untertanenverhältnis, in ein Lehnsverhältnis, in ein wirtschaftliches Schuldverhältnis, sei es zur Kirche, sei es zum Ritter zu bringen, war das heiße Bemühen von Feudalherren wie von der Geistlichkeit des Bezirkes, dem Kloster oder dem Bischof des Landes.

Auch der freie Bauer hatte gewisse Abgaben an König und Kirche zu zahlen, den großen (Staats-) und den kleinen Kirchen-Zehnten. Wenn er klug war und gut wirtschaftete, konnte er diese Abgaben stets aufbringen, kam er aber in Verzug damit, so war seine freie Stellung gefährdet.

Vom Schuldner wurde er dann allmählich Stufe für Stufe zum Abhängigen, er gab Rechte auf, um seine Schulden zu tilgen, er verkleinerte wohl auch seinen Besitz, er kam dadurch immer mehr ins Gleiten, und schließlich war er ganz in den Fängen des Lehnsritters oder der Kirche, des Klosters oder der Abtei, die im oder beim Orte war. Dann war das Ziel der Gegenmächte erreicht: der freie Bauer war zur Strecke gebracht, er war „gelegt", wie man später sagte, als das Bauernlegen zu einer vielgeübten Kunst der großen Gutsherren wurde. — So erging es vielen Freibauern, und am Ende des Mittelalters, etwa um 1500, war knapp ein Zehntel des Bauernstandes noch frei und unabhängig geblieben, alle anderen seufzten unter der Last der Abgaben, der Dienstleistungen und der Knechtschaft der Zinsen, die man dem Burgherren oder Kirche und Kloster in irgendeiner Form zu zahlen hatte. Schließlich kam es soweit, daß der Bauer

kaum drei Tage für sich selber in der Woche arbeiten konnte und alle andere Zeit der Bestellung des Bodens des „Grundherren“ widmen mußte. So wurden schließlich aus vielen Bauernstellen nur noch „Ausbauten“, auf denen Halb- und Ganz-Hörige, genannt Leibeigene wohnten, die nichts mehr von dem früher ihnen gehörigen Ackerbodens besaßen.

Dieser Vorgang der Dezimierung des freien Bauerntums muß genau beobachtet werden, will man die Ursachen für die Bauernerhebung von 1525 gerecht beurteilen. Sie war zugleich eine Erhebung religiöser Art, wie die schärfer ausgeprägte Zielsetzung des Thomas Münzer zeigt, der mit der sozialen Erhebung zugleich die religiöse Revolution wollte. Beide Quellen gehören zusammen: sie sind der Ausdruck der germanischen Seele, die sich ebenso von der Last der gesellschaftlichen Unfreiheit wie von dem Dogma der Alleinseligmachenden Kirche befreien wollte. Der Versuch dazu ist unternommen worden. Luther und Thomas Münzer sind Teile der gleichen Empörung und des gleichen Freiheitsstrebens des deutschen Volkes.

115.

Das deutsche Recht germanischer Art

Auf einem Gebiet hat sich das Bewußtsein eigenständiger Urteile und Sitten noch bis ins Hochmittelalter hinein erhalten, es ist der Bereich des Volksrechtes, das praktisch bis zur Einführung des Römischen Rechtes (um 1530) galt. Noch im Sachsenspiegel von Eike von Repkow (um 1230) und im Schwabenspiegel (um 1265) herrschten die altdeutschen und dem inneren Sinne nach germanischen Rechtsbegriffe und Anschauungen vor. Die Urteile gingen von der Tat als solcher aus, von dem Gedanken der Sühne und von der Beurteilung der Schwere des Vergehens im Zusammenhang mit den Ehr- und Sittebegriffen des Volkes. Es war kein individuelles Recht, welches auf die Würdigung der Person des Täters und seiner Motive gerichtet war, sondern ein Recht, welches der Wahrung der Sitten- und Ehrwelt der Volksgemeinschaft (Stammesgemeinschaft) diente.

Daher wurden die Strafen nach dem Ehrenkodex, der unbewußt noch im ganzen Volke herrschte, ausgesprochen und durchgeführt. Ächtung (vogelfrei-Erklärung), Todesstrafe bei Vergehen „niedriger Gesinnung“ und deutlich kenntlichmachende Strafen wie Handabhauen bei Diebstahl und Ehrlos-Erklärung bei schmutzigen Verbrechen zeigen die Richtung an,

in der sich die Strafen bewegten. Dagegen konnte Totschlag bei Gewaltauseinandersetzungen mit Geld und Gut gebüßt werden und war an sich nicht ehrenrührig. Die Unterscheidung, was im Rahmen der volklichen Ehr- und Sittenbegriffe leicht oder schwer wog, ging durchaus von dem sittlichen oder nichtsittlichen Gehalt einer Tat aus. Und was „sittengerecht" war, wurde als Maßstab des Volksurteils vorausgesetzt, da es allgemeiner Auffassung entsprach. Man sieht, daß diese Züge eines Volksrechtes noch die gleichen sind, welche das Wesen der Saga der Isländer und der freien Thinggerichte der Frühzeit bestimmten. Es war das Ehr- und Sühne-Recht des ursprünglichen germanischen Menschen, das sich bis ins christliche Hochmittelalter gehalten hatte. In besonderer Weise wurde in diesem Volksrecht die Stellung des weiblichen Geschlechtes als Mädchen und Frau bewertet. Angriffe auf die „Ehre" der Jungfrau und Frau wurden streng geahndet. Eine Laxheit in der Beurteilung geschlechtlicher Ausschweifungen war noch unbekannt, obwohl das Mittelalter keineswegs prüde war und die Badesitten zum Beispiel von großer Unbefangenheit zeugten.

Aber Vergewaltigung der Frau und Schändung des Mädchens galten als schwere Verbrechen, wenn die Betroffenen einwandfrei gegen ihren Willen diesen Taten ausgesetzt wurden.

Ehre bedeutete dem germanischen Menschen die Unverletzlichkeit seiner Persönlichkeit hinsichtlich seiner freien Willensausübung, und jede Einschränkung dieser Freiheit wurde als verbrecherischer Zwang bekandelt; daher ist die Ehre eines Mädchens oder einer Frau schon dann verletzt, wenn sie zu einer Handlung gegen eigenen Willen oder eigene Zustimmung verleitet oder gezwungen wird.

Aber auch das uneheliche Kind galt noch als minderen Rechts, weil hier der Gedanke der Ebenbürtigkeit, der gesicherten Abstammung und der Erbberechtigung eine wesentliche Rolle spielte. Wenn der vermutliche Vater aus niederem Stande stammte oder gar — im mittelalterlichen Sinne — ehrlos war (Bettler, Vaganten, Landstreicher, Schausteller, Abdecker und andere), dann wurde das Kind als „nicht-ebenbürtig" angesehen. Hier liegt eine Bewertung vor, die zwar unter dem Gesichtspunkt „Das Kind kann nicht dafür" — inhuman scheint, die aber unter dem damals geltenden Gefühl und der Übereinstimmung aller Verantwortlichen als sippe-erhaltend, das gute Blut schützend und damit den Kern des Volkes bewahrend und „rein-bleibend" anerkannt war. Wir mögen uns heute über solche Unterschiede und Werturteile erhaben dünken. Aber keine gestufte Gesellschaft kann ohne Wertgliederung auskommen, und die Substanz einer Gemeinschaft zu erhalten, kann

wichtiger sein, als ein individuelles Recht in Anspruch nehmen. Die Hochwertung der verheirateten Frau zeigt sich im Mittelalter noch in einer anderen Beziehung. Sie ist ein germanisches Erbe. Denn schon im Frühgermanischen war die Frau berechtigter Vertreter des Mannes auf dem Thing, bei Rechtsgeschäften und in Familiensachen. Sie konnte voll für ihn eintreten und hatte überhaupt eine hochgeachtete Stellung im Leben der gesamten nordischen Welt.

Diese Rechtsstellung behielt sie bis ins späte Mittelalter, indem sie auch bis damals Rechtsklagen oder — Verteidigungen an Stelle ihres Mannes führen konnte. Die christlichen Autoren und spätere moderne Tagesschriftsteller oder parteigebundene Propagandisten haben oft davon gesprochen, daß das Christentum die Frau „befreit" habe aus der Knechtschaft des Mannes oder der Unterbewertung des Gesellschaftsrechts. Besonders die Kirche hat sich etwas darauf zugute getan, daß sie das weibliche Geschlecht erst zu einem Bestandteil schöpferischer Tätigkeit gemacht habe, sie „emanzipierte" und ihr die gleichen Rechte verschaffte wie dem männlichen „Partner". Nun ist die Anmaßung solcher Behauptung ganz offenbar, wenn man die Stellung der Frau in all den Ländern betrachtet, wo die Kirche noch (fast) absolut herrscht. Gerade dort müßte die Frau ja eine ganz besonders starke Rechtsstellung einnehmen. Das Gegenteil aber ist der Fall. In allen solchen Ländern und Staaten hat sie weniger Rechte, wird mehr als bloßes Geschlechtswesen eingestuft und darf sich oft kaum ohne Schutz in der Öffentlichkeit bewegen. Die moderne Bewegung zur Emanzipierung der Frau geht wahrlich nicht von der Kirche aus, sondern von den kirchenfeindlichen Strömungen, die wir als „säkularisiertes" Christentum bezeichnen, von den sozialistischen Richtungen, von der rationalistischen Aufklärung und von dem gleichmachenden internationalen „Humanismus", welcher glaubt, der Menschheit damit einen besonderen Gefallen zu tun oder Nutzen zu erweisen.

Wenn wir von unserem besonderen, in der Mitte stehenden ausgleichenden Standpunkt aus diese Frage betrachten, so können wir uns weder dem altkonservativen Gedanken der Abschließung der Frau von Selbständigkeit, Beruf und gleichgeachteter Rechtsstellung anschließen, noch können wir den modernistischen Strömungen zustimmen, welche das weibliche Geschlecht einer völlig freien, zügellosen und an keine sittlichen Normen gebundenen Individualisierung ausliefern wollen. Auch der Kommunismus kann uns hier nicht zum Vorbild dienen, da er zwar eine theoretische Gleichstellung der Frau (hauptsächlich der weiblichen A r b e i t) anstrebt oder durchgeführt hat,

aber ihre besondere Eigenart, Eigenbestimmung und Eigenstellung im Rahmen eines Volkes und der menschlichen Gesellschaft überhaupt außer Acht läßt und ihr damit mehr Schaden zufügt, als daß er Gerechtigkeit im tieferen Sinne walten läßt. Wer Volk und Art als organische Einheiten betrachtet, muß diese in ihrem Werte als biologische und seelische Substanz zu schützen suchen. Dies ist der übergeordnete Gesichtspunkt, nicht aber die individuelle Befreiung des Einzelnen zu seiner Lust und seinem privaten bedingungslosen Vergnügen. (Das gilt natürlich ebenso für den Mann!)

Unter solchen Axiomen (vorausgesetzten Wertmaßstäben) hat die Frau in unserem Sinne volle Ebenbürtigkeit zu erfahren. Ihr ist absolute Gleich—A c h t u n g zu erweisen (vorausgesetzt, sie sei achtungs-würdig), und an ihrer rechtlichen Gleichstellung kann es für uns keinen Zweifel geben. Aber sie ist mehr als eine Arbeitsfigur im Leben der Gesellschaft. Sie ist nicht nur unter dem Blickwinkel der „Partnerin", also als wirtschaftliches, rechtliches oder sexuelles Sach-Objekt zu betrachten, sondern gemäß ihrer weiblichen und daher andersgearteten Persönlichkeit zu werten, im Recht „gerecht", d. h. ihr gemäß, ihrem tiefsten Wesen entsprechend zu stellen und als solches Glied in der Sitten-, Rechts- und Kulturgemeinschaft ihres Volkes und ihrer Menschenart zu würdigen. (Darüber ist im Teil II dieses Buches zu sprechen.)

116.

Der Hexenwahn der Kirche

Zu den besonders scheußlichen und in betontem Maße — gemessen an dem Gebote des Mannes von Nazareth — unchristlichen Verirrungen der Kirche im Mittelalter und bis an die Tore der Neuzeit gehört der Hexenwahn, dem Tausende von Männern und Frauen zum Opfer fielen. Bei den Männern waren es oft naturheilkundige Alte, die auf Grund überlieferter Kräuter- und Heilwasserverfahren ein helfendes Gewerbe ausübten, welches den amtlich bestellten Ärzten und Quacksalbern ein Dorn im Auge war. Da fand sich dann leicht ein Angeber, ein Denunziant, der den betreffenden Mann nachts an einem „unheimlichen Ort" getroffen haben wollte (wo dieser vielleicht nach Kräutern suchte), und der ihn des Umgangs mit dem Teufel bezichtigte. Bei der Geistlichkeit angezeigt, wurde dieser „peinlich befragt", das heißt, mit Marterwerkzeugen gefoltert, sodaß er dann oft in Schmerz und Verzweiflung Dinge gestand,

die ihm vorgeworfen wurden, um nur der Qual der Verhöre zu entgehen.
Ein „geistliches" Gericht urteilte ihn dann ab, wenn er gestanden hatte, und übergab ihn dann der weltlichen Obrigkeit als Verbrecher. Überstand er aber die Folterungen, so war er oft ein gebrochener Mann, oder aber er starb gar nach den Quälereien, die nicht selten mit Gliederbrüchen, Ausrenkungen oder Erblindungen endeten.

Zu denken, daß dies „christliche Methoden" der Nächstenliebe waren, um die Seele zu retten, wenn auch der Körper zugrunde ging, macht begreiflich, wie ein religiöses Gefühl, eine kirchliche Praxis, eine human gedachte Lehre entarten und ins Gegenteil verkehrt werden kann, wenn eine geldgierige oder fanatische Priesterschaft die Herrschaft im oder über den Staat hat, bzw. wenn beide Einrichtungen so miteinander verknüpft sind, daß die eine die Geschäfte der anderen besorgt und damit mitschuldig an dem angerichteten Unheil wird.

Während die männlichen Vertreter der Heil- und Zauberzunft Hexenmeister genannt werden, leitet sich Name und Bedeutung der weiblichen Mitglieder von dem germanischen Wort Hagedisen ab, welches in bezeichnendem Zusammenhang Herkunft und Sinn ihrer Tätigkeit und zugleich die Möglichkeit des Mißbrauchs für die Kirche aufzeigt. Hag heißt Wald und Hain und ist der Ort, wo man Heilkräuter und Pilze findet, welche letzteren auch zu Medizinen oder Rauschdrogen verwendet wurden. Eine Dise ist eine Frau, die wie die Elfen über besondere Kräfte der Natur verfügt (Merseburger Zauberspruch: eiris sazun idisi) — und die meist als heilwirkend, heilend oder befreiend gedacht wird. Diese Gestalt aus dem germanischen Natur- und Volksglauben war häufig Wirklichkeit in den heilkundigen Mädchen und Frauen der Frühzeit und muß noch im Mittelalter nicht seltene Vertreterinnen in Stadt und Dorf gehabt haben. Oft waren es alte Frauen, welche die Geheimnisse der Pflanzen kannten, welche Tiere pflegten und gebärenden Frauen halfen, welche tausenderlei Dinge, Methoden und Bräuche wußten, womit sie in der Einsamkeit abgelegener Höfe und Weiler Kranken Hilfe bringen konnten oder Gestürzten und von Stürmen Beschädigten die Glieder renkten, schienten und verbanden. Gibt es doch heute noch in manchen deutschen und anderen europäischen Ländern solche Frauen, die teils mit dem Rufe guter, teils auch böser Kräfte verbunden erscheinen. Junge Mädchen, die von ihren Müttern oder Großmüttern in diesen Künsten und Verfahren unterwiesen wurden, eigneten sich für Mönche und Priester besonders dafür, als Hexen aufgefunden, gefoltert, sadistisch gequält, nackt ausgezogen und schamlos

betastet zu werden, ob sie nicht ein Hexenmal trügen, einen Leberfleck, rotes Haar und grüne Augen: alles für eine abergläubische oder böswillige Geistlichkeit Anlaß genug, um sie zur Teufelsbuhlin zu machen und ihr den peinlichen Prozeß zu bereiten.

Die Richtung, welche die Verfolgung solcher weiblicher Hexen im Mittelalter genommen hat, zeigt deutlich, daß hier ein Feldzug gegen die Reste germanischer Frauenweisheit und überlegener Naturbehandlung geführt wird. Hier wurden zwei Ziele auf das vollkommenste miteinander verbunden: eine Schicht von Menschen, welche die Träger alter Heil- und Weistümer waren, wurde gejagt, gequält, in der Achtung und im Ansehen des Volkes herabgesetzt, zu „Hexen", nun in der übelsten Bedeutung als Teufelsbuhlen gestempelt, sie sollten in den Tag- und Nachtgleichen zum Blocksberg auf Besenstielen fahren und dort in heidnischen Orgien Unzucht treiben, sie sollten sich ständig des Verkehrs mit dem Teufel schuldig machen und deshalb verfolgt, verbannt und ausgerottet werden. Dabei entfalteten die Scheinheiligen selbst alle Laster ihrer verdrängten und verklemmten Seelen und hielten sich für ihre erzwungene Enthaltsamkeit schadlos an den jungen blühenden Leibern schöner Mädchen, die vielleicht ihren Wünschen nicht angemessen gefügig gewesen oder von böswilligen Nachbarn verdächtigt und angezeigt worden waren. Der Sadismus der Mönchs- und Priesterkaste fand hier ein breites Betätigungsfeld, und sie konnte ihre Lüste abreagieren unter dem Deckmantel frommer, gottwohlgefälliger Handlungen zum Ruhme und zur Ehre der Kirche, denn diese war dann wieder einmal vor Schaden bewahrt worden.

Anzumerken ist hier auch, daß von solchen Verfolgungen diejenigen Frauen und Mädchen nicht ausgeschlossen blieben, welche die Gabe des zweiten Gesichtes hatten und die schon deshalb in den Augen argwöhnischer Kirchenchristen verdächtig waren, Heiden und Ketzer zu sein, denn Gott allein konnte nur die Zukunft wissen. Die germanischen Velleden, die weisen Schicksalskünderinnen, aber ziehen sich von den Nornen an der Weltesche im Glauben Unserer Völker über Anette von Droste-Hülshoff bis in die lebendige Gegenwart: sie sind unsterblich, da ihnen nach Tacitus: „etwas Heiliges und Vorhersehendes eignet und die rechten Männer ihre Ratschläge nicht verschmähen."

117.

Der christliche Aberglaube

Zitat: „Aus Deutschland, aus dem gesamten christlichen Abendland war eine Mördergrube geworden. Überall gellten die Verzweiflungsschreie aus den Folterkammern, und in allen rauchten die Scheiterhaufen, auf denen ein dämonischer Aberglaube seine Opfer brachte."
(Soldan/Heppe: Gesch. der Hexenprozesse, Antäus-Verlag, Lübeck, nachgedruckt 1938, Original-Ausg. 1889).
So urteilt ein Buch, das schon 1889 erschienen ist, über die Ergebnisse des christlichen Hexenwahns am Ende des Mittelalters. Allerdings war es nicht die Heilige Allgemeine Kirche allein, welche durch ihre Diener und Geistlichen die sogenannten Hexer und weiblichen Hexen verfolgen, foltern, ertränken und verbrennen ließ, sondern die abgespaltenen protestantischen, lutherischen und reformierten Kirchen setzten dieses furchtbare Schauspiel bis in die Neuzeit fort.
In Mexico (im Orte Omargo) war noch 1860 und in San Juan de Jacobo wurden Frauen und Kinder noch 1874 (7. Mai) öffentlich verbrannt und so, — „um den Bosheiten Einhalt zu tun, die zu verschiedenen Zeiten hier vorkamen", — der höheren Ehre Gottes und zum Nutzen der Einzig seligmachenden Religion einem furchtbaren und unmenschlichen Tode überliefert, welcher die Liebesparolen des Christentums ad adsurdum führt.

(Ad absurdum heißt, sinngemäß übertragen: in das unglaubhafte, wahnwitzige Gegenteil verkehrt). Siehe hier das Buch: Gymnasium und Realschule Alte Fragen . . . historisch und kritisch beleuchtet von Ernst Laas, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Straßburg, Berlin 1875 C. G. Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung / Carl Habel).
Dort finden sich noch weitere Beispiele für Europa bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch erinnern wir uns aus unserer eigenen Zeit (1968/69) des Schweizer Prozesses, wo ein Mädchen unter geistlichem Zuspruch von religiös-christlichen Fanatikern wegen ihres Verkehrs mit dem Teufel so lange gequält wurde, bis sie in geistiger Verwirrung starb. Am Ende dieser Tatsachen-Erwähnungen ergibt sich die Frage: Welche Motive liegen zugrunde und welche Herkünfte und Abwandlungen des Hexen-Aberglaubens haben dazu geführt, daß diese geistige, seelische und religiöse Seuche sich im Schutz der Kirche so lange halten und so entsetzliche Formen annehmen konnte?
Viele Wissenschaftler führen die Herkunft des Hexen- und Zauber-Wesens auf den Orient zurück und sagen aus, daß die

Kirche solche Vorstellungen von dort her mitgebracht habe. Nun ist es klar, daß Zauberei in der ganzen morgenländischen Welt ein fester Bestandteil der inneren Bereitschaft der Menschen ist, an das Wunderbare, Nicht-Sinnliche, Übersinnliche, an das Magische und Mystische zu glauben. Schon der überlieferte Mann von Nazareth, Jehoschuach genannt, auf lateinisch Jesus, nahm Zauberei als einen völlig „natürlichen" Bestandteil seiner Welt an. (Siehe die Teufelsaustreibung aus den Säuen.) Ein böser Geist im Menschen (eine psychische Krankheitserscheinung) wurde gleichgesetzt mit dem Treiben von Geisterwesen böswilliger Art, die man durch bestimmte Beschwörungen und Zauberworte verjagen oder unschädlich machen kann.

Daher gab es im Orient (und überall sonst in der Welt auch) stets Zaubermeister, Zauberinnen, Beschwörerinnen, Besprecherinnen von Krankheiten, denen man teils wirklich helfende und heilende, teils aber auch böse und verführerische Kräfte zuschrieb. Diese Grundeigenschaft des magischen Zeitalters (vorgeschichtlich etwa 100 000 — 1000) aktiv auch in Europa verbreitet) wurde von der Kirche nun in klugem Wissen um die unheilbare Sucht der Menschen, das Übersinnliche zu glauben, für die Befestigung der christlichen Religion und für die Ausrottung ihrer Widersacher auch im germanisch-nordischen Raum ausgenutzt. Natürlich gab es auch unter den Völkern unserer Art, den Nordvölkern, von Island bis Griechenland und von Spanien (Goten/Vandalen) bis ans Schwarze Meer, weise Frauen und kluge Männer, die mehr wußten als der gewöhnliche Bauer oder Krieger dieser Völker. Die Dinge der Natur und die wirklich wirksamen Kräfte des Lebens, der Pflanzen und Sträucher waren einigen besonders gut bekannt, und Heilkunde und Krankenpflege waren ihnen meist vertraut. Einige von diesen neigten auch dazu, über die Grenzen des nur sinnlich Faßbaren hinaus und hinüber in das Reich des Unbewußten und Geheimen zu gehen, wie die Seherinnen und heiligen Jungfrauen der Wälder und Weihestätten, — man denke nur an die Vestalinnen Roms und an die Pythien von Delphi in Griechenland, deren Amt oft erblich war, häufiger aber noch von Nachfolgerinnen verwaltet wurde, welche in diesen Dingen begabt schienen und als Medien und Übermittler von Gesichten und Visionen auch w a r e n. — Wir sagen dies hier nicht, um die Kirche zu entschuldigen. Aber vom rein Menschlichen her, vom gewöhnlich-Menschlichen her ist begreiflich, wenn solche Zauberdinge, wie sie dem christlichen Volk erscheinen mußten, nun auch verfolgt wurden und als teuflisch gebrandmarkt und ausgerottet. Aber es ist doch daran zu erinnern, daß die Kirche auf ihrem „Programm" das Liebesgebot gegenüber den „Feinden"

hatte. Und wenn schon solche Magier, Zauberer, Weise Frauen und Heilige Jungfrauen als Hexen und Hexer und als Feinde des Glaubens und der Kirche galten, so mußte das Christentum — gemäß ihrer eigenen sittlichen Forderung — diese nicht als Verbrecher behandeln, sie nicht den furchtbarsten Qualen aussetzen, sie nicht foltern und körperlich ruinieren. Soweit kann man die Kirche und ihre Diener nicht entschuldigen. Wenn sich in Ausübung und Verfolgung einer geglaubten Gottesvorstellung der ethische Sinn einer Religion in sein Gegenteil verkehrt, dann ist diese Kirche eben nur eitles Menschenwerk und kein Deut besser als aller andere Irrtum der Menschheit; das heißt: Das Göttliche hat sie ganz und gar verlassen, und sie ist ein Ausdruck des erbärmlichsten Menschlich-Allzumenschlichen geworden, das es nur auf Erden geben kann.

118.

Die Verirrungen der Kirche

Es ist genug darüber angeführt worden, worin die christlichen Verirrungen der Kirche gegenüber ihrem eigenen Gebot der Nächsten-Liebe und gegenüber den ihr anvertrauten Menschen bestanden.

Wir haben diese als geschichtlich hinzunehmen und haben die Gründe und Ursachen solcher Haltung und Tätigkeit beleuchtet. Als einzige Erklärung, aber nicht „Entschuldigung" lassen wir die Fremdheit dieses Dogmas von der Alleinrichtigkeit der Lehre gelten, und dazu die menschliche Unzulänglichkeit ihrer Diener und Priester, welche ein „heiliges Werk" zu tun glaubten, während sie inhumane Frevel begingen. Ein solches Fehldenken haben wir oft in der europäischen Geschichte zu vermerken. Von der Germanen-Bekehrung über die Kreuzzüge bis zur Massenvernichtung in jüngst vergangener Zeit zieht sich die Äußerung atavistischen Wahnsinns durch kirchliche und weltliche Geschichte. Sie zeigt allein, daß der Mensch, selbst von angeblich höchsten Ideen beseelt, nicht geschützt davor ist, einer Hysterie zu verfallen, wie sie sich z. B. auch in den Geißler-Zügen des Mittelalters gezeigt hat. Tausende folgten damals, kurz vor dem Jahre 1000, den Predigern, welche den Weltuntergang verkündigten, zur Buße riefen, um dann in gemischten Wallfahrtsmassen ein ungezügeltes Sinnenleben zu entfalten, welches sadistisch und masochistisch ineinander verkreuzt war mit blutigen Geißeleien und wüsten Nachtgelagen im Freien und in verrufenen Wirtshäusern.

Diese seelenkundlich (psychologisch) sehr aufschlußreichen Merkmale hätten einem Sigmund Freud berechtigten Anlaß gegeben, über die Verbindung von Sexus und religiösem Wahn zu schreiben. Alle unbefriedigte Keuschheit, die ganze Zurückdrängung natürlichen Lebens durch die Kirche raste und tobte sich hier einmal angesichts des vermeintlichen „Jüngsten Gerichtes" aus. Als aber das Weltenende nicht eintrat, kehrten die unheiligen Geißler zermürbt und oft geschändet in ihre Wohnstätten zurück und warteten auf den nächsten Termin, den fanatische Mönche auch in der folgenden Zeit zu verkünden wußten. Religiöser Irrsinn liegt immer bei einer Religion nahe, die auf unnatürliche Weise die Lebensgesetze mißachtet, verrenkt (in den Klöstern), schmäht - in der Verachtung des Leiblichen - und verdirbt, — in der Behütung kranken, schwachsinnigen und verbrecherischen Lebens.

Auch dies muß man sehen, wenn man die Gesamtwirkung der Fremdreligion überschaut und bedenkt. Man wird dann zu dem Schluß kommen, daß die Aufgabe harter Strafen für Übeltäter, gerade auf sittlichem Gebiet, und die fürsorgliche Pflege von Erbkranken und Geistesschwachen kein Positivum für einen Glauben ist, der die Substanz unserer Nordvölker erhalten und bewahren, besser noch erhöhen, wiederherstellen und veredeln will. Denn wie der Lateiner der alten Zeit sagt:

Mens sana in corpore sano: Ein gesunder Geist kann nur in einem gesunden Leibe wohnen.

Kapitel Va
Nachtrag

Die „Christianisierung" und Kolonisierung der ostelbischen Gebiete

119.

Wurde germanisches oder slavisches Gebiet christ-kolonisiert?

„Bekehrung", Eroberung und teilweise Neubesiedlung gingen schon bei den Unterwerfungsfeldzügen Karls des Westfranken Hand in Hand. Die Kirche versuchte, diese Zusammengehörigkeit der Christianisierungsabsichten mit den politischen Gewaltunternehmungen zu tarnen, bzw. abzuleugnen. Aber es kann kein Zweifel darin bestehen, daß sie nicht nur größten Vorteil aus dieser Verbindung mit der Eroberung zog, sondern daß sie diese auch billigte, bzw. sogar anregte und auf jeden Fall ermutigte. Diese beiden Seiten (und Partnerschaften) staatliche Gewalt und kirchliches Interesse bilden in ihrer Zusammenarbeit und ihrem gleichzeitigen Widerstreit das Thema der mittelalterlichen Geschichte.
Sie waren auch bei der Eroberung und Kolonisierung des Ostens maßgeblich miteinander verbunden, nur daß in diesem Falle die militärische Gewalt eindeutig auch zur „Bekehrung" und christlichen Unterwerfung eingesetzt wurde. Denn diesmal wurde die Neugewinnung von Land zugleich und unmittelbar mit der kriegerischen Überwältigung verknüpft. Westdeutsche Ritterheere waren es, die der Christianisierung den Weg mit dem Schwerte bereiteten und so den Spruch des Heilandes wahr machten: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" Das christ-ritterliche Schwert war es, welches den Osten für das Westreich gewann und welches zugleich das „Heidentum" der Ostvölker unterwarf und zu einem Bestandteil des „Reiches" machte.
Dies mußte zuerst geklärt werden, damit man den Unterschied zur christlichen Taktik im Westen gegenüber dem Osten versteht. Er erklärt vieles, das sonst nicht verständlich wäre und hilft uns begreifen, warum die Spuren des Altglaubens im Osten radikaler ausgerottet wurden als es im Westen möglich war.

Aber eines muß doch im voraus festgestellt werden, daß das sogenannte „slavische" Gebiet — von der Elbe bis zum Baltikum,

bis nach Polen tief hinein und bis zum Südosten (Schlesien, Böhmen, Mähren) rein germanische Züge nicht mehr trug. Zum mindesten hatte sich eine andere Sprache „durchgesetzt", und das geschieht ja nicht ohne eine vorhergegangene Umschichtung in den Herrschaftsverhältnissen. — Wir wollen dieses Problem hier nur andeutend behandeln, ohne uns in die problematische Diskussion einzuschalten, ob der Ausdruck Slaven nur eine Kirchenbezeichnung für die Heiden gleich Sklaven ist, oder ob hier auch eine völkische Andersartigkeit vorgelegen hat und noch heute zum Teil vorliegt.
Durch die Völkerbewegungen vom 3. Jahrhundert ab, wie wir sie bei den Goten verfolgt haben, sind die Mehrheits- und Gruppenverhältnisse des Ostens, was die überwiegenden Volksteile anbetrifft, so stark verändert worden, daß es schwer ist zu unterscheiden, wieviel germanisches Blut in der oder jener Gegend noch vorhanden war, bzw. sogar als überlegene Schicht noch gewirkt hat, oder ob bereits der Schwund an Substanz so vorherrschend geworden war, daß die von Osten und Südosten eindringenden und andrängenden Stämme und Völkerschaften die Oberhand gewannen. S p r a c h l i c h jedenfalls ist die Umschichtung erfolgt zugunsten der „Slavischen" Großsprache, die ja ebensoviele Völkerschaften umfaßt wie die germanischen Stammdialekte im ganzen genommen.

Sprachlich können wir also die Slavisierung bis nach Nord-Ost-Holstein verfolgen, desgleichen in Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und der früheren Ostmark. Auch das Wendland, jener kleine Bezirk w e s t l i c h der Elbe zwischen Bleckede bis südlich Noventhin-Kassau-Wustrow-Lüchow bis Schnackenburg ist damals „slavischer" Sprache geworden, und gewisse Änderungen im Hausbau und in der Symbolik der Pferdeköpfe lassen bis heute darauf schließen, daß auch die Bevölkerung eine etwas anders geartete war als die übrige niedersächsische Stammesgruppe. — Man soll also diese Dinge nicht ebenso sehr pressen und vereinseitigen, wie es der Panslavismus mit seinen Parolen tut. Wir kommen im nächsten Abschnitt darauf noch einmal kurz zurück.
Zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert hatten sich in West-Europa „Orden" gebildet, die es sich zur Aufgabe machten, das Christentum bei den „Heiden" zu verbreiten. Die hervorragendsten waren der Johanniter-Orden, der Templer-Orden und der Deutschritter-Orden. Zuerst eingesetzt, um das „Heilige Grab" zu „schützen", bzw. Jerusalem zu erobern (was hatten wir damals im vorderen Orient zu suchen?), später gern dazu verwendet, den „heidnischen" Osten für die Kirche zu gewinnen, brachten diese Ritterheere unsägliches Leid über Europa und die ganze Mittelmeerwelt. Viele der Adelsgeschlechter gingen da-

bei zugrunde, viele Ritter kehrten mit orientalischen Krankheiten zurück (trotz Keuschheitsgebot war der Verkehr mit der Weiblichkeit keineswegs abgeschnitten), Tausende von Kindern wurden auf den Kinderkreuzzügen im religiösen Wahnwitz verbraucht, verdorben und umgebracht, — es ist, als ob Europa und das Christentum schon damals dem vollen Irrsinn verfiel, der sich um das Jahr Tausend in den Geißlerzügen wiederum offenbarte, die das Ende der Welt, den Untergang der Erde erwarteten.
Mit solchen Vorzeichen war auch die Eroberung des Ostens ausgestattet. Nachdem schon im 10. Jahrhundert die Unterwerfung des Landes bis nach Brandenburg an der Havel hin gelungen war, erfolgte zunächst — nach der Schlacht von Cotrone in Süditalien — der große Gegenschlag der Astvölker, welcher das ganze bisher gewonnene Gebiet bis zur Elbe wieder „slavisch und das heißt hier „heidnisch" machte.
Nun müssen wir uns mit diesem Wort und Begriff „slavisch" auseinandersetzen, damit nicht falsche Vorstellungen entstehen oder weiterhin bewahrt werden, die nicht so gelten, wie es uns die christliche Geschichtsüberlieferung gern glauben machen möchte und bisher glauben gemacht hat.
Der Ausdruck „Slaven" ist nämlich genau so undeutlich und zum Teil auch irreführend wie der Ausdruck „Germanen". — Wir werden hier nun nicht eine Extrem-Regelung des Sprachgebrauches annehmen und unterlegen, wie sie das Buch von Lothar Greil z. B. nahelegt. Es heißt „Die Deutschen-Opfer einer irrigen Geschichtsbetrachtung" Volkstum-Verlag Wilhelm Landig, Wien — München 2. Auflage 1972. Gewiß ist einiges in diesem Buche beachtenswert und kann zum Nachdenken anregen, ob unsere Völker-Benennung für den Osten den ethnischen (volklichen) und anthropologischen rassekundlichen Tatsachen entspricht.

120.

Germanen und Slaven

Wie wir wissen, ist der Ausdruck „Germanen" den Stämmen am Rhein und östlich des Rheines von den Römern gegeben worden. Die Germanen haben sich selber nie so genannt, weil sie nur ihre Stammesnamen gebrauchten und über den Stammeszusammenhang staatlich noch nicht hinausgekommen waren, es sei denn zu einem Stammesbündnis mehrerer Gruppen wie unter Deotrich (Theoderich) dem Großen.
So ist es auch mit den „Slaven". In jener Zeit hat sich kein Angehöriger jener Stämme „Slave" genannt, weil auch hier ein

Allgemeinbewußtsein, das über den Stamm hinausging, noch nicht vorhanden war. So haben die kirchlichen Quellen denn jene Völkerschaften mit dem Namen „Slaven“ belegt, indem sie diese gleichsetzten mit den Heiden, die ihre „Sklaven“ wurden, nachdem sie unterworfen waren. Und wir nennen nun seitdem jene Völkerschaften Slaven, wie wir auch die Germanen unter dem sprachlichen Begriff einer zusammengehörigen Völkergruppe zusammenfassen.
Welche ethnischen, volklichen und rassischen Bestandteile jene Völkerschaften damals in sich gesammelt und unter sich zusammengefaßt hatten, ist eine weit schwierigere Frage, wenn man sie vorurteilslos betrachtet. Wir halten als artgebundene Menschen an den folgenden Vorstellungen fest. Die der indo-europäischen Sprachenfamilie angehörenden Völker, die wir indogermanisch — später einengend einen Teil davon germanisch nennen, waren im Osten bis tief nach Nordrußland hinein verbreitet. Ferner waren sie als im engeren Sinne germanische Völker bis nach Südostrußland hinein gelangt, wo sie mit den indoeuropäischen Völkerschaften der Iraner, der Skythen und anderer Großgruppen zusammentrafen.
Ferner ist der Silinger, Quaden und Heruler zu gedenken, die bis nach Bulgarien und Rumänien hin gesiedelt hatten, aber im Laufe der großen Völkerbewegungen erst verdünnt, später im Volkstum sogenannter slavischer Gruppen untergegangen waren. Dies gilt auch zum großen Teil für die Bewohner der Mark Brandenburg, die einwandfrei Semnonen waren und nach ihrem teilweisen Abzug im 5. und 6. Jahrhundert das Elb-Havel-Odergebiet den nachdrängenden Ostvölkern (Slaven genannt) überließen.
Hier taucht nun eine weitere Frage auf: In welchem Verhältnis standen die alteingesessenen Reste der Germanen, die in ihrer Heimat verblieben waren, zu den nachdrängenden Völkern (und Neu-Bewohnern) ihrer Gebiete, die bevölkerungsmäßig verdünnt waren? Der Vorgeschichtler und Leiter des vorgeschichtlichen Museums in Berlin, Prof. Adrian von Müller, vertritt die Auffassung, daß die germanischen und slavischen Bestandteile der aufgefundenen Siedlungen im brandenburgischen Gebiet, besonders in Berlin (Düppel) „friedlich“ nebeneinander gewohnt hätten, weil Siedlungsweise und Hausbau diesen Schluß nahelegten.
Wir fragen, ob hier nicht eine weltanschaulich mitbestimmte Ansicht vorliegt, die angesichts der Nähe der östlichen und westlichen Ansprüche an Berlin eine Art Muster darstellt, wie man sich in solcher Lage benehmen k a n n und soll. Denn es ist unwahrscheinlich, daß neuandringende, bzw. ein- und nachgewanderte Ost-Stämme auf gleichem Ackerboden, in derselben

wirtschaftlichen Verfassungsform unter „Duldung und gegenseitiger Anerkennung" zusammen und miteinander gelebt haben. Normalerweise tritt bei solchen Gemeinschafts-Lebensbedingungen ein Über und Unter, ein Höher und Tiefer, d. h. aber ein „Gefälle" ein, das politisch Herrschaft und Dienst genannt wird. Man sieht natürlich an einer Nebeneinandersiedlung nicht die Herrschaftsverhältnisse auf der Hand liegen, aber ein anderer Vorgang als der der „Gleichberechtigung" dürfte realistischer sein, nämlich der, daß im Anfang dieses Nebeneinander die alten Herrschaftsverhältnisse noch die richtunggebenden waren, das heißt, daß in den ersten Jahrzehnten, bzw. Jahrhunderten die germanisch entstammten Einwohner „Das Leit in der Hand hatten", und daß dann allmählich bei der wachsenden Volkszahl der Neuzugewanderten sich die Verhältnisse umkehrten und die „slavischen" Siedler die Oberhand gewannen. Dies freilich braucht sich nicht auf kriegerische Weise ergeben zu haben, denn soziale Unterwanderung geht allmählich und kaum merklich vor sich, wie wir sie jetzt auch erleben bei einer Überflutung durch Millionen von Fremdarbeitern, heute schon „Gastarbeiter" genannt und morgen als Staatsbürger anerkannt. Fehlt nur noch, daß sie dann „Volksgenossen" genannt werden.
Wir können also damit rechnen, daß nach der Abwanderung großer Teile der ursprünglich germanischen Bevölkerung ein langsames, aber stetiges Zuwandern von Menschen und Stämmen erfolgte, die man nach ihrer Sprache „slavisch" nennt, ganz gleich, ob es — rassisch gesehen — ähnliche Typen wie die Germanen waren (also vorwiegend „nordisch") oder ob es stark östlich getönte Vertreter der russischen Weiten und Länder gewesen sind. Bei diesem Gedanken wollen wir noch einen Augenblick verweilen. Die anthropologische (also biologisch-rassische) Beurteilung der Zuwanderer aus dem Osten ist noch nicht völlig geklärt. Im allgemeinen kann aber gesagt werden, daß der Typus des Skelett- und Schädelbaues kein anderer war als der germanischen Stämme, im Durchschnitt gesehen. Freilich dürfte eine gewisse geringere Großwüchsigkeit als Merkmal vieler Funde auffallen, die zum Teil gepaart ist mit einer leichtstärkeren Betonung der Backenknochen, also jenen Merkmalen, die wir heute auch als östlich und „slavisch" empfinden. Daß hier also eine „Variante" der Cro-Magnon-Rasse mit etwas östlicheren Zügen vorliegt, dürfte kaum bestritten werden. Von „rein nordisch" kann in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden, zumal die Germanen selbst nicht eine einheitlich und ausschließlich durchgehende nordische Merkmals-Beschaffenheit zeigten.
Als Schluß aus diesen Betrachtungen und Überlegungen dürfte sich ergeben, daß mit dem Hineinfluten östlicher Stämme nach

der erfolgten Auswanderung großer Teile der germanischen Bevölkerung ein Überwiegen desjenigen Bestandteils erfolgte, den man jetzt slavisch nennt. Dafür sprechen auch die Tatsachen der Slavisierung der Orte, die abertausend Namen, welche in Mecklenburg und Pommern, in Obersachsen und Brandenburg, in der Ostmark und in Ostpreußen eben rein slavisch sind oder auch als Überdeckungen germanischer Namen noch heute zu erkennen sind. Die Endsilbe „au" statt wendisch-slavisch „ow" spielt hier eine bedeutende Rolle.

121.

Wie waren diese „Slaven" religiös?

Nach der versuchten Klärung der volklichen und stammhaften Verhältnisse wenden wir nunmehr unsern Blick auf die glaubensmäßige Haltung der damaligen „Ostbevölkerung" der ostelbischen Gebiete. Eines steht fest: Bis zum 11. Jahrhundert war die Einwohnerschaft des Ostens noch nicht „christlich" geworden, was immer man auch darunter verstehen mag. Denn der Slavensturm nach der Niederlage Ottos II. bei Cotrone gegen die Byzantiner und Sarazenen hatte das ganze ostelbische Land wieder dem Slaventum gleich Heidentum zurückgebracht. Vorher waren zwar die Fürstenheere bis Brandenburg und Pommern gelangt und hatten dort den kirchlichen Glauben etabliert (wir verwenden absichtlich dieses Fremdwort), aber der Sinn der christlichen Religion war den slavischen Heiden nicht eingegangen, und sie verehrten nach wie vor den großen Gott Swantewitt, dessen Wohnstatt die Ratzeburg im gleichnamigen See war, auf der beglaubigtermaßen die Irminsul in Gold stand, das Zeichen indogermanisch-heidnischen Glaubens unserer Vorväter.
Die Slaven hatten also die gleiche religiöse Haltung und Überzeugung wie alle Germanen. Wir kennen eine Reihe ihrer Götternamen, welche in slavischer Sprache und bei der langen selbständigen Entwicklung dieses indo-europäischen Volkes anders klingen als die uns vertrauten germanischen Begriffe Wodan und Freya, Baldur und Donar und so fort, aber wir wissen, daß die Slaven im Grunde dieselben Kräfte der Natur und des Schicksals, die gleichen Innenkräfte des Menschen und der göttlichen Gewalten verehrten wie wir. Nur eines fällt hierbei auf: Die Ausrottung der religiösen Begriffe und Gestalten und die Vernichtung der Kultstätten ist im Osten gründlicher vor sich gegangen als im germanischen Westen. Das hat zwei Gründe: Erstens hatte die Kirche und ihre psychologischen Ratgeber Zeit

gehabt, das System der Vernichtung des heidnischen Glaubens perfekter zu machen; und zweitens war die Bevölkerung des Ostens — wie vorher ausgeführt — eine germanisch-slavische Mischbevölkerung, welche ihre Tradition des Glaubens mehrfach unterbrochen und so geschwächt hatte, daß sie einen geringeren Widerstand auf die Dauer leisten mußte. So ist uns nur sehr wenig vom altslavischen Glauben erhalten.
Jedoch blieb der religiöse Charakter der ostelbischen Frühbevölkerung auch nach der Re-Christianisierung ein anderer als der der „westdeutschen" Frömmigkeit. Zwei Elemente sind es, die den Osten hinsichtlich des religiösen Gefühls stärker vom Westen unterscheiden. Einmal ist es die Neigung, die Natur stärker einzubeziehen in die andächtige Haltung des Frommen, und zwar in einer mehr mystischen Weise. Dies dürfte dem eigentlich slavischen Einschlag zuzuschreiben sein, der sich später auch in der russisch-orthodoxen Glaubenshaltung des östlichen Menschen spiegelt. Ein durchgehend mehr „ländlicher" Zug der Religions,Ausübung tritt hervor, welcher bei den weiten Gebieten Ostdeutschlands, Polens und Rußlands ins Gewicht fällt. Zum zweiten ist es die auf ein inniges Innenleben und persönlich gefärbtes Gemeinschaftsdasein ausgerichtete Form der Religisiötät, welche besonders bei dem Bauerntum Altrußlands gepflegt wurde. Beide Seiten dürften diejenige ursprüngliche Haltung wiedergeben, welche auch dem slavischen Volkscharakter eigen ist: Gemüthaftigkeit und seelische Vertiefung sozusagen als Gegenwehr gegen die herrschaftlichen Ansprüche der jeweils Regierenden. An einigen Stellen wurde härterer Widerstand gegen die Re- Christianisierung geleistet, wie zum Beispiel bei den sogenannten Pruzzen (gleich Prussen), in denen viel indogermanisch-germanisches Blut steckte und die nicht nur Ostpreußen den Namen gegeben haben, sondern dem Deutschen Reich eines seiner Kernländer, nämlich Preußen, „mitgetauft" haben. Ein dritter Zug, der in die gleiche Richtung weist, mag darin liegen, daß der Geistliche enger in die Orts- und Familiengemeinschaft einbezogen wird, und das „Väterchen" Pope gehörte als mehr geliebtes als gefürchtetes Mitglied zur dörflichen und ländlichen Gemeinde.
Am Ende dieser Betrachtung wollen wir noch einmal den erkannten Bestand von „fremdem" und eigenem Volkstum im Osten zusammenfassen, der sich bei einer unvoreigenommenen Nachforschung ergibt.
Auf der schwächer gewordenen Grundlage übrig gebliebener germanischer Bevölkerungsteile im Ostgebiet breitet sich die Zuwanderung „Slavisch" genannter Siedler nach dem Abzug und der Auswanderung des Hauptteils der germanischen Großstämme — wie der Semnonen — aus.

Dem ursprünglichen Übergewicht der Alteingesessenen folgt die Herrschafts-Umschichtung der slavisch genannten Neusiedler-Einheiten, die allmählich den von ihnen bewohnten Gebieten i h r e slavischen Namen geben. Dieses Verhältnis von früheren und späteren Bewohnern des Ostlandes verfestigt sich mit der Zeit zu einer Lebensform, welche vom germanischen Bauerntum in vielen Zügen abweicht, wenn man den Hochstand der westlichen Ackerbau-Kultur in Betracht zieht. Natürlich waren die slavischen Neusiedler auch Bauern und Ackerbau-Treibende. Sie nahmen vorlieb mit dem karger gewordenen Boden, den die germanischen Vorbesitzer aus diesem Grunde — weil er nicht genügende Beträge mehr abwarf — verlassen hatten, und kennzeichneten sich schon dadurch als mit schlichteren Lebensverhältnissen auskommende Einwanderer. Kennzeichnend ist auch, bis in unsere Zeit hinein, daß die Fischerei fast zum Privileg der „Slaven" wurde, was aus der Benennung von Fischerkietz in tausend Fällen hervorgeht. Dabei fällt dem anthropologischen Blick sehr häufig zugleich der slavisch bis leicht mongolisch angefärbte Gesichtsschnitt vieler alteingessener Fischerfamilien auf, der durch entsprechende slavische Namensgebung ein weiteres Merkmal erhält.
Auch die Tatsache, daß im deutschen Osten die Großgüter eine viel stärkere Rolle spielten als im Westen, weist darauf hin, daß hier eine dünnere Bevölkerung gesiedelt hatte, die dann vielfach als Dienstleute und Knechte in die Arbeit der Feudalgüter eingereiht wurde. Die östlichen Kleinstbauern mit ihren „Klitschen", — das sind im Volksmunde die kümmerlichen Kossäthen-Siedlungen der Slaven mit wenig gutem Ackerboden — verstärken den Eindruck, daß die Neusiedler der östlichen Einwanderung nach 300 etwa einem einfacheren und uns immerhin nicht voll gleichwertigen Sozialtyp angehörten. Alles das mag zur Bestätigung des hier vorgebrachten Gesamteindrucks vom germanisch-slavischen Verhältnis beitragen.
Wir halten aber hierbei fest, daß das Land von der Elbe bis zur Weichsel germanisches Stammland ist und zum wirklichen und echten Heimatboden unseres Volkes gehört. Es ist somit auch der Heilige Besitz unseres R E I C H E S, das ideell von keinem von uns preisgegeben werden darf.
Bevor wir Abschied nehmen von der Durchleuchtung der Ostverhältnisse im Sinne altgläubiger und volkshafter Zustände, müssen wir noch einen Blick auf die erhaltenen Nachweise einer altgermanisch-bronzezeitlichen Kultur werfen, die auch im Ostlande zu finden sind.
Zwar sind, wie schon vorher angemerkt, die Fundorte von Großsteingräbern seltener als im Westen, besonders als in Niedersachsen, Friesland, im Oldenburgischen, Westfälischen,

Holsteinischen und Hessischen. Aber vorhanden sind sie auch. Auf Rügen gibt es noch heute eine stattliche Reihe von Großgräbern. Im Elb-Havelgebiet der Mittelelbe finden sich viele Hinterlassenschaften der steinzeitlichen Kulturen. Das Saale-Elbgebiet ist reich an vorgeschichtlichen Funden. Aber auch in Brandenburg fehlen diese nicht oder sind noch kenntlich an einigen übrig gebliebenen Resten, wie sie der Verfasser selbst im Grunewald und in Tegel-Berlin-Nord fand.
Heiligtümer der Semnonen sind von Tacitus bezeugt, und deren Orte können ebenso bei Berlin — in den Müggelbergen — wie bei Freyenwalde an der Oder vermutet, bzw. mit Bestimmtheit angenommen werden. Der Liebenstein als der Liuba, — Frau Holle, — Freya gewidmet bei Hohenfinow wurde ebenfalls bereits erwähnt. Der Silingen-Berg in Schlesien ist mit Gewißheit als uraltes Heiligtum zu betrachten, und die Rauenschen-Berge bei Berlin sprechen eine dem Kundigen beredte Sprache von der großen Vergangenheit unter germanischem Lebensverständnis und Glaubenstum für unsre Herzen aus.
Ebenso spricht aus den volkstümlichen Sagen- und Märchen-Überlieferungen der Mark Brandenburg ein oft wunderliches Gemisch von slavisch-germanischer Naturfrömmigkeit und einer von „Holden" und „Unholden" beseelter Landschafts-Gesinnung. Dieses Land des Ostens ist ein germanisches Erb-Land, uns aufgegeben zur Bewahrung und als inneren Besitz zu erhaltendes Heimatland der getreuen ostdeutschen Volksgemeinschaft. Es darf nie aus unseren Herzen verschwinden.
Anmerkung zum Vorigen: **Das Königsgrab von Seddin**
Als ein Beispiel für andere sei hier noch das Großgrab erwähnt, welches nicht weit vom Städtchen Perleberg beim Dorfe Seddin liegt. Hier ging seit Jahrhunderten die Sage vom König Hinz, der in einem dreifachen Grabe bestattet sei. Mehrere Bauern, die Besitzer des Ackers rund um das Grab, hatten versucht, den großen Erdhügel zu durchgraben, waren aber daran bei der Ausdehnung und Höhe der Aufschüttung gescheitert. Neugier und Erwerbssucht mag sie angetrieben haben, denn die Sage berichtete, daß der König in einem dreifachen Sarge liege, einem steinernen, einem tönernen und einem goldenen. Als es schließlich im Jahre 1910 einem Vorgeschichtsforscher gelang, den Hügel mit wissenschaftlichen Mitteln zu erschließen, zeigte es sich, daß die uralte Volkserinnerung Recht behielt, denn die Asche des Fürsten wurde in einem schönen, sehr großen Bronzegefäß gefunden, das in einem noch größeren Tongefäß ruhte, umgeben von den Riesensteinen der Grabkammer-Einrundung. So bewahrheitete sich (wieder einmal) die Gewißheit, daß der Volksglaube tiefer schürft und länger behält als alle schriftliche und sogenannt historische Überlieferung.

Die Fundstücke dieses heimatlichen brandenburgischen Grabes sind heute im Märkischen Museum in Ostberlin aufbewahrt. Auch sie sprechen von der germanischen Vorbessiedlung von der Bronzezeit an bis zur Eisenzeit (um 800 wird das Grab angesetzt) im östlichen Volksbereich und künden von dem Väterglauben unserer Art in Norddeutschland östlich der Elbe, wie so viele andere.

122.

Ergebnisse der Kolonisation

Der Slavensturm des 11. Jahrhunderts hatte das östliche Land bis zur Elbe wieder heidnisch gemacht, besser gesagt: dem Alten Glauben wiedergegeben. Aber der Gegenschlag des „Reiches" ließ nach einer kurzen Periode der Schwäche nicht auf sich warten. Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert und darüber hinaus dauerte die Wieder- und Neu-Eroberung des ehemals germanischen und dann schon deutschen Ostens, welche nicht anders genannt werden kann als die Rückgewinnung uns zugehöriger Siedlungs- und Stammesgebiete, die seit der Urzeit von Germanen bewohnt gewesen waren. Auch dies soll hier festgehalten werden.Für einen Pan-Slavismus ist hier keine Stelle, wie wir auch die zu weit gehenden Versuche zurückgewiesen haben, den gesamten Ostbereich bis zum Ural sozusagen als frühgermanisch zu erklären. Dabei ist uns bekannt und wird von uns anerkannt, daß Spuren früher jungsteinzeitlicher und bronzezeitlicher Kulturen tatsächlich indogermanische Züge bis zum Grenzgebirge zwischen Europa und Asien tragen.
Die Ritterheere der deutschen Fürsten und Länder, der Orden und die Begleiter der Bauernzüge, welche das Land nunmehr für mehr als 500 Jahre in Besitz nahmen, waren wie die Panzerarmeen des zweiten Weltkrieges. Keiner konnte ihnen damals Widerstand leisten. Zwar gab es erbitterte Kämpfe der heidnisch-slavischen Bevölkerung bis tief hinein ins 14. und 15. Jahrhundert. Dies zeigte sich besonders da, wo starke germanische Reste der Bevölkerung vermutet werden können, wie bei den Pruzzen und in der Weichselmündung-Gegend. Dort scheint eine Restbevölkerung germanisch-gotischer Herkunft zäher als woanders am alten Glauben festgehalten und infolge dessen den christlichen Rittern hart und ausdauernd Widerstand geleistet zu haben. — Aber auf lange Dauer hin war auch das vergeblich.
Bis nach Riga, Pleskau und Reval-Wesenberg herauf wurde das Baltische Land dem Ritterorden untertan gemacht und die christliche Religion wieder als Folge der militärischen Unterwerfung

eingeführt. Die Marienburg an der Grenze zwischen dem altdeutschen Lande, Polen und Ostpreußen war das herrlichste Denkmal einer Kultur, die vom geistlichen Christentum ebenso bestimmt war, wie vom eingeborenen Deutsch- und Rittertum, denn nun war das germanische Element unseres Wesens der Religion aus dem Südland dienstbar gemacht worden, und die Ritter fühlten sich wie auch die Sendboten der Kirche selbst als die Träger nicht nur der höheren Kultur (die sie ja auch waren)–, sondern ebenso als die Verkünder der eigentlichen und einzigen Re-Christianisierung und Re-Kolonisierung. Denn diese ist zugleich auch eine Re-Germanisierung, und das wollen wir nicht vergessen. Insofern hat die Kirche an dieser Stelle einen Auftrag deutschen und europäischen Volkstums übernommen und durchgeführt, der sich in hundert Kirchen und Stadttoren, Burgen und Schlössern, herrlichen Bürgerhäusern und altehrwürdigen Profanbauten (weltlichen Zwecken dienenden) ausdrückt. Im Südosten ging Auftrag und Verwirklichung bis nach Krakau, wo deutsche Baumeister tätig wurden, und der Nachweis einer höheren Kulturstufe braucht nicht erst erbracht zu werden, er spricht aus tausend Zeugnissen noch heute zu uns.
Ebenso ist es mit der Siebenbürgischen Siedlungsgeschichte, die ein Teil der Re-Germanisierung ist, welche uns Jahrhunderte lang eine Stätte besonderen Deutschtums war, welche kernige Menschen geschaffen und erzogen hat, wie sie wohl mehr im Grenzland als in einer gesicherten Heimat gedeihen.
Aber all das wurde erkauft mit der Vernichtung und Ausrottung einer anderen angestammten Religionsform, welche älter war als die slavische Neubesiedlung nach der Völkerwanderung.
Wir fragen uns als Artgläubige Europäer, ob dieser politische Sieg des Westens nicht sehr teuer erkauft worden ist, indem mit ihm auch eine Veränderung des Charakters, bzw. der Denkweise des seelischen Verhaltens in Kauf genommen werden mußte, Ob dieser immer segensvoll war, soll vorerst dahingestellt bleiben.
Indem wir einen Augenblick vorausschauen in die Zeit der Reformation, erkennen wir in Einsicht der inneren Veränderung der Ostbevölkerung in seelischer und religiöser Beziehung eine merkbare und doch wohl erfreuliche Wandlung des Menschen nach einer größeren Verinnerlichung hin, wie sie der katholische Westen nicht aufweist. In der Reformation nämlich sind fast alle Teile und Länder Ostdeutschlands dem neuen evangelischen Glauben zugefallen. Und das hat nicht nur dynastische Gründe, solche, wie sie aus der jeweiligen Stellung des regierenden Fürstenhauses hervorgingen, sondern es hat auch tiefere Ursachen in der Seele des Ostmenschen. Es mag sein, daß dabei auch der tief eingeborene Glaube unserer Vor-

väter mit seiner das Herzen und Gemüt ansprechenden Religiosität gegenüber der häufigen Veräußerlichung im Westen eine Rolle spielt. Jedenfalls ist die östlich-ostdeutsche Frömmigkeit inniger, tiefer, mehr an den Urgrund der Seinsdinge heranreichend als das katholisch-prachtmäßige, auf Augen- und Sinnen-Eindruck gestellte Gottes-Diensttum des Westens. Immer haftet dem Osten ein Teil mehr Frische, Naivität, größere, unproblematische Schaffenslust an als der leicht überalterten Kultur Westeuropas. So ist der ganze Osten, soweit er deutscher Herkunft ist, im wesentlichen protestantisch geworden.
Das Conrad-Ferdinand-Meyersche Wort von Ulrich von Hutten möge hier seinen Platz haben: Wir protestieren all mit Lust! — und das Goethesche Wort: „Den alten Deutschen gereicht's zum Ruhm, daß sie gehaßt das Christentum", sagt ein Ähnliches aus. Mit dem neu- und wiedererworbenen Land war zwar das Kirchen-Christentum zur offiziellen Religion geworden, aber die Seele unseres Volkes hat es nur sehr wenig gewandelt. Im Gegenteil, möchte man sagen, im Osten ist sie wacher geblieben, aufmerksamer, aufgeschlossener und bereiter, einem Glauben aus eigenem Herzen und Gefühl näher zu treten, sich ihm anzuvertrauen und mit ihm einen neuen Ring der Unendlichkeit zu schließen, der uns der Einheit von Glaube, Volk und Staat näher führen kann.

123.

Abschluß und Vorschau

Am Ende des 1. Bandes schauen wir auf die lange Wegstrecke, die wir zurückgelegt haben seit der Darstellung des Frühgermanischen Glaubens, über das Konzil von Nikäa und den letzten antiken Kaiser Julian, der wieder ein Heide war. Von da an über die Christianisierung der Goten durch Wulfila und die Beugung der anderen Germanenstämme unter das Joch der Kirche. Vom Troste der Irminsul zur Bekehrung des Nordens, im besonderen Islands, und dann zu der Kolonalisierung und Katholisierung des Ostens.
Hierbei sei ein letzter bezeichnender Zug erwähnt, dessen Vorausschau den künftigen Weg der Untersuchung erhellt und beleuchtet. Es ist die Tatsache, daß der gesamte europäische Osten und Süden von Anfang an nicht e i n e r alleinigen heiligen „katholischen" Kirche angehören wollte, sondern sich sogleich in die verschiedensten „Richtungen" spaltete, wie sie den innewohnenden, in Herz und Seele der besonderen Völker religiös vorgebildeten Eigentümlichkeiten entsprangen und entsprachen. Die einen (Polen) wurden und blieben „katholisch", die andern

wurden russisch-griechisch-orthodox (alle natürlich „rechtgläubig"!), und die dritten schieden schließlich in der Reformation ganz aus der von „Gott-gegebenen" Heiligen Großen Kirche aus und bildeten sogleich auch innerhalb ihrer selbst verschiedene Richtungen, um nicht zu sagen: Sekten, wie die evangelischen, calvinistischen und lutherischen Gemeinde-Formen und Bekenntnisse.

Dieses uns dargebotene geschichtliche Bild der europäischen „christlichen" Religionsgestaltung (oder Ungestaltetheit) zeigt dem Betrachter die Tatsache auf, daß der amtliche Glaube der Großkirche keinem recht genügte, es keinem ganz zugute machen konnte, keinen völlig befriedigte, so daß jede Volksgruppe beinahe einem anderen Bekenntnis verpflichtet wurde. Schon hier beweist sich der Einfluß der geheimen Seelenmächte des Inneren in jedem Stamm und in jeder Art.

Das, was als Gefühls-Untergrund in jeder besonderen Volksgruppe vorhanden war — und zwar fast immer die heidnisch-germanischen Elemente unseres Inneren, — kam hier in den Richtungen und Confessionen zum Ausdruck. Es war ein Weiterleben der Gläubigkeit des Heidentums, welches in vielen verschiedenen Formen seinen Weg nach außen suchte, auch innerhalb eines allgemein-christlichen Bekenntnisses. (Dieser Gedanke wird bei der Betrachtung der Reformation näher verfolgt und erläutert.)

Aber wie war es überhaupt mit der W i r k u n g des christlichen Glaubens im Herzen der Menschen und im praktischen Niederschlag einer christlichen Gesinnung im Alltags- und politischen Leben bestellt?

Die Geschichte gibt die Antwort darauf. N i c h t s hat das Christentum geändert am Wesen des Menschen, denn dies ist ja auch das Wesen der Welt. (Rilke: Keins ist geläutert, kein Herz...) Nein, kein Herz war „geläutert" und ist es bisher auch nur im geringsten Maße geworden. Wer ehmals schlecht und böse war, blieb es auch jetzt. Die christlichen Fürsten alle waren nicht besser als die heidnischen Häuptlinge, höchstens falscher, hinterhältiger und heuchlerischer. Wie hätten sonst die furchtbaren Metzeleien aus religiösen Motiven entstehen können, wie die Bartholomäus-Nacht unter dem allerchristlichsten König Frankreichs, wie der Dreißigjährige Krieg mit der Ausrottung von einem Drittel der deutschen Bevölkerung, wie die Vernichtung der Albigenser und die Millionen Toten der spanischen Kriege in den Niederlanden? Die Liste der christlichen „Taten" (Untaten) ist so groß, daß man sie nicht vollständig aufzählen kann. Nein, die Herzen waren durch das Christentum nicht geläutert worden, und das heißt: diese Religion hatte Ziel, Zweck und Sinn verfehlt, sie hat die Welt nicht befreit, gebes-

sert und verschönt, sondern sie hat sie in dem ewigen Zustand belassen, in dem sie war und immer ist und bleibt. Somit aber hätte sie uns auch erspart bleiben können.
Den einzelnen Menschen aber hat die „neue Religion" in seinem Herzen gespalten und zerrissen. Die Verleugnung der natürlichen Triebe hat Leib und Seele nicht glücklich gemacht. Der Versuch, die altererbten und eingeborenen Vorstellungen Unserer Art zu zerstören, ist nur zum geringen Teil und meist nur äußerlich gelungen. Im Herzen blieben die meisten die alten Heiden, die sie immer gewesen sind. Da aber, wo das Christentum auf das Innere einwirkte, mit einem gewissen Maß von Überzeugung und gedanklich-gemüthafter Überdeckung des natürlichen Innengesetzes, da hat es nur Verwirrung angerichtet, indem es die ursprünglichen Gefühls- und Instinkt-Bahnen verunsicherte und dem Einzelnen fragwürdig machte. So wurde auch jeder anderen — auch politischen — Ideologie und Indoktrinierung (theoretische Belehrungs-Sucht) Tor und Tür geöffnet, und eine Jugend begann heranzuwachsen, die nicht nur die trüben und konventionell gewordenen kirchlichen Familienbräuche abschüttelte, sondern mit diesen auch die guten Erziehungshilfen, die bisher ein sauberes und anständiges, konservatives und ordentliches Bürgerhaus dem jungen Menschen hilfreich geboten hatte. Die Kirche mit ihrer Auflösungstendenz altererbter und eingeborener Vorstellungen hat vieles dazu selbst beigetragen, daß der Zustand unserer Gesinnung und Gesittung völlig fragwürdig geworden ist und damit dem linken Bolschewismus die Pforten West-Europas öffnet.
Können wir diesem Einhalt gebieten? Wir meinen, wir könnten und müßten es. Der Weg dazu führt zur Ganzheit des Menschen zurück, nachdem man ihn durch „Aufklärung" und Christianisierung zersplittert und entnervt hat. Ganzheit aber gibt es nur in einem Glauben, der uns vereint mit den ältesten Überlieferungen unserer Seele, welche die Artseele ist. Einheit des Menschen wird nur zurückgewonnen durch die Bindung des Gewissens an die ewigen Werte unseres Lebens. Und das sind die Werte zugleich, welche unser Herz und eine große Vergangenheit uns lehren: Der Artglaube des Europäischen Menschentums, welcher in der ganzen Welt wieder aufgebrochen ist zu einem neuen Versuch, das Göttliche im Leben zu finden.

Inhaltsverzeichnis

IV. KAPITEL

Von der Gotenbekehrung bis zum Ende des europäischen Artglaubens

V. KAPITEL

Das Mittelalter als christlich-germanischer Versuch

Va. KAPITEL

Nachtrag: Die Christianisierung und Kolonisierung der ostelbischen Gebiete





